

Reutlinger Geschichtsblätter  
Jahrgang 2013 · Neue Folge Nr. 52



# Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2013 · Neue Folge Nr. 52

Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:  
Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:  
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv)

Redaktionsbeirat:  
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt,  
Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.  
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:  
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),  
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,  
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den  
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder  
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung  
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach  
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich  
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:  
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt  
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-  
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m<sup>2</sup>)  
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2014 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.  
Printed in Germany  
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:  
Rommelsbach, Aquarell von Andreas Kieser, um 1683 (Landesarchiv Baden-Württemberg,  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart, H 107/18 Bd. 52, Bl. 24).

# Inhalt

Vorwort	7
<i>Martin Widmann</i> Neues zu den Reutlinger Ärzten und Apothekern der frühen Reichsstadtzeit	9
<i>Kilian Spiethoff</i> Politische Verfolgung und Exil. Neue Studien zu Friedrich Lists Aufenthalt in Basel und Aarau (1823/24)	57
<i>Matthias Slunitschek</i> „Der Töne Geister dulden keine Sklaverei“. Der junge Hermann Kurz und der Reutlinger Liederkranz	109
<i>Roland Wolf</i> Die „Ortsgeschichte“ des Johann Martin Schäfer, Schultheiß von Rommelsbach. Eine Handschrift aus dem 19. Jahrhundert	123
<i>Antonia Jeismann</i> Im Krieg gemeinsam? Die Feldpostbriefe des Ehepaars Goerlich. Eine Fallstudie zu „Front“ und „Heimat“ im Ersten Weltkrieg	223
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	291
Autoren und Rezensenten	310
Abbildungsnachweise	311

## Buchbesprechungen

- Roland Hauser: Eine Stadthalle für alle. Das Reutlinger Jahrhundertprojekt, 2012 (R. Deigendesch) 291
- Hermann Kurz: Das freye Wort. Eine demokratische Streitschrift, hrsg. von Werner Ströbele und Andreas Vogt, 2013 (U. Bausch) 292
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hrsg.): Matthias Erzberger. Ein Demokrat in Zeiten des Hasses (Stuttgarter Symposium, Bd. 15), 2013 (H.-G. Wehling) 294
- Irme Schaber: Gerda Taro – Fotoreporterin. Mit Robert Capa im Spanischen Bürgerkrieg. Die Biografie, 2013 (W. Alber) 296
- Irene Scherer, Welf Schröter, Klaus Ferstl (Hrsg.): Artur und Felix Löwenstein. Würdigung der Gründer der Textilfirma Pausa und geschichtliche Zusammenhänge, 2013 (W. Alber) 298
- Neue Forschungen: Stadt, Schloss und Residenz Urach, hrsg. von Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und Klaus Gereon Beuckers, 2014 (B. Krämer) 300
- Bildung in moderner Architektur. Georg-Goldstein-Schule, Kaufmännische Schule Bad Urach. Festschrift zur Einweihungs- und Namensgebungsfeier, hrsg. vom Landkreis Reutlingen. Redaktion Hans-Peter Kuhnle und Daniel Wesel, 2012 (M. Koppi) 305
- Otmar Gotterbarm: Die Abgestürzten. Der Luftkrieg am 25. und 26. Februar 1944 über Augsburg und der Schwäbischen Alb, 2013 (H. Schneider) 306
- Sarah Kristin Kleinmann: Hier ist irgendwie ein großes Stillschweigen. Das kollektive Gedächtnis und die Zwangsarbeit in der Munitionsanstalt Haid in Engstingen (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 42), 2011 (S. Spiller) 307

## Vorwort

Der 52. Band der Neuen Folge der Geschichtsblätter kann wiederum mit einer ganzen Reihe gründlich erarbeiteter Beiträge zur Geschichte Reutlingens und der Region aufwarten.

Es hat mehr als einhundert Jahre gedauert, bis die Beschäftigung mit den Reutlinger Ärzten und Apothekern der Reichsstadtzeit nach den Arbeiten Theodor Schöns und Otto Krimmels wieder aufgegriffen wurde. Dies verdankt sich der intensiven Quellenarbeit des Tübinger Arztes und medizin-geschichtlichen Fachmanns Martin Widmann, der „Neues zu den Reutlinger Ärzten und Apothekern der frühen Reichsstadtzeit“ berichtet. Der Beitrag entstand im Rahmen der Vorbereitung der für 2014/15 im Reutlinger Heimatmuseum geplanten Ausstellung „Ärzte, Bader und Barbieri. Medizinische Versorgung zwischen Mittelalter und Moderne“. Eine Vielzahl neuer, zum Teil auch wiederentdeckter Quellen erlaubt einen Blick auf die oft genug prekäre Existenz der Reutlinger Ärzte in Mittelalter und Früher Neuzeit. Überdies werden zeitgenössische Hintergründe deutlich, etwa die Reformation in der Stadt oder der Einbruch des Kriegsgeschehens ab 1630 in der Region.

Der Schwerpunkt des Bandes liegt jedoch im 19. Jahrhundert. Passend zum 225. Geburtstag Friedrich Lists (1789–1846) erscheint der aus einer Münchner Magisterarbeit über die Gebrüder Follen hervorgegangene Aufsatz Kilian Spiethoffs über „Politische Verfolgung und Exil. Neue Studien zu Friedrich Lists Aufenthalt in Basel und Aarau (1823/24)“. Die gründliche Beschäftigung mit dem Thema hat sich gelohnt und erbrachte bemerkenswerte neue Erkenntnisse – angefangen von der „Entdeckung“ des tatsächlichen Wohnhauses Lists im schweizerischen Aarau bis hin zur Identifizierung eines internationalen Kreises exilierter Politiker, Wissenschaftler und Demagogen, die in den verhältnismäßig liberalen Orten der Schweiz Ideen für politische Zukunftsprojekte entwickelten. Die enge Verbindung Lists zu den Gebrüdern Follen aus Hessen, zumal zu dem Dichter August Follen, war zwar bereits bekannt, doch erbrachte die Durchsicht des Follen-Nachlasses in Winterthur und Zürich auch hier neue Erkenntnisse für die Biographie des herausragenden Nationalökonomen, Publizisten und Politikers.

Als Nebenprodukt seiner Beschäftigung mit Hermann Kurz wirft der Heidelberger Doktorand Matthias Slunitschek Licht auf die Bezüge Kurz' zum 1827 gegründeten Reutlinger Liederkranz. Slunitschek, Träger des zum 200. Geburtstag des Dichters und Publizisten eingerichteten Hermann-Kurz-

Stipendiums der Stadt Reutlingen, würdigt in seinem Aufsatz „Der junge Hermann Kurz und der Reutlinger Liederkranz“ die bislang offenbar verkannte Qualität der frühen, in einer Handschrift des Reutlinger Heimatmuseums überlieferten Gedichte des Maulbronner Klosterschülers.

Roland Wolf schließlich unterzog sich der verdienstvollen editorischen Arbeit, die „Ortsgeschichte“ des Rommelsbacher Schultheißen Johann Martin Schäfer (1787–1870) mit einem kommentierenden Vorspann herauszugeben. Die im Stadtarchiv verwahrte Handschrift wurde schon vielfach für Einzelfragen herangezogen, beispielsweise in der 1990 erschienenen Ortsgeschichte „Rommelsbach einst und jetzt“. Die genauen Beobachtungen des ab 1845 amtierenden Ortsvorstands und gelernten Geometers Schäfer von so verschiedenartigen Dingen wie archäologischen Funden, Klima-, Preis- und Ernteentwicklung oder aber die politischen Ereignisse der Revolution von 1848 machen diese Niederschrift zu einem wertvollen und sprechenden Zeugnis ländlichen Alltagslebens im Reutlinger Nordraum. Ein besonderes Augenmerk wird auf die Verbesserung der Lebensumstände im Ort nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gelegt, während die Zeit davor von periodisch wiederkehrenden Hungerkrisen und existenziellen Nöten geprägt war. Diese ertragreiche und längst nicht zur Gänze ausgewertete Quelle steht nun einer breiten Öffentlichkeit, auch für die Arbeit in den Schulen, leicht zugänglich zur Verfügung.

Aus einer Magisterarbeit am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft ging der Beitrag Antonia Jeismanns „Im Krieg gemeinsam? Die Feldpostbriefe des Ehepaars Goerlich. Eine Fallstudie zu ‚Front‘ und ‚Heimat‘ im Ersten Weltkrieg“ hervor. Die Verfasserin untersuchte den im Stadtarchiv verwahrten umfangreichen Briefwechsel der Jahre 1914–1918 von Dr. med. Max und Elisabeth Goerlich anhand eines eigens entwickelten Fragerasters mit den Methoden der historischen Anthropologie. Jeismann kommt unter Einbezug weiterer Feldpostkorrespondenzen zum Ergebnis, dass das Festhalten an den traditionellen Rollenbildern von Mann und Frau sowie gemeinsame Wertvorstellungen in diesem Fall dazu beitrugen, das oftmals heraufbeschworene „Auseinanderbrechen“ von Front und Heimat zu verhindern – trotz der in den Briefen feststellbaren unterschiedlichen „Erfahrungsräume“ beider Eheleute. Es gehört sicherlich zur Tragik des Paares, dass Elisabeth Goerlich das Kriegsende im November 1918 nicht mehr erlebte.

Die Buchbesprechungen stellen am Ende des Bandes wie gewohnt eine Auswahl neuerer Titel zur Stadt-, Regional- und Landesgeschichte vor.



## Neues zu den Reutlinger Ärzten und Apothekern der frühen Reichsstadtzeit

Martin Widmann

Mehr als hundert Jahre sind vergangen, seit Theodor Schön<sup>1</sup> und Otto Krimmel<sup>2</sup> ihre Erkenntnisse zu Ärzten, Wundärzten und Apothekern Reutlingens in den Druck gaben, und ebenso lange bilden die Arbeiten der beiden Autoren eine solide Basis für jeden, der sich mit dem Thema auseinandersetzt. Vor allem Theodor Schön hat eigene Irrtümer immer wieder korrigiert und das Thema um neue Funde bereichert. Doch das Material ist weit verstreut und nur recht mühselig zu einem stimmigen Ganzen zusammenzufügen. Außerdem weist das von Schön Publizierte auch in der Gesamtheit noch genügend Ungereimtheiten und Irrtümer auf.

Es war also an der Zeit, die Geschichte der Reutlinger Ärzte und Apotheker in den ersten Jahrhunderten der Reichsstadtzeit anhand der vor Ort erhaltenen Quellen neu aufzuarbeiten und mit den Segnungen des Internets zu bereichern. Vieles, das früher tief in den Archiven und Bibliotheken vergraben lag, ist heute ohne Weiteres zugänglich, und es finden sich zudem immer wieder Veröffentlichungen neueren Datums, die unser Wissen in einzelnen Bereichen auf ein ganz neues Niveau heben.

### Stadtphysikus Burkart Tütel und Meister Hans, der Wundarzt von Trochtelfingen

So ist es Helmut Walther zu verdanken, dass wir über den ersten Reutlinger Stadtarzt Burkart Tütel ungewöhnlich gut informiert sind. Er war zu Recht verdrossen, wenn seine Hinweise zum Lebenslauf des Stadtphysikus nicht die angemessene Beachtung fanden. Ein Wundarzt sei Tütel gewesen, ein Handwerker, der die Heilkunde nicht studiert habe, so die Autoren, die Helmut Walthers Unmut erregten.<sup>3</sup> Einen Wundarzt, der die Chirurgie beherrschte,

---

<sup>1</sup> Theodor Schön: Zur Geschichte des Medicinalwesens in Reutlingen in: Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen ärztlichen Landesvereins 62 (1892), S. 89–91, 99–101.

<sup>2</sup> Otto Krimmel: Reutlinger Ärzte und Apotheker in den Zeiten der Reichsstadt, in: Reutlinger Geschichtsblätter 4 (1893), S. 57–61.

<sup>3</sup> Helmut Walther: Burkart Tütel, „magister in artibus, scolar in medicina“, in: Sudhoffs Archiv 63 (1979), S. 91–93.

hatten die Reutlinger in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts indessen gar nicht nötig, denn den gab es damals schon in der Stadt. Meister Hans, der Wundarzt von Trochtelfingen, wird in zwei Urkunden des Stadtarchivs aus den Jahren 1370<sup>4</sup> und 1386<sup>5</sup> genannt, und die Arbeiten von Theodor Schön und Otto Krimmel gingen recht ausführlich auf ihn ein. Theodor Schön ging sogar so weit, hinter dem „maister“ den akademischen Grad des Magisters zu sehen. Über Chirurgie wurde damals tatsächlich an italienischen Universitäten gelesen, sodass der Gedanke zumindest nicht völlig aus der Luft gegriffen ist. Einig waren sich die beiden Autoren dann wieder darin, dass Burkart Tütel, der Stadtarzt, die Hohen Schulen besucht und Medizin studiert hatte. Zeitnah mit größeren und bedeutenderen Reichsstädten hatte sich Reutlingen einen fest angestellten Stadtphysikus geleistet.

Wer aber war dieser Burkart Tütel? Er könnte aus Reutlingen stammen, denn 1358 erwähnen die Akten der Pariser Universität, dass „Borghardus de Rutliguen“ Bakkalaureus der Artistenfakultät geworden sei, also den niedrigsten akademischen Grad erworben habe. „Borgardus de Swevia, Rutlingen“ schloss das Grundstudium der „septem artes liberales“, der Sieben Freien Künste, mit dem Magister Artium ab, und danach wandte sich „Borcardus Trutel de Rutlingen“ nach Montpellier, um mit dem Medizinstudium zu beginnen. Wann und wo er dieses Studium abschloss, kann Helmut Walther nicht angeben.<sup>6</sup> Dafür wird Burkart Tütel in Reutlingen umso präsenter. Urkunden von 1375<sup>7</sup> und 1377<sup>8</sup> erwähnen ihn, und ein Dokument von 1381 nimmt uns den letzten Zweifel an seiner Funktion: „Maister Burkart Tuttel zū disen ziten geswornor Stett artzat“.<sup>9</sup> Ein geschworener Stadtarzt hatte den Treueeid vor der Stadtregierung abgelegt, erhielt ein festes Gehalt und musste dafür die Armen der Stadt umsonst behandeln.<sup>10</sup>

Burkart Tütel war Kleriker, vermutlich mit niederem Weihegrad, da er spätestens 1381 verheiratet war. Die Ehe muss allem Anschein nach kinderlos geblieben sein, denn mit der bereits erwähnten Urkunde von 1381 stifteten der Stadtarzt und seine Frau Adelheid „ain ewig spende“, um sich die Fürbitte nach dem Tod zu sichern. Bedürftige erhielten am Martinstag Brot und eine finanzielle Unterstützung und waren gehalten, als Gegenleistung für das Seelenheil der Stifter zu beten.<sup>11</sup> Aus der Praxis des Reutlinger Stadtarztes hat ein

<sup>4</sup> StadtA Rt., Reichsstädt. Urkunden und Akten (künftig: RUA) Nr. 1607 (16. 12. 1370); T. Schön (wie Anm. 1), S. 89; O. Krimmel (wie Anm. 2), S. 57.

<sup>5</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1647 (18. 4. 1386); T. Schön (wie Anm. 1), S. 89; O. Krimmel (wie Anm. 2), S. 57.

<sup>6</sup> H. Walther (wie Anm. 3), S. 91–93.

<sup>7</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1621 (18. 7. 1375).

<sup>8</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1625 (13. 12. 1377).

<sup>9</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1636 (1. 3. 1381).

<sup>10</sup> O. Krimmel (wie Anm. 2), S. 57.

<sup>11</sup> Wie Anm. 9.



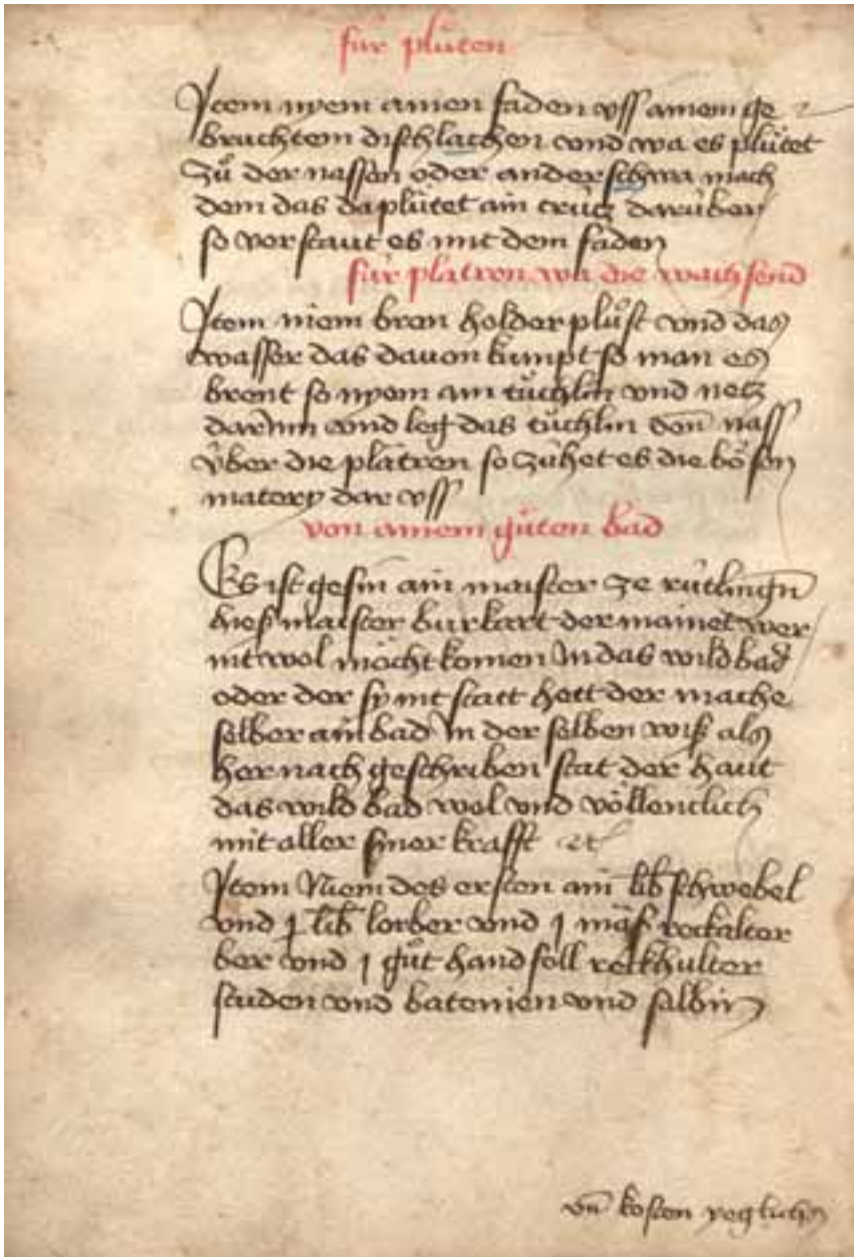
Die erste Nennung Burkart Tütels in Reutlingen im Jahr 1375.

Rezept Burkart Tütels die Zeit überdauert, das heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München aufbewahrt wird. Unter der Überschrift „von ainem güten bad“ liest man: „Es ist gesin ain maister cze rutling[e]n hieß maister burkart...“, und dann gibt der Text Anweisungen, wie denen, die nicht zur Kur in ein Heilbad reisen konnten, mit einem Bad, das Schwefel, Lorbeer, Betonien, Wacholderbeeren und Wacholderstauden enthielt, zu Hause geholfen werden konnte.<sup>12</sup>

Transkription des Textes Cgm 384, fol. 96v–97r:

Es ist gesin ain maister ze rutling[e]n  
hieß maister burkart der mainet wer  
nit wol möcht komen in das wild bad [Heilbad]  
oder der sy nit statt hett [der nichts an seiner Statt habe?] der mache  
selber ain bad in der selben wiß als  
hernach geschriben stat der haut  
das wild bad wol und vollenlich  
mit aller siner krafft etc.  
Item Niem des ersten ain lib. [Pfund] schwebel  
und ½ lib. lorber und 1 mäß veckalter  
ber [Wacholderbeeren] und 1 güt hand foll veckhulter  
studen [Wacholderstauden] und batenien [Betonien] und salbin  
vier lib. schmer [Schweinefett] und 2 lib. puteren [Butter]

<sup>12</sup> Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 384, fol. 96v–97r.



Badrezept des Burkart Tütel in einer Sammelhandschrift der Bayerischen Staatsbibliothek München.

und laus das mit ain andren sieden  
und rûr es mit ainem spân und das  
die krafft der krutter mit dem schmer [damit die Kraft der Kräuter  
mit dem Fett]  
sich temperiry [sich mischen] das nach so sih [seihe]  
es alles  
mit ain andren durch ain tûch dar-  
nach tû das krut hin und tû zu dem  
schmaltz ½ lib. wisses hartzes und ain  
vierden taill aines lib. wachs und  
wyroch [Weihrauch] und mirren [Myrrhe] fenum grecu[m] [Foenum  
graecum: Bockshornklee]  
und mastig yeglichs ½ lott das es  
gestossen sy klain als das mel [dass es gestoßen sei so fein wie Mehl]  
und tû das alles zesamend etc.  
Dise salb haisset ain salb zû allen  
wunden und hailt alle wunden und  
ist gût zû allen geschwulsten wa man  
sy daruff strichet.

Nur der erste Teil des Rezepts handelt also von einem Wannenbad, das die Kraft eines Heilbads habe. Den Substanzen, die man Arzneimischungen zusetzte, schrieb man bestimmte Qualitäten zu. Sie waren von Natur aus heiß oder kalt, nass oder trocken, und damit war das Prinzip einer Behandlung vorgegeben: Wer hochfieberhaft war und unter quälendem Durst litt, erhielt Medikamente, denen man kalte und feuchte Qualitäten zusprach. Die Stärke jeder einzelnen Zutat kannte unterschiedliche Grade. Ein Zuviel ließ sich durch die Zugabe einer Substanz mit entgegengesetzter Wirkung „temperieren“. Im vorliegenden Fall soll das Schweineschmalz die Kraft der Kräuter abmildern.

Der letzte Teil des Rezepts hat nichts mehr mit einem heilenden Bad zu tun. Nach dem Durchsiehen der Mischung durch ein Tuch wird der Rückstand zu einer Wund- und Heilsalbe weiterverarbeitet.

## Der Unterricht an der Lateinschule und das Studium an einer Universität

Stadtkinder zum Studium an Hohe Schulen zu schicken, war in Reutlingen spätestens seit 1276 möglich. In einer Urkunde vom 25. Januar ist von „Waltero rectore puerorum“ die Rede.<sup>13</sup> Beim Schulmeister der Lateinschule

---

<sup>13</sup> HStA Stuttgart, B 457 U 1445 (25. 1. 1276); zur Lateinschule vgl. Franz Votteler: Geschichte der Lateinschule der Reichsstadt Reutlingen, in: Geschichte des humanistischen Schul-

erwarben die Knaben Grundkenntnisse der Unterrichts- und Gelehrtensprache Latein und waren damit in der Lage, den Vorlesungen an einer Universität zu folgen. Der sprachlich orientierte Dreiweg („trivium“), bestehend aus Grammatik, Rhetorik und Logik (oder Dialektik), bildete das Fundament der universitären Ausbildung. Wer diese drei Fächer beherrschte, wandte sich als „baccalaureus artium“ den von Zahlen dominierten Fächern Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie zu. Dieser Vierweg („quadrivium“) machte die Zahl der „septem artes liberales“, der Sieben Freien Künste, komplett. Frei waren die Künste, weil sie nicht primär zum Broterwerb dienten, sondern zur Bildung eines freien (im Idealfall finanziell unabhängigen) Mannes gehörten. Wer das Studium der Artes abgeschlossen hatte, konnte sich als „magister artium“ einem weiterführenden Studium an einer höheren Fakultät zuwenden, wobei die Auswahl überschaubar war: Theologie, Jura, also Kirchenrecht und weltliches Recht, oder als drittes Fach die Medizin. Medizin konnte man mit dem Lizentiat abschließen und war damit berechtigt, ohne Einschränkung ärztlich tätig zu sein. Eine Promotion zum „doctor medicinae“ war darüber hinaus mit der „venia ubique docendi et legendi“, mit dem Recht, überall zu lehren und Vorlesungen zu halten, verbunden. Einen akademisch ausgebildeten Arzt nannte man „medicus“ oder „physicus“, weil er „physica“, die Naturkunde, studiert hatte.

## Die Gelehrten der Familie Spechtshart

Uns interessiert sowohl der Unterricht in der Lateinschule als auch die Ausbildung zum Arzt, denn auf beiden Gebieten brachte die Reutlinger Familie Spechtshart herausragende Persönlichkeiten hervor. Hugo Spechtshart (1285–1359/60) erwarb sich Ruhm als Autor einer gereimten Weltchronik und als Verfasser von Unterrichtswerken. Sein „Speculum grammaticae“ war ein grammatikalisches Lehrgedicht, die „Forma discendi“ listete Lektürevorschläge für die verschiedenen Unterrichtsstufen auf, und die „Flores musicae omnis cantus Gregoriani“ waren ein Lehrbuch für den Messgesang.<sup>14</sup> Den Ruhm teilte er mit seinem Neffen, dem Reutlinger Lateinschullehrer Konrad Spechtshart, der die Texte Hugos verbesserte und mit Anmerkungen versah.<sup>15</sup> Nach dem Tod Hugos ging dessen Besitz auf Konrad über. Der verkaufte am 17. April 1360 einen Teil seines Erbes, den Widemhof in Unterhausen, „denen

---

wesens in Württemberg, hrsg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, Bd. 2/1, Stuttgart 1920, S. 328.

<sup>14</sup> Eberhard Stiefel: Leben, Wirken und Werke des Hugo Spechtshart von Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 24 (1985), S. 7–169.

<sup>15</sup> Adolf Diehl: Speculum grammaticae und Forma discendi des Hugo Spechtshart von Reutlingen, in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 20 (1910), S. 1–26.

Feldtsiechen Leuthen die ihre wohnung handt bey St. Catharinen Capellen“. <sup>16</sup> 1380 stiftete er den Leprösen zudem ein ewiges jährliches Weingeld. <sup>17</sup> In der Katharinenkapelle vor den Toren der Stadt erhielt er dann auch seine letzte Ruhestätte. Nach dem Abbruch des Gotteshauses kam unter dem Bretterfußboden sein Epitaph zum Vorschein, das heute im Heimatmuseum steht. Es zeigt den Schulmeister mit der Rute (dem Attribut der Grammatik) in der Linken am Leseput. Über dem Dargestellten hat der Steinmetz das väterliche Wappen und das der Mutter angebracht. <sup>18</sup> Beide Familien führten offenbar ein Lilienwappen. Das lässt mütterlicherseits an die Familie Last denken, eine Vermutung, die schon Theodor Schön äußerte. <sup>19</sup> Wir wissen seit Neuestem, dass Konrad in Kontakt mit dem „Priester Hanns dem Last“, dem Kaplan des Simon- und Judasaltars in der Georgskirche in Tübingen, stand. Von Konrad Spechtsharts Hand stammt allem Anschein nach eine Urkunde, mit der Hans Last Elisabeth und Agathe, den Töchtern des Reutlinger Schulmeisters, die Einkünfte von Gütern in Kusterdingen und Gomaringen überlässt, Einkünfte, die der Priester zuvor dem Kloster Blaubeuren abgekauft hatte. <sup>20</sup> Am 1. Juli 1407 gab „Bethe Rindermennin, Maister Con-



Die Inschrift des Epitaphs von Konrad Spechtshart gibt uns über das exakte Datum seines Todes Auskunft: „anno · domini · m · ccc · lxxxv · v · idus · ianuarii · obiit · mag[ister] · cunradus · spechthart · doctor · puerorum · in rutlingen“, der Reutlinger Knabenlehrer starb also am 9. Januar 1395.

<sup>16</sup> StadtA Rt., Armenpflege Nr. 792.

<sup>17</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1633 (20. 7. 1380).

<sup>18</sup> Heimatmuseum Reutlingen, Inventarnummer 1991/682.

<sup>19</sup> Theodor Schön: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation, in: Reutlinger Geschichtsblätter 8 (1897), S. 10–14.

<sup>20</sup> HStA Stuttgart A 602 U 13 286 (28. 8. 1383). Mein Dank für diesen wichtigen Hinweis geht an Herrn Wolfgang Wille in Mössingen.

rat Spechtsharts, des Schulmeisters, Witwe“ den jährlichen Zins für das Haus der Familie hinter der Marienkirche.<sup>21</sup>

Die Verpflichtung, den Leprösen ihr jährliches Weingeld zu geben, ging nach Konrads Tod auf seinen Sohn „maister steffan spechtzhart“ über.<sup>22</sup> Der um 1390 geborene Stephan Spechtshart wird in den Beständen des Reutlinger Stadtarchivs immer nur am Rande erwähnt.<sup>23</sup> Dafür ist er in den Akten der Universität Wien umso präsenter. Im Sommer 1404 schrieb sich „Stephanus Speczhardi de Rotlingna“ in Wien zum Grundstudium ein, er wurde am 13. 10. 1406 Bakkalaureus Artium und am 13. 4. 1409 zur Abschlussprüfung der Artes zugelassen.<sup>24</sup> 1412 legte er das Bakkalaureat im Fach Medizin ab (auch in der Medizin gab es ein Bakkalaureat, zu dem man wenigstens 22 Jahre alt sein musste). 1414 bat Stephan Spechtshart „humiliter“ (demütig) um Zulassung zur Lizentiatsprüfung. Die Fakultät zögerte. Er habe sich Dummejungenstreiche und Possen zuschulden kommen lassen (ein untadeliger Lebenswandel war eine der Voraussetzungen für die Zulassung zur Prüfung), sodass man ihm zur Auflage machte, er möge nach bestandnem Examen zwei ganze Jahre „in partibus suis“, in seiner Gegend, praktizieren. Bei den zwei Jahren scheint es nicht geblieben zu sein, denn erst 1420 promovierte Stephan Spechtshart in Wien zum Doktor der Medizin, machte dann allerdings steile Karriere. Die Fakultät wählte ihn 1420 und 1422 zum Dekan, und ebenfalls 1420 wurde er sogar Rektor der gesamten Universität. Das war keine Selbstverständlichkeit. Medizin war die kleinste Fakultät und nahm nach der Theologie und der Jurisprudenz den eher bescheidenen dritten Platz in der universitären Hierarchie ein. Stephan Spechtshart nützte seine Position als Dekan, um die Akten der Fakultät mit einem erläuternden Kommentar zu dem Vorfall von 1414 zu versehen. Aus unerklärlichen Gründen sei ihm damals die Zulassung zur Prüfung verweigert worden. Die Passage ist durchgestrichen, und eine spätere Hand hat sich nicht verkneifen können hinzuzufügen: „nescis quare“ (weißt du nicht warum?).

1423 rüstete sich Stephan Spechtshart zur Abreise. Die Formulierung „in partes iturus“ mag sich auf eine Heimkehr nach Reutlingen beziehen;<sup>25</sup> jedenfalls ist Meister Spechtsharts Weingarten auf der Hegwiese (aus dem Nachlass seines Vaters Konrad Spechtshart) in zwei Reutlinger Urkunden

<sup>21</sup> HStA Stuttgart B 201 U 417 (1. 7. 1407).

<sup>22</sup> Wie Anm. 17.

<sup>23</sup> StadtA Rt., Urkundenselekt 84 (14. 2. 1425); RUA Nr. 1757 (16. 5. 1433); Urkundenselekt 105 (18. 3. 1447); RUA Nr. 1095 (31. 3. 1451).

<sup>24</sup> „Stephan Speczhardus (ID: 2147105494)“, in: RAG, Repertorium Academicum Germanicum, ([www.rag-online.org](http://www.rag-online.org)).

<sup>25</sup> Sonia Horn; Annette Löffler (Hrsg.): Acta Facultatis Medicae Universitatis Vindobonensis, Vol. 1 1399–1435, Universitätsarchiv Wien Cod. Med. 1.1, (2012), S. 18, 25, 29, 44, 47, 48, 53, 56, 57, 58 (Onlinepublikation: <http://www.sonia-horn.eu/?page-id=151>).



von 1425 und 1433 erwähnt.<sup>26</sup> Stephan Spechtshart muss damals also noch am Leben gewesen sein, unabdingbare Voraussetzung für die Geburt seines Sohnes Lukas, der um 1435 das Licht der Welt erblickte. Wann Stephan starb, lässt sich nur eingrenzen. Es gibt eine Urkunde im Reutlinger Stadtarchiv, aus der wir erfahren, dass „maister spezhart“ von seinen Eltern das Haus hinter der Marienkirche („hinnder unser frauen Capelle gelegenn“) geerbt hatte, und dass er am 18. 3. 1447 bereits tot war.<sup>27</sup> Nach dem Tod Stephans führte dessen Schwiegervater Jos Rämi die Geschäfte für seinen minderjährigen Enkel. Auf der Rückseite der Urkunde von 1380 liest man: „git Joß ränin wingelt“, Jos Rämi gab also weiterhin das Weingeld für die Leprösen, bis sein Schützling mündig wurde.<sup>28</sup> 1451 begegnet uns dann der volljährige Lukas Spechtshart („Maister Steffan Spechtzharts säligen Sun“) in einer Verkaufs-urkunde, er muss damals also mindestens 16 Jahre alt gewesen sein.<sup>29</sup> Dazu passt, dass er sich 1449 zum Grundstudium an der Universität Heidelberg einschrieb. Das war im Alter von 14 Jahren möglich. 1451 war Lukas Spechtshart Bakkalaureus Artium, 1455 Magister Artium und spätestens 1464 „Doctor in Erzny“. <sup>30</sup> Was wir uns darunter vorzustellen haben, macht ein Investiturprotokoll vom 30. 8. 1466 deutlich. Die Familie Spechtshart besaß das Recht, Geistliche für einen der Altäre von St. Peter, der Hauptkirche vor den Toren der Stadt, vorzuschlagen. Dieses Recht wurde am genannten Datum „p[er] Jodoc[um] Remi ciuem op[pidi] Ruttlingen et mag[istrum] Lucam Spezhardi doctor[em] in medicinis“, also von dem Reutlinger Bürger Jos Rämi und von Meister Lukas Spechtshart, Doktor „in den Medizinen“, wahrgenommen.<sup>31</sup> Doktor „in medicinis“ wurde man, wenn man das Studium der inneren Medizin und der äußeren Medizin, der Chirurgie, mit der Promotion abgeschlossen hatte. Das weist, wie schon erwähnt, auf ein Studium an einer italienischen Universität hin. Dort konnte man damals Chirurgie hören und als „doctor utriusque medicinae“, als Doktor beiderlei Medizin oder „beider Arznei“, die Hohe Schule verlassen. Von 1475 bis 1482 finden wir Lukas Spechtshart am Rottenburger Hof der verwitweten Erzherzogin Mechthild, der Mutter von Graf Eberhard im Bart. Als geschworener Leibarzt („phiscus iuratus“) des Grafen wird er 1477 bei der Gründung der Universität Tübingen erwähnt.<sup>32</sup> Noch 1484 war er als Rat des Grafen Eber-

<sup>26</sup> StadtA Rt., Urkundenselekt Nr. 84 (14. 2. 1425), RUA Nr. 1757 (16. 5. 1433).

<sup>27</sup> StadtA Rt., Urkundenselekt Nr. 105 (18. 3. 1447).

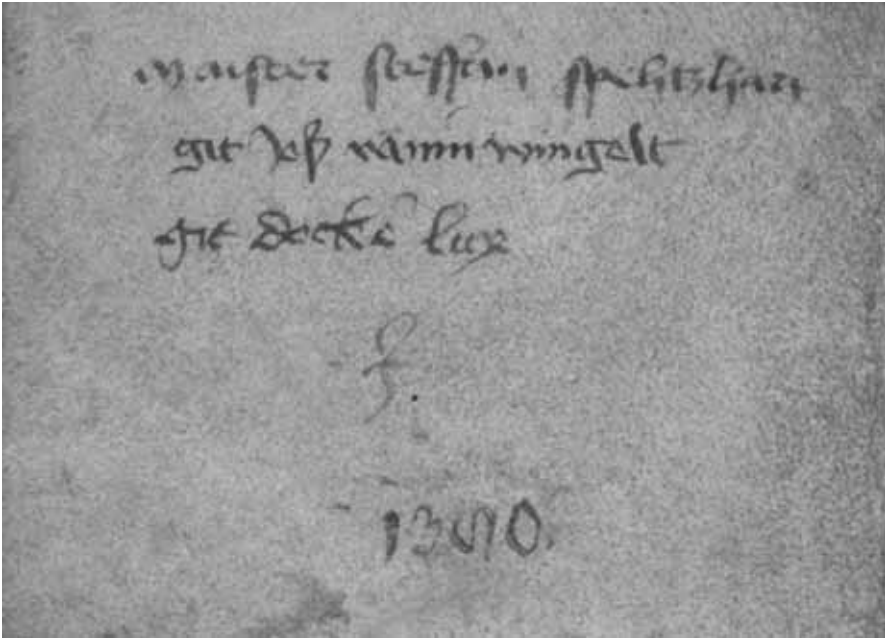
<sup>28</sup> Wie Anm. 17.

<sup>29</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1095 (31. 3. 1451).

<sup>30</sup> Miriam Zitter: Die Leibärzte der württembergischen Grafen im 15. Jahrhundert (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 1), Leinfelden-Echterdingen 2000, S. 101–106.

<sup>31</sup> Manfred Krebs: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert, in: Freiburger Diözesanarchiv 72 (1952), S. 689. Den Hinweis auf diese Quelle verdanke ich Frau Miriam Eberlein (geb. Zitter), wissenschaftliche Archivarin im Stadtarchiv Heilbronn.

<sup>32</sup> M. Zitter (wie Anm. 30), S. 103.



Auf der Rückseite der Stiftungsurkunde für das Weingeld, das Konrad Spechtshart seit 1380 jährlich an die Leprakranken auszahlen ließ, sind alle aufgeführt, die nach dem Tod des Schulmeisters der Verpflichtung des Verstorbenen nachkamen: „maister steffan spechtshart“, danach „git Joß ränin wingelt“ und schließlich „git Dock[t]o[r] lux“.

hard tätig<sup>33</sup> und erhielt laut Dienerbuch von 1485 eine Besoldung von 100 Gulden plus Naturalien.<sup>34</sup> Im Jahr 1485 nahm Lukas Spechtshart dann das Bürgerrecht in Reutlingen an.<sup>35</sup> Auch die Reutlinger schätzten ihn offenbar als jemanden, dem man verantwortungsvolle Aufgaben übertragen konnte; 1500 fungiert er als Zeuge und Siegler in einer Urkunde des Spitals.<sup>36</sup> Auch er fühlte sich an die Verpflichtung gebunden, die sein Großvater Konrad Spechtshart eingegangen war: „git Dock[t]o[r] lux“, Doktor Lukas gab also weiterhin das Weingeld für die Leprakranken.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> StA Ludwigsburg, B 509 U 664 c (3. 1. 1484).

<sup>34</sup> Theodor Schön: Über die Besoldungen der von den Grafen und Herzögen von Württemberg bestellten Aerzte und anderen Medizinalpersonen im 15. und 16. Jahrhundert, in: Medizinisches Correspondenz-Blatt 75 (1905), S. 864, 865, 918.

<sup>35</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 5379 (27. 7. 1485).

<sup>36</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 1152 (25. 8. 1500).

<sup>37</sup> Wie Anm. 17. Hermann Kalchreuter las die Passage als „git Decker lux“. Eine Urkunde vom 24. 4. 1475 (M. Zitter, wie Anm. 30, S. 103) nennt „Meister Luxen Spechtshart Doctor“. Die

Am Martinstag (am 11. November) 1506 war Lukas Spechtshart tot, wie wir einer Rechnung der württembergischen Landschreiberei entnehmen können.<sup>38</sup> Er hatte einen Sohn gleichen Namens, der 1483 als „Lucas Spetzhart de Rotenburg“ in Tübingen das Studium aufnahm. 1486 war er Bakkalaureus und 1491 schloss „Magister Lucas Spetzhart de Ruttlingen“ das Studium der Artes ab. Wir kennen den Tag seiner Promotion zum Doktor der Medizin an der Universität Tübingen: Es war der 17. Januar. Über das Jahr lässt uns der Schreiber dann ausgerechnet in diesem Fall im Ungewissen, sodass wir auf Mutmaßungen angewiesen sind.<sup>39</sup> Immerhin nennt die oben erwähnte Rechnung der württembergischen Landschreiberei von 1506 nicht nur den verstorbenen Vater „doctor Lucas Spechtzart selig“ sondern auch seinen Sohn „doctor Lucas“. Der jüngere Lukas Spechtshart musste also Martini (am 11. November) 1506 bereits promoviert sein.<sup>40</sup> Das Wappen der Familie Spechtshart, eine weiße (silberne) Lilie auf blauem Grund, findet sich im ersten Band der Lorcher Chorbücher, die in den Jahren 1511 und 1512 entstanden sind. Der „illuminista“, der Illustrator der Codices, verewigte in den Prachtbänden fromme Stifter, die – so darf man vermuten – mit ihren Spenden für das Gelingen des aufwändigen Werkes sorgten (und damit der Fürbitte des Klosters sicher waren). „Lucas spechtzhart“, so liest man dort, „in medicinis doctor“.<sup>41</sup>

Eine klare Angelegenheit, wie es scheint. Der jüngere Spechtshart kaufte sich beim Kloster ein, damit die Mönche für das Seelenheil des verstorbenen Vaters, des Doktors beider Arznei, beteten. Doch ganz so simpel ist der Sachverhalt nicht. An der Universität Tübingen gehörte seit 1497 die Chirurgie zum Lehrplan<sup>42</sup> und wir finden etliche Ärzte, die in der Folge als „doctor utriusque medicin[a]e“, als Doktor beiderlei Medizin, die Universität verließen.<sup>43</sup>

---

Lesart „git Dock[t]o[r] lux“ ist also nicht ohne Parallelen und fügt sich auch harmonischer in das Gesamtbild ein, das wir von der Familie Spechtshart haben.

<sup>38</sup> HStA Stuttgart, A 256 (Landschreibereirechnungen) Bd. 4 (1506/07), fol. 94r, „Gult auf Martini 1506“. Ich verdanke diese hilfreiche Information Frau Miriam Eberlein M. A. (geb. Zitter).

<sup>39</sup> Stefan Kötz: Die vorreformatorischen Matrikeln der Theologischen Fakultät (1480–1534) und der Medizinischen Fakultät (1497–1535) der Universität Tübingen, in: Tübingen in Lehre und Forschung um 1500 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 9), hrsg. von Sönke Lorenz u. a., Ostfildern 2008, S. 287.

<sup>40</sup> Wie Anm. 38.

<sup>41</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. mus. I. 2° 63, fol. 31 v, vgl. Clytus Gottwald: Codices Musici (Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Reihe 1, Bd. 1), Wiesbaden 1964, S. 116–117. Felix Heinzer: „Exercitium scribendi“ – Überlegungen zur Frage einer Korrelation zwischen geistlicher Reform und Schriftlichkeit im Mittelalter, in: Hans-Jochen Schiewer (Hrsg.): die Präsenz des Mittelalters in seinen Handschriften, Tübingen 2002, S. 122.

<sup>42</sup> Miriam Eberlein (geb. Zitter): Der Lehrplan der Medizinischen Fakultät Tübingen, in: Tübingen in Lehre und Forschung, (wie Anm. 39), S. 87–103.

<sup>43</sup> S. Kötz (wie Anm. 39), S. 290.



Eine Seite aus dem ersten Band der Lorcher Chorbücher mit dem Wappen des „Lucas spechtzhart in medicinis doctor“.

Der jüngere Lukas Spechtshart wird in den bekannten Quellen zwar nie so genannt, doch möglich wäre eine derartige Promotion allemal. Erschwerend kommt hinzu, dass es über das Todesjahr von Lukas junior nur Vermutungen gibt. Das letzte gesicherte Lebenszeichen ist eine Gültzahlung, die am Georgstag (am 23. April) 1511 fällig wurde.<sup>44</sup> Danach verliert sich die Spur des jüngeren Lukas Spechtshart, und es mag sein, dass er um diese Zeit starb. Rätselhaft bleibt in diesem Zusammenhang nach wie vor der Text einer Urkunde von 1521, aus dem hervorgeht, dass „docter Lucas Spechhart seel[igen] kind usser Ihrem Huwß unnd gesäß in der Schmidgassen gelegen“ jährlich auf Georgi zwei Pfund Heller zahlten.<sup>45</sup> Wer jene „kind“ waren, weiß niemand, und unklar ist auch, ob der jüngere Lukas Spechtshart wirklich im Zeitraum zwischen 1511 und 1521 noch am Leben war. Damit bleibt letzten Endes auch die Frage offen, welcher Lukas Spechtshart mit der Titulatur des Wappens im Lorcher Chorbuch nun eigentlich gemeint ist. Gar keine Aussage lässt sich zur ärztlichen Praxis der drei Mediziner aus der Familie Spechtshart in ihrer Heimatstadt machen. Doch ihre deutliche Spur in Reutlingen lässt durchaus die Vermutung zu, dass die medizinische Versorgung der Bürger über drei Generationen hinweg zu ihren Aufgaben gehörte.

### **Doktor Alexander Seitz von Marbach und der Stadtphysikus Georg Rentz**

Auch wenn der jüngere Lukas Spechtshart tatsächlich erst um das Jahr 1521 gestorben sein sollte, klafft zwischen ihm und dem nächsten mit Sicherheit nachzuweisenden Stadtarzt Georg Rentz immer noch eine Zeitspanne von fast zehn Jahren. Wir wissen, dass sich in diesem Zeitraum ein weiterer Arzt, nämlich Alexander Seitz aus Marbach, in Reutlingen aufhielt. „Alexander Sytz de Marpach“ begann sein Studium am 19. 11. 1488 in Tübingen, wurde dort am 12. 3. 1490 Bakkalaureus und am 20. 8. 1495 Magister Artium.<sup>46</sup> Schon in seiner Tübinger Zeit muss er zumindest lose Kontakte mit Reutlingen gehabt haben, denn er ließ zwischen 1493 und 1495 eine lateinische Grammatik mit dem Titel „Monucleus Aureus“ in der Offizin des Michael Greyff drucken.<sup>47</sup> Danach studierte er in „Badua“ und Rom, wie wir einer Schrift

---

<sup>44</sup> HStA Stuttgart, A 256 (Landschreibereirechnungen) Bd. 9 (1511/12), fol. 61 r, „Gult zu Georgii 1511“. Auch diese Information verdanke ich der Freundlichkeit von Frau Miriam Eberlein (geb. Zitter).

<sup>45</sup> Georg David Beger: Kirchengeschichtlich- und rechtliche Nachrichten, von dem Rural-Capitel in des Heil. Röm. Reichs-Stadt Reutlingen, Lindau 1765, Beilage Nr. 9, S. 110.

<sup>46</sup> Heinrich Hermelink: Die Matrikeln der Universität Tübingen, Erster Band: Die Matrikeln von 1477–1600, Stuttgart 1906, Nr. 22,9, S. 73.

<sup>47</sup> Peter Ukena (Hrsg.): Alexander Seitz, Sämtliche Schriften, 2. Band: Politische und Theologische Schriften, Monucleus Aureus, Briefe, Berlin-New York 1975, S. 355–415.

über die Behandlung der Syphilis entnehmen können, die 1509 von „meister Alexander Sytzen zu Marckbach“ veröffentlicht wurde.<sup>48</sup> Der Stadtarzt von Marbach spielte eine aktive Rolle bei den Unruhen, die Württemberg im Jahr 1514 erschütterten, und musste sich nach der Unterdrückung des „Armen Konrad“ einer Verhaftung durch die Flucht in die Schweiz entziehen.<sup>49</sup> In Baden im Aargau praktizierte er mit Erfolg, doch die Diplomatie Herzog Ulrichs ließ ihn auch dort nicht zur Ruhe kommen. Er wurde 1514 verhaftet und musste vor seiner Freilassung schwören, dass er sich nicht agitatorisch betätigen wolle.<sup>50</sup> Er erhielt Schützenhilfe von seinen Patientinnen, die sich 1516 angesichts seiner drohenden Ausweisung in einem gemeinsamen Schreiben für den von ihnen sehr geschätzten Arzt einsetzten. Vor allem bei Problemschwangerschaften scheint Seitz eine glückliche Hand gehabt zu haben, und die Bitte einer Schwangeren wog schwer in Rechtsangelegenheiten.<sup>51</sup> Kontakte mit dem Herzog von Bayern verschafften ihm im Frühjahr 1519 eine Stelle als Stadtarzt in München.<sup>52</sup> Nach dem Scheitern der Ehe zwischen Sabina, der Schwester des Bayernherzogs, und Herzog Ulrich von Württemberg herrschte feindselige Spannung zwischen den beiden Herrschern. Das Fass zum Überlaufen brachte Herzog Ulrichs Überfall auf Reutlingen im Frühjahr 1519. An der Spitze eines Heeres des Schwäbischen Bundes vertrieb der Bayernherzog seinen Schwager, und nach Bezahlen der Kriegskosten übernahmen die Habsburger 1520 die Herrschaft in Württemberg. Alexander Seitz muss schon früh ein Anhänger der neuen evangelischen Lehre gewesen sein. Nach einer Periode der Duldung bekannte sich der Herzog in München 1521 mit aller Deutlichkeit zum alten Glauben und setzte das Wormser Edikt konsequent um. Alexander Seitz versuchte, sich mit einer Schrift über das Aderlassen, die er Bürgermeister und Rat der Stadt München widmete,<sup>53</sup> und einem Traktat über die Pest<sup>54</sup> unentbehrlich zu machen. Dabei übertrieb er die eigene Kompetenz und die Unwissenheit seiner Münchner Kollegen, und der Schuss ging nach hinten los. Er durfte nicht mehr unzensuriert publizieren, das beanstandete Aderlasstraktat wurde konfisziert und sein Autor im Frühjahr 1521 aus städtischen Diensten entlassen.<sup>55</sup>

<sup>48</sup> Peter Ukena (Hrsg): Alexander Seitz, Sämtliche Schriften, 1. Band: Medizinische Schriften, Berlin 1970, S. 1–29.

<sup>49</sup> Eugen Munz; Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 88–89. Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Peter Halfter in Marbach.

<sup>50</sup> P. Ukena (wie Anm. 47), S. 311–313.

<sup>51</sup> David Hess: Die Badenfahrt, Zürich 1818, S. 537–541.

<sup>52</sup> Karl Schottenlohr: Doktor Alexander Seitz und seine Schriften, München 1925, S. 8.

<sup>53</sup> P. Ukena (wie Anm. 48), S. 91–141.

<sup>54</sup> P. Ukena (wie Anm. 48), S. 143–207. Die Jahreszahl 1521 auf dem Titelblatt steht nicht im Einklang mit der Schlussbemerkung des Traktats: „Volendt an fünfftzehenden tag Hornungs im fünfthzehenhundert und zwaiundzwainzigsten Jar“ (Vollendet am 15. Februar 1522).

<sup>55</sup> K. Schottenlohr (wie Anm. 52), S. 10–14.

Ein Brief Alexander Seitz' an den Züricher Reformator Zwingli von 1525 belegt, dass er zwischenzeitlich nach Reutlingen gezogen war, wo die protestantische Lehre unter dem Einfluss Matthäus Albers immer neue Anhänger gefunden hatte. Die habsburgische Regierung in Stuttgart beobachtete diese Entwicklung mit Argwohn und erhöhte den politischen Druck auf die Reichsstadt. Die Situation eskalierte 1524 mit dem proreformatorischen Markteid der aufgebrachten Reutlinger Bevölkerung. Hinzu kam die Erhebung der Bauern im Umland. Der genannte Brief<sup>56</sup> berichtet von dem Fall des Unterhausener Pfarrers, der angesichts der bedrohlichen Situation in Reutlingen Schutz gesucht hatte, aber von dort aus weiter den Dienst in seiner Gemeinde versah. Nach dem Gottesdienst sei er vom Uracher Vogt („a regulo in Urach“) festgenommen, nach Stuttgart gebracht und dort ebenso wie ein anderer protestantischer Pfarrer nach kurzem Prozess aufgehängt worden. In Reutlingen machte sich die Angst vor weiteren Übergriffen breit, und schließlich fand Alexander Seitz, dass ein protestantischer Christ in Reutlingen seines Lebens nicht mehr sicher sei. Er floh 1525 ins reformierte Straßburg und bat Zwingli in dem schon erwähnten Brief, ihm in der Eidgenossenschaft eine Stelle als Stadtarzt zu vermitteln. Seinen Lebensabend verbrachte Alexan-



Wahrscheinlich um seine Position in München zu festigen, widmete Alexander Seitz sein Aderlasstraktat von 1520 der Münchner Stadtregerung. Für eine derartige Widmung erwartete man in der Regel ein Geldgeschenk und mit Sicherheit kein Publikationsverbot. Das Werk blieb trotz Verbots erfolgreich und wurde 1527, 1529 und 1530 neu aufgelegt.

<sup>56</sup> P. Ukena (wie Anm. 47), S. 314–315; Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 8 (Corpus Reformatorum, Bd. 95), Leipzig 1914, S. 423–425 (Onlineausgabe: [www.irg.uzh.ch/static/zwingli-briefe](http://www.irg.uzh.ch/static/zwingli-briefe)). Zum Folgenden vgl. StadtA Rt., A 1 Nr. 6294 sowie Julius Hartmann: Matthäus Alber, der Reformator der Reichsstadt Reutlingen, Tübingen 1863, S. 65; Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2. Bearb., hrsg. vom Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893, Teil 2, S. 220–221; Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997, Bd. 1, S. 929.

der Seitz in Basel. Auch dort blieb er unbequem und wurde 1530<sup>57</sup>, 1531<sup>58</sup> und 1533<sup>59</sup> immerhin dreimal ins Gefängnis geworfen. Zwei Veröffentlichungen von 1540<sup>60</sup> und 1544<sup>61</sup> sind die letzten Lebenszeichen des Unbeugsamen.

Doch nun zur eigentlich wichtigsten Frage: War Alexander Seitz als Arzt in Reutlingen tätig? Wir wissen es nicht. Auf der anderen Seite war Seitz ein angesehenener Doktor „beyder Ertzney“, hatte praktische Erfahrung im Ausland gesammelt, war der Autor einer ganzen Reihe von medizinischen Werken und war – wie er selbst betonte – mittellos genug, um von seiner Kunst leben zu müssen. Dass sich die Reutlinger ausgerechnet in einer Zeit des Ärztemangels mit ihren körperlichen Beschwerden nicht an diesen fähigen Mann gewandt haben sollen, ist unwahrscheinlich.

Viele Informationen über das Leben von Alexander Seitz verdanken wir Prozessakten. Dass es immer wieder Uneinigkeit und Auseinandersetzungen gab, ist für uns Nachgeborene ein glücklicher Umstand. Die streitenden Parteien fallen durch Straftaten, Beschwerden und Verteidigungsschriften auf und geben uns damit wertvolle Informationen über ihr Leben. So war das auch beim nächsten Reutlinger Stadtarzt. „Georgius Rencz de Waiblingenn“, schrieb sich am 1. 1. 1515 in Heidelberg ein,<sup>62</sup> am 27. 4. 1518 wechselte „Jeorius Rencz de Wayblingen“ nach Tübingen und wurde dort am 24. Juni 1519 Magister Artium.<sup>63</sup> Am 7. 2. 1530 finden wir „Doctor Jörgen zu Reutlingen“ erstmals in den Akten des Reutlinger Stadtarchivs, als er die Blessuren eines Verletzten begutachtet.<sup>64</sup> Er selbst verwundete Ende 1533 bei einer Wirtshausrauferei seinen Kontrahenten und zog dann randalierend durch die Stadt, um schließlich bewaffnet in das Haus eines Mitbürgers einzudringen. Der wehrte sich mit dem Spieß, doch auch der alarmierten Stadtwache gelang es nicht, den rabiaten Doktor zu überwältigen; das brachten erst die herbeigeilten Nachbarn fertig. Dem Zorn folgte die Ernüchterung, und der Stadtphysikus versuchte durch Geldversprechungen eine Anklage zu verhindern.

<sup>57</sup> Staatsarchiv Basel-Stadt, St. Urk. 2929: Dr. Alexander Sytz, welcher wegen Auflehnung wider das über ihn ergangene Gerichtsurteil zu Basel ins Gefängnis gelegt, nun aber wieder freigelassen worden ist, schwört Urfehde (7. 9. 1530).

<sup>58</sup> Staatsarchiv Basel-Stadt, St. Urk. 2957: Dr. Alexander Sytz, welcher als ein meineidiger Mann vom Rat zu Basel ins Gefängnis gelegt, nun aber wieder freigelassen worden ist, schwört Urfehde (14. 6. 1531).

<sup>59</sup> Staatsarchiv Basel-Stadt, St. Urk. 2978: Dr. Alexander Sytz, welcher wegen lästerlicher unchristlicher Reden und Schmähung der Obrigkeit ins Gefängnis gelegt, nun aber wieder freigelassen worden ist, schwört Urfehde (31. 5. 1533).

<sup>60</sup> Peter Ukena (Hrsg.): Alexander Seitz, Sämtliche Schriften, 3. Band: Tragedi vom Grossen Abentmal, Berlin 1969, S. 1–123.

<sup>61</sup> P. Ukena (wie Anm. 47), Das trunckhen Schwert Gottes, S. 123–308.

<sup>62</sup> Gustav Toepke (Hrsg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg, Teil 2 (1554–1662), Heidelberg 1886, S. 498.

<sup>63</sup> H. Hermelink (wie Anm. 46), Nr. 71,40, S. 220.

<sup>64</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13236 (7. 2. 1530).



Er wurde trotzdem gefangen genommen und erst auf die Bitte seiner schwangeren Ehefrau wieder freigelassen. Er musste Strafe zahlen und Urfehde schwören, also Frieden geloben und versprechen, dass er sich weder an seinen Gegnern noch an der Stadt Reutlingen rächen werde.<sup>65</sup> Nachdem Herzog Ulrich wieder in sein Herzogtum zurückgekehrt sei, schreibt der erste Stadtapotheker Othmar Scheltz, habe er Doktor Rentz als Leibarzt angenommen.<sup>66</sup> Das finden wir in den „Progymnasmata Gasparis Bruschi“ bestätigt. In diesen 1537 in Tübingen erschienenen „rhetorischen Vorübungen“ spricht der Autor Kaspar Brusch von „dem hervorragenden Mann Georg Rentz, Doktor der Medizin und Leibarzt des erlauchten Fürsten von Württemberg, seinem Herrn und Gönner“.<sup>67</sup> Von Stuttgart wechselte Rentz nach Pforzheim, der Residenz der Markgrafschaft Baden-Durlach. Es scheint dem „hoff artzt zû pfortzen“ gut gegangen zu sein, denn 1550<sup>68</sup> und 1551<sup>69</sup> bestätigt Georg Rentz, fünf Prozent Zinsen von tausend Gulden, die er bei der Stadt Reutlingen stehen hatte, erhalten zu haben.

Die folgenden Belege der drei nächsten Jahre stammen aus Waiblingen, er scheint damals also wieder in seine Heimatstadt zurückgekehrt zu sein.<sup>70</sup> Theodor Schön berichtet, dass der ins gesetzte Alter gekommene Georg Rentz



„Ich Gerg rentz der Artznÿ doctor und Margrävisch[er] hoff artzt zû pfortzen ...“. Georg Rentz bestätigt am 24.6.1550 den Erhalt von 50 Gulden Zins.

<sup>65</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 7212 (5. 12. 1533).

<sup>66</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4376 (4. 8. 1565).

<sup>67</sup> Bayerische Staatsbibliothek München, Res/4 P.o.lat. 474, Beiband 12, „Progymnasmata Gasparis Bruschi Egrani, Scripta ab autore Anno ætatis suæ XVIII.“ (Rhetorische Übungen des Kaspar Brusch aus Eger, geschrieben vom Autor im achtzehnten Lebensjahr). Der 1518 geborene Kaspar Brusch war Humanist, kaiserlicher Hofpfalzgraf, lorbeer gekrönter Dichter und Historiker. Er starb unter mysteriösen Umständen bei einem Überfall im Jahre 1559 in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber. Der Tübinger Druck der Progymnasmata von 1537 erwähnt Georg Rentz auf Seite 27.

<sup>68</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 320 (24. 6. 1550).

<sup>69</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 321 (12. 7. 1551).

<sup>70</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 322 (1. 7. 1552), Nr. 323 (7. 7. 1553), Nr. 324 (30. 6. 1554).

vom Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach 1556 in eine Kommission berufen wurde, deren Aufgabe es war, eine an der Lehre Luthers orientierte neue Kirchenordnung auszuarbeiten. In Pforzheim sei er dann am 14. November 1561 gestorben.<sup>71</sup>

### Der erste Stadtapotheker Othmar Scheltz und die „jungen“ Ärzte Martin Stürmlin, Heinrich von Rottenburg und Jerg Trauttman

Wie ging es nun weiter in Reutlingen? Gar nicht gut, wie Othmar Scheltz, der erste Reutlinger Apotheker, meinte. Er sei gleichzeitig mit Georg Rentz (also um 1530) in die Stadt gekommen und habe mit großen Kosten die erste Apotheke in Reutlingen eingerichtet. Viel zu früh habe Rentz die Stadt wieder verlassen, und danach seien in Abständen von zwei bis drei Jahren lauter junge unerfahrene Ärzte in die Stadt gekommen, die sich, sobald sie in ihrer Praxis etwas sicherer geworden seien, anderswo Dienste suchten, und ihn mit seiner Apotheke „am Kreuz hängen“ ließen. Er nennt in diesem Zusammenhang „Marte Stürmlin“, „Heinrich von Rottenburg“ und „Jer [Jerg] Trauttman“. <sup>72</sup> Vor allem der württembergische Hof muss für Ärzte attraktiv gewesen sein; das sei beispielhaft am Lebensweg von Martin Stürmlin aufgezeichnet. „Martinus Sturmlin de Stutgardia“ nahm 1528 sein Studium in Tübingen auf und er verließ die Universität 1533 als „doctor utriusque medicine“. <sup>73</sup> Reutlingen konnte den Doktor beider Arznei offenbar nicht halten, und Theodor Schön gibt an, er sei 1537 württembergischer Leibarzt in Stuttgart geworden. <sup>74</sup> Dass er Reutlingen nach recht kurzer Zeit verlassen hatte, bestätigt eine Eingabe des Othmar Scheltz von 1540. <sup>75</sup> Im gleichen Jahr schickten ihm der Reutlinger Reformator Matthäus Alber und der Lateinschulmeister Johann Schradin einen Brief nach Stuttgart. <sup>76</sup> Danach soll Martin Stürmlin Stadtarzt in Esslingen

<sup>71</sup> Theodor Schön: Weitere Nachrichten über die Fürsorge der Grafen und Herzöge von Württemberg für das Medizinalwesen bis zur großen Kirchenordnung von 1559, in: *Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen ärztlichen Landesvereins* 77 (1907), S. 391.

<sup>72</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4371 (undatiert).

<sup>73</sup> S. Kötz (wie Anm. 39), S. 290.

<sup>74</sup> Theodor Schön: Geschichte der Leibarzte der Grafen und Herzöge von Württemberg, in: *Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen ärztlichen Landesvereins* 66 (1896), S. 179.

<sup>75</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4370 (19. 7. 1540).

<sup>76</sup> Otto Grieb: Ein neu aufgefundener Brief der Reutlinger Alber und Schradin an den Stuttgarter Arzt Stürmlin, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* 24/25 (1913/14), S. 94–96; Gustav Bossert: Briefe aus dem Reformationsjahrhundert, 3. Matth. Alber und Joh. Schradin an Martin Stürmlin, Reutlingen, 29. Februar 1540, in: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte* NF 17 (1913), S. 181–184.

gewesen sein und er habe dort 1545 seinen Abschied genommen.<sup>77</sup> Als württembergischer Leibarzt unterschrieb er 1561 einen Taxbeleg, eine Preisliste für Medikamente,<sup>78</sup> 1562 beriet er gemeinsam mit den anderen Leibärzten Herzog Christoph über den Gebrauch von Guajakholz<sup>79</sup> und am 20. Oktober 1562 starb er. Sein Epitaph war ursprünglich in der Stuttgarter Hospitalkirche aufgehängt und befindet sich heute in den Beständen des dortigen Stadtmuseums.<sup>80</sup> Erhalten ist von ihm auch ein Pestregiment, also eine ärztliche Anweisung, wie man sich in Zeiten der Pestilenz verhalten solle. Sie ist Teil einer Sammelhandschrift, die heute in der Tübinger Universitätsbibliothek bewahrt wird.<sup>81</sup>

### Doktor Kürmann von Straßburg im Konflikt mit den Apothekern Scheltz und Müller

Auch der nächste Reutlinger Stadtarzt „Georg Kürman[n]“ war „Bäyder Artzneÿ Doctor“.<sup>82</sup> 1547 schrieb sich „Georgius Kirmanner Argentoratensis“ (von Straßburg) an der Universität Tübingen ein und promovierte 1551 zum Doktor der Medizin.<sup>83</sup> 1558 war er bereits Stadtarzt in Reutlingen. Damals stand die Apotheke des verstorbenen Martin Hackh zum Verkauf. Hackh war aus Italien in die Stadt gekommen und hatte gegen den Widerstand des Othmar Scheltz versucht, eine zweite Apotheke zu eröffnen und zu erhalten.<sup>84</sup> Nach dem Tod des Hackh erwarb Johann Christoph Müller aus Tübingen 1558 die Apotheke; ein guter Kauf, fand der Stadtarzt Kürmann, der sich in die Verkaufsverhandlungen mischte, in und um Reutlingen sei genügend gut zahlende Kundschaft für die Apotheke.<sup>85</sup> Zu spät fand Müller heraus, dass die Phantasie mit dem Doktor durchgegangen war, und der Apotheker überschwemmte Bürgermeister und Rat mit Eingaben, in denen er bat, man möge Scheltz, der sich offiziell von seiner Apotheke zurückgezogen hatte, den

---

<sup>77</sup> Manfred Schlözer: Die Ärzte und Apotheker der Reichsstadt Esslingen im 15. Jahrhundert, Diss. Tübingen 2002, S. 70–71 (Onlinepublikation: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-4815>).

<sup>78</sup> Armin Wankmüller: Das Taxwesen des Herzogtums Württemberg im 16. Jahrhundert, in: Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte 4 (1958), S. 39–42.

<sup>79</sup> Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. pal. germ. 561, fol. 109 r–112 r.

<sup>80</sup> Stadtmuseum Stuttgart, Inventarnummer S 884–8.

<sup>81</sup> Universitätsbibliothek Tübingen, Mc 182, S. 133–183.

<sup>82</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4330 (undatiert).

<sup>83</sup> Stefan Kötz; Miriam Eberlein (geb. Zitter): Die Matrikel der Medizinischen Fakultät der Universität Tübingen von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg, Die Universität Tübingen zwischen Scholastik und Humanismus (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 20), hrsg. von Sönke Lorenz u. a., Ostfildern 2012, S. 430.

<sup>84</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4375 (28. 7. 1565).

<sup>85</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4372 (17. 7. 1560).

Verkauf von Arznei untersagen. Müller führt in einem Schreiben vom 2. Januar 1566 drei Beschwerden aus den Jahren 1558, 1560 und 1562 an und erinnert an einen erneuten Vorstoß aus dem Vorjahr, der endlich dazu geführt habe, dass seinem Konkurrenten das Feilbieten von Apothekenwaren verboten worden sei. Der nehme allerdings das Verbot gar nicht zur Kenntnis, ja er führe sich sogar wie ein Arzt auf und behandle Patienten, deren Therapie eigentlich dem Stadtarzt zustehe.<sup>86</sup> Darüber hatte schon der Stadtphysikus Kürrmann Klage geführt. Was man denn eigentlich von ihm wolle, rechtfertigte sich Othmar Scheltz. Jahrzehntelang sei es mit den Stadtärzten katastrophal bestellt gewesen, und er habe sich auf ausdrücklichen Wunsch der Kranken angenommen, ja annehmen müssen. Habe man denn vergessen, dass die Stadt durch den „Engelischen schwaiß“<sup>87</sup> und von „pestilenzischen Suchten“ heimgesucht worden sei? Damals habe sich niemand über seine Hilfe beklagt. Zudem könne ihm keiner nachsagen, dass Patienten durch ihn zu Schaden gekommen seien.<sup>88</sup> Das stimmt so nicht ganz. In zwei Schreiben von 1550 bringen Amtsverweser und Gericht von Weilheim an der Teck die Klage der Brüder Stefan und Jerg Sur (Sawr) aus Metzgingen vor. Nach der Behandlung einer Beinverletzung des Jerg Sawr durch Othmar Scheltz sei das kranke Glied immer dünner und schwächer geworden. Dieses Phänomen nannte man „Schweine“, das „Dahinschwinden“. Meister Hans Thaubenschmidt, Bader in Weilheim, habe dem Kranken ein Rezept gegen die „Schweinung“ gegeben, doch auch hier sei der Erfolg ausgeblieben.<sup>89</sup> Erst Margreta Heygin habe den Schenkel kuriert.<sup>90</sup> Wir erfahren (leider) nicht, welche Ausbildung und Funktion Margreta hatte. Sie mag eine Stümplerin gewesen sein, eine Unzünftige und Unprofessionelle, die den offiziellen Heilern ein Dorn im Auge war.

Die Stadtväter taten sich schwer, bei derartigen Konflikten ein klares Urteil zu fällen. Zwar wollte man die übliche Ordnung respektiert wissen: Ärzte sollten als Ärzte, Apotheker als Apotheker, Hebammen als Geburtshelferinnen und Bader sowie Barbieri als Wundärzte tätig sein, doch das Wichtigste war, dass eine Kur auch glückte. In diesem Fall war man bereit, beide Augen zuzudrücken. So überrascht es uns auch nicht, wenn wir erfahren, dass Johann Christoph Müller – zumindest der Form nach – seine Apotheke aufgab, sich als „gewesner Apotecker“ bezeichnete und sich wie Scheltz aufs Praktizieren

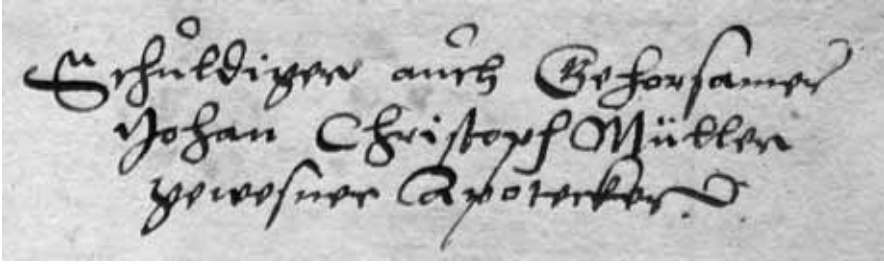
<sup>86</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4378 (2. 1. 1566).

<sup>87</sup> Der Esslinger Chronist Dionysius Dreytwein berichtet über diese epidemische Infektionskrankheit: „Als man zalltt 1529 da kam aus dem Niderlandt ein gar grusume krankhaytt, die nennt man den englischen schweis, der durchkroch das gantz tysch landt und starbenn vill volks ee man weyst, wie man sich halltten solltt, bys die dockttores sollichs in die geschryft brachtenn“, vgl. Dionysius Dreytweins Esslingische Chronik (1548–1564), hrsg. von Adolf Diehl (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 221), Tübingen 1901, S. 50–51.

<sup>88</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4376 (4. 8. 1565).

<sup>89</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13442 (4. 9. 1550).

<sup>90</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13443 (5. 9. 1550).



„Johan[n] Christoph Müller“ war am 25.2.1573 nach eigenen Angaben „gewesener Apothecker“.

verlegte.<sup>91</sup> Richtig aufgegeben hat er die Apotheke bis zu seinem Tod nie. Am 4. 5. 1577 wird er von der Obrigkeit aufgefordert, sich zu entscheiden, ob er die Apotheke weiterhin behalten oder lieber praktizieren, also ärztlich tätig sein wolle. Müller zögerte und bat um Bedenkzeit.<sup>92</sup>

Mittlerweile hatte Sigmund, der Sohn des Othmar Scheltz, sein 1566 in Tübingen begonnenes Studium hinter sich. Er war der erste Reutlinger Apothecker, von dem wir erfahren, dass er studierte.<sup>93</sup> Wie lange, wird nicht erwähnt, doch offenbar lange genug, um die lateinischen Rezepte eines Arztes lesen und verstehen zu können. Nachdem Johann Christoph Müller seine Apotheke aufgegeben hatte, übernahm Sigmund Scheltz die alte Apotheke seines Vaters Othmar Scheltz.<sup>94</sup>

### Der Stadtarzt Nikolaus Mögling und seine Auseinandersetzung mit dem „gewesenen“ Apotheker Müller

So standen die Dinge, als 1569 Nikolaus Mögling neuer Stadtarzt wurde. Nikolaus Mögling stammte aus Tübingen und hatte zwei Brüder, den älteren Wilhelm und den jüngeren Daniel, die wie er an der heimatischen Universität Medizin studierten.<sup>95</sup> Er selbst begann 1547 mit dem Studium, war 1551 Bakkalaureus Artium und 1554 Magister Artium. 1562 promovierte er zum Doktor der Medizin<sup>96</sup> und trat im gleichen Jahr seine erste Stelle als Stadtarzt in der Reichsstadt Windsheim an. Die Stadt richtete ihm eine Amtswohnung

<sup>91</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4382 (25. 2. 1573).

<sup>92</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79, fol. 84 v (4. 5. 1577).

<sup>93</sup> Armin Wankmüller: Die Reutlinger Apotheker von 1534 bis 1640, in: Beiträge zur württembergischen Apothekergeschichte 2 (1953), S. 21–22.

<sup>94</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4381 (undatiert).

<sup>95</sup> S. Kötz; M. Eberlein (wie Anm. 83), S. 430, 436.

<sup>96</sup> S. Kötz; M. Eberlein (wie Anm. 83), S. 432.

ein,<sup>97</sup> unterstützte ihn mit 15 Gulden beim Umzug und gewährte ihm ein Jahresgehalt von 70 Gulden, das vierteljährlich ausbezahlt wurde.<sup>98</sup> Im Mai 1563 wurde ihm „ein quartal zuvor herauß geben in bedacht seiner kranckheit“.<sup>99</sup> Einen kranken Doktor konnten die Windsheimer nicht brauchen, und so wurde ihm im Oktober 1564 der „abschied beschieten“,<sup>100</sup> und nach Auslaufen seines Vertrages kehrte Nikolaus Mögling Ostern 1565 wieder nach Tübingen zurück.<sup>101</sup> Er bewarb sich auf die Professur des 1566 verstorbenen Leonhart Fuchs, konnte sich allerdings gegen dessen Vetter Johannes Vischer nicht durchsetzen. 1567 bewarb sich Nikolaus Mögling zum zweiten Mal um eine Professur. Diesmal war der Lehrstuhl des zurückgetretenen Venerandus Gabler frei geworden. Trotz der Fürsprache des Theologieprofessors Dietrich Schnepf und des Tübinger Rats musste sich Mögling auch diesmal geschlagen geben,<sup>102</sup> und er nahm ein Angebot der Reichsstadt Kempten an. Dort erhielt er als Stadtarzt freie Wohnung, Steuerbefreiung, 10 Fuder Holz, wöchentlich 23 Batzen Gehalt und für den Umzug 15 Taler.<sup>103</sup> 1569 hielt er um Dienste in der Stadt Reutlingen an, „Wiewol seine Hern zu Kempten Ine nit gern hinweckh laßenn sondern wol hetten megen leidenn dass er lenger beÿ Inen gepliben wer.“<sup>104</sup> Das Gehalt in Reutlingen fiel vergleichsweise bescheiden aus, und auch für den Umzug fühlte sich die Stadt nicht zuständig.<sup>105</sup> Trotz des fast unverhohlenen Desinteresses wollte der Doktor „auß sonder bewegenden Ursachen“ nach Reutlingen. Diese besonderen Gründe werden in der Nähe zu Tübingen und Stuttgart zu suchen sein. Nikolaus Mögling konnte hoffen, doch noch einen der Tübinger Professoren zu überleben und an seine Stelle zu kommen oder als Leibarzt an den Stuttgarter Hof gerufen zu werden. Dass er Kontakte mit dem Haus Württemberg pflegte, wissen wir von einem Eintrag im Stammbuch des Herzogs Friedrich I. Neben dem Datum 27.3.1574 liest man dort: „Experientia sine ratione fallax est“ unterschrieben mit „Nicolaus

<sup>97</sup> StadtA Bad Windsheim, Rechnungsband G 424 (1562) und Rechnungsband G 425 (1563).

<sup>98</sup> StadtA Bad Windsheim, Stadtrechnungen E 326.

<sup>99</sup> StadtA Bad Windsheim, Ratsprotokollband B 43 (21. 5. 1563).

<sup>100</sup> StadtA Bad Windsheim, Ratsentscheidbuch B 44 (30. 10. 1564).

<sup>101</sup> StadtA Bad Windsheim, Ratsentscheidbuch B 44 (29. 11. 1564). Alle Informationen zum Aufenthalt Nikolaus Möglings in Bad Windsheim verdanke ich dem Spürsinn und der Freundlichkeit von Herrn Michael Schlosser, dem Leiter des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Bad Windsheim.

<sup>102</sup> Miriam Eberlein (geb. Zitter): Leonhart Fuchs' Erben. Die Medizinische Fakultät im späten 16. Jahrhundert, in: Universität Tübingen zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 14), hrsg. von Ulrich Köpf u. a., Ostfildern 2010, S. 259, 261.

<sup>103</sup> StadtA Kempten, Ratsprotokolle C 117 (26. 9. 1567). Die Auskunft verdanke ich Herrn Dr. Franz-Rasso Böck, Leiter des Stadtarchivs Kempten.

<sup>104</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4331 (4. 8. 1569).

<sup>105</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4332 (6. 8. 1569).

Mögling Tübing[ensis] medicus Reutlingensis, scripsit“.<sup>106</sup> Erfahrung ohne theoretische Kenntnisse ist trügerisch, meint Nikolaus Mögling, und das passt gut zu der Situation, die er in Reutlingen vorfand. Schon 1573 musste er sich über den „vermeßnen Man“, den Apotheker Müller, beklagt haben. Der erzähle überall herum, er wisse schier besser als ein Doktor zu kurieren. Das entspreche auch der Wahrheit, meinte der ehemalige Apotheker, zwar habe er nie eine Hohe Schule besucht, doch die tägliche Erfahrung sei eine viel bessere Lehrmeisterin als die bloße und blasse Theorie, die an einer Universität gelehrt werde. Geschickt fügte er hinzu, überhaupt seien viele Patienten erst zu ihm gekommen, weil ihnen der Doktor nicht habe helfen können. Nikolaus Mögling sei zudem oft auswärts gewesen, und wenn er sich in der Stadt befunden habe, sei er – vor allem zu Zeiten der Pestilenz – nur äußerst ungern zu den Kranken gegangen. Ganz anders er, Müller, der niemanden abgewiesen habe und aus christlicher Liebe an jedes Krankenbett geeilt sei. Wenn das falsch gewesen sei, möge man ihm das mitteilen, aber ihn dann auch künftig, wenn der Stadtarzt nicht mehr weiterwisse, in Frieden lassen.<sup>107</sup> Der Tod machte dem Zank ein Ende. Am 15. 1. 1576 starb Nikolaus Mögling.<sup>108</sup> Sein Epitaph von 1577 (eine Jahreszahl, die sich hartnäckig als sein Todesjahr hält) hing ursprünglich in der Marienkirche in der Nähe der Kanzel und befindet sich heute im Heimatmuseum. Das Bild zeigt ihn mit seiner Ehefrau Barbara Guttsellin kniend vor einer Himmelfahrtsdarstellung Christi.<sup>109</sup>

Bei dem Epitaph habe sich auch eine Inschrift befunden, die uns Martin Crusius überliefert:

Nicoleos Mœgling septem Reutlinga per annos  
Doctor eram Medicus, non sine laude tuus.  
Mille & quingenti, septemque decennia, sexque  
Anni, ibant medium lane bicepsque tuum:  
Octo ego lustra videns, annumque, fragillima clausi  
Lumina: morsque mihi tormina ventris erat.  
Quam docui infirmos, mihi erat patientia curæ.  
Vivus eram Christi, mortuus eius ero.<sup>110</sup>

(Ich, Doktor Nikolaus Mögling, war sieben Jahre lang, Reutlingen, nicht ohne Lob dein Arzt. 1576 Jahre vergingen und deine Hälfte, doppelköpfiger Janus (Mögling starb Mitte Januar). Auf 41 Jahre zurückblickend schloss ich die

<sup>106</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 4° 84, fol. 171r, vgl. Die Historischen Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, beschrieben von Wilhelm Heyd, Erste Abteilung, Bd. 2: Die Handschriften in Quarto und Oktavo, Stuttgart 1891, S. 34.

<sup>107</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4382 (25. 2. 1573).

<sup>108</sup> Martin Crusius: *Annales Suevici*, Bd. 3, Frankfurt 1596, S. 760, s. a. Anm. 115.

<sup>109</sup> Heimatmuseum Reutlingen, Inventarnummer 788.

<sup>110</sup> M. Crusius (wie Anm. 108), S. 763.



Dank seines Epitaphs weiß man, wie Nikolaus Mögling und seine Frau aussahen. Sehr schön dargestellt ist außerdem das Wappen der Familie Mögling, ein nimbiertes steigendes Lamm. Dass der Arzt 1577 verstorben war, macht der Totenschädel zu Füßen des Dargestellten deutlich.

erfahren sei, auch etlichen Personen, so damit behafft gewesen nach notturft geholffen, und dieselbige wiederumb darvon erlediget habenn soll . . .“.<sup>111</sup> Als Melchior Adam 1620 seine Schrift „Vitae Germanorum Medicorum“, die Lebensläufe deutscher Ärzte, in den Druck gab, nahm er Nikolaus Mögling und nicht dessen Brüder Wilhelm und Daniel in seine Sammlung auf.<sup>112</sup> Nikolaus Mögling genoss also durchaus Ansehen, und trotzdem wird man den Eindruck nicht los, als sei er von den drei Brüdern Mögling derjenige gewesen, dessen Weizen nicht so recht blühen wollte. Sein Bruder Wilhelm war geachteter und geschätzter Stadtphysikus in Rothenburg ob der Tauber, viel beanspruchter Arzt für den Adel der Umgebung, „Scholarch“ im Vorstandsgremium der Lateinschule, an der er in der fünften Klasse über Hippokrates las, und als ihm schließlich die Kraft ausging, ließ ihn die Reichsstadt nur äußerst widerwillig nach Tübingen ziehen.<sup>113</sup> Daniel schließlich, der Jüngste,

brechenden Augen. Eine Bauchkolik war die Ursache meines Todes. So wie ich es meine Patienten gelehrt habe, lag mir das geduldige Ertragen (meines Leidens) am Herzen. Ich gehörte im Leben Christus und ich werde ihm im Tode gehören).

1576 starb Nikolaus Mögling also im Alter von 41 Jahren, nachdem er sieben Jahre „non sine laude“, nicht ohne Lob, in Reutlingen praktiziert hatte. Er kann als Arzt nicht so schlecht gewesen sein, wie uns Müller glauben machen will. Dass er sich durchaus einen Namen in seiner Profession gemacht hatte, verdeutlicht ein Schreiben, das Julius Bischof zu Würzburg am 20. 9. 1575 an die Stadt Reutlingen schicken ließ. Nikolaus Mögling sei „... durch ein ansehnliche Person sehr geruembt worden, wie das er mit Curirung der Wassersucht, vor andern Medicis sehr wol

<sup>111</sup> StadtA Rt., Akten aus der Reichsstadtzeit Nr. 6072 (20. 9. 1575).

<sup>112</sup> Melchior Adam: *Vitae Germanorum Medicorum*, Heidelberg 1620, S. 230, 231.

<sup>113</sup> Ludwig Schnurrer: Dr. med. Wilhelm Mögling aus Tübingen (ca. 1526–1565), Lebensbild eines Rothenburger Stadtarztes im 16. Jahrhundert, in: *Die Linde* 68 (1986), S. 65–71.





Möglingeitaph im Heimatmuseum Reutlingen. Rechts die Ehefrau Barbara Guttzellin.

erhielt nach dem Tod Vischers die Professur, auf die sich sein Bruder Nikolaus vergeblich beworben hatte.<sup>114</sup>

### Vater und Sohn Laurentius Hyperius und der Apotheker Anton Körber

Am 28. 1. 1576, also knapp zwei Wochen nach Nikolaus Möglings Tod, vermerkt der Schreiber des Ratsprotokolls, es habe „Laurentius Hyperius Haßus D[oktor] angehalten umb des verstorbnen D[occtor] Niclaß[en] Condition“. <sup>115</sup> Die Reutlinger hatten es indessen nicht eilig, den neuen Doktor aus Hessen einzustellen. Erst auf „personnlliche fürpitt“ des Prälaten von Bebenhausen kam Bewegung in die Sache, und Laurentius Hyperius wurde am 4. 4. 1576 auf ein Jahr als Stadtarzt angenommen. Gleichzeitig wurde ihm dringlich nahegelegt, er solle den Apotheker Christoph Müller unbehelligt neben sich praktizieren lassen.<sup>116</sup> Laurentius Hyperius fügte sich, und am 19. 6. 1577 überlegten sich die Stadtväter, ob sie die Bestallung des Stadtarztes verlängern und ihm das Gehalt aufbessern sollten.<sup>117</sup>

1577 wütete die Pest in Reutlingen. „In disem sterbend seind ohngefährlich 900 in die 1000 Personen jung und alt gestorben“, berichtet der Reutlinger Chronist Lorentius Hoffstetter, „über das auch die beste Ärtzt der Statt als H[err] Christoph Müller, Apoteker, und Georg Fasnacht, Scherer“. <sup>118</sup> Kein Wort vom Stadtarzt Laurentius Hyperius, der das „Sterbent“ überlebte. Die letzte Nachricht von Sigmund Scheltz stammt vom 26. 5. 1577. Die Reutlinger waren mit ihrem Apotheker ganz und gar nicht zufrieden, denn er wollte Medizin nur gegen bares Geld herausgeben. Ein Bruch der bislang noch ungeschriebenen Regeln, fanden die Stadtväter, ließen Sigmund Scheltz verhaften<sup>119</sup> und boten seine Apotheke dem Apotheker Anton Körber an. Dem wurde der Kauf schmackhaft gemacht durch Steuerbefreiung, ein zinsloses Darlehen und durch die Absicht, „dene Krämern die Apotheckerische Stuckh (den Verkauf von Arzneimitteln) abzuschaffen“. <sup>120</sup> Anton Körber war dennoch nicht zufrieden. Er zeigte sich – wie Laurentius Hyperius – empört über die Zustände in Reutlingen. Diesmal war es Dorothea, die Witwe des Apothekers Müller, die den Zorn des neuen Apothekers und des Stadtphysikus auf

<sup>114</sup> M. Eberlein (wie Anm. 102), S. 274–276.

<sup>115</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79, fol. 6v (28. 1. 1576).

<sup>116</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79, fol. 14v (4. 4. 1576).

<sup>117</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79, fol. 94v (19. 6. 1577).

<sup>118</sup> Lorentius Hoffstetter: Reutlinger Chronic, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 20/21 (1981/82), S. 66.

<sup>119</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79 fol. 89r, fol. 89v (26. 5. 1577).

<sup>120</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1576/79, fol. 90v (1. 6. 1577).



Anlässlich der Verleihung der Doktorwürde widmeten die Freunde Laurentius Hyperius aus Reutlingen, der Sohn des Doktors der Medizin Laurentius, unter dem Vorsitz des Professors für theoretische Medizin an der Universität Basel Johannes Nicolaus Stupanus „De Naturalibus Facultatibus Earum Actionibus et instrumentis“.

Am 30. März 1599 disputierte Laurentius Hyperius aus Reutlingen, der Sohn des Doktors der Medizin Laurentius, unter dem Vorsitz des Professors für theoretische Medizin an der Universität Basel Johannes Nicolaus Stupanus „De Naturalibus Facultatibus Earum Actionibus et instrumentis“.

sich zog. Wie ein Arzt stelle sie ihre Diagnose beim Beschauen des Urins und schreibe dann Rezepte nach eigenem Gutdünken. Es mache die Reutlinger zum Gespött, ein Weibsbild solches ausüben zu lassen.<sup>121</sup> Für den Stadtarzt Laurentius Hyperius blieb die Situation trotz aller Beschwerden unbefriedigend, und so hielt es ihn auch nicht lange in einer Stadt, die offenbar ganz gut ohne Ärzte mit abgeschlossenem Medizinstudium zurechtkam. Er strebte zurück nach Hessen, wo der Name Hyperius einen guten Klang hatte. Laurentius Hyperius war der Sohn des angesehenen Marburger Theologen Andreas Hyperius. Andreas heiratete im Februar 1544, und sein Sohn begann im November 1560 mit dem Studium in Marburg, muss also im Zeitraum von Ende 1544 bis 1546 geboren sein. 1572 schrieb sich „Laurentius Hyperius Martpurgensis“ in Tübingen ein.<sup>122</sup> In den folgenden Jahren widmete er sich dem geistigen Vermächtnis des mittlerweile gestorbenen Vaters, von dessen

<sup>121</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4384 (2. 5. 1579), Ratsprotokolle 1576/79, fol. 231r (20. 5. 1579).

<sup>122</sup> S. Kötz; M. Eberlein (wie Anm. 83), S. 437.

Werken er zwei in Basel herausgeben ließ.<sup>123</sup> Erst danach konnte er sich ganz der eigenen Karriere als Mediziner widmen. Bei Johannes Vischer hatte er 1573 „de affectu calculi“, über das Steinleiden, disputiert,<sup>124</sup> und am 10. Mai 1575 promovierte er in Tübingen zum Doktor der Medizin. Das war seinen Freunden willkommenen Anlass, dem frischgebackenen Doktor eine Gratulationsschrift zu widmen.<sup>125</sup>

Eine der wenigen Spuren „Laurentii Hipperii der artzney doctors unnd Phisici“ in Reutlingen findet sich 1577 im Testament der Witwe des Martin Hackh (des bereits erwähnten glücklosen Konkurrenten von Othmar Scheltz), in dem Hyperius als Zeuge genannt wird.<sup>126</sup> In Reutlingen geboren war offenbar sein Sohn gleichen Namens. 1599 erfahren wir von „Laurentio Hyperio Reutlingense, Laurentij Medicinæ Doctoris F[ilio]“, von Laurentius Hyperius aus Reutlingen, dem Sohn des Laurentius, Doktor der Medizin, dass er in Basel über ein Werk Galens mit dem Titel „Über die natürlichen Kräfte“ disputiert habe.<sup>127</sup>

Beide Ärzte, Vater und Sohn, zog es wieder nach Hessen zurück, wie wir in der „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte“ erfahren. Dort liest man in den Anmerkungen über Laurentius Hyperius: „Dieser wurde mit einer unter Joh. Vischer zu Tübingen vertheidigten Inauguralschrift de affectu calculi, 1573 Dokt. Medic. hierauf Physikus zu Reutlingen und endlich Leibmedikus des Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz von Hessen. Er gieng in Cassel Anfangs May 1594 mit Tode ab. Ein Sohn von ihm, auch Lorenz Hyperius, geboren in Reutlingen, disputirte 1599 zu Basel unter Joh. Nikol. Stupanus de naturalibus facultatibus earumque actionibus et instrumentis, practicirte die Arzneywissenschaft in Cassel u. heyratete 1603 d. 26 May Catharinen, des D. Wilh. Rhodingus T[ochter]“. <sup>128</sup> Beide, Laurentius Hyperius senior und junior, gehörten offenbar zu den Ärzten, die in Reutlingen keine Zukunft für sich sahen, weil die Obrigkeit das Praktizieren der Apotheker wohlwollend duldete. Das sollte sich erst mit dem nächsten Stadtphysikus ändern.

<sup>123</sup> Bayerische Staatsbibliothek München, Exeg. 525, „Andreæ Hyperii in Iesaiæ Prophete Oracula Annotationes breves & eruditæ“, Basel 1574. Universitätsbibliothek Basel, Rb 1005:1, „Andreæ Hyperii Compendium Physices Aristotelæ“, Basel 1574.

<sup>124</sup> Universitätsbibliothek Tübingen, Ja 228.4-BD, Laurentius Hyperius Hassus: „Disputatio de affectu calculi“, Tübingen 1573.

<sup>125</sup> Universitätsbibliothek Tübingen, LXV 500–6.

<sup>126</sup> StadtA Rt., Bestand Urkundenselekt, Nr. 277 (16. 11. 1577).

<sup>127</sup> Universitätsbibliothek Basel, Diss. 15:22.

<sup>128</sup> Friedrich Wilhelm Strieder: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte, Bd. 6, Göttingen 1784, S. 298, 299.

## Doktor Alexander Camerer

Nach dem Wegzug des Doktor Hyperius wurde Alexander Camerer aus Tübingen 1580 Stadtarzt in Reutlingen.<sup>129</sup> Der Sohn des gleichnamigen Tübinger Bürgermeisters schrieb sich 1565 als „Alexander Cammerer Tubingensis“ an der heimatlichen Universität ein, wurde 1569 Bakkalaureus Artium und 1570 Magister Artium. 1576 promovierte er zum Doktor der Medizin.<sup>130</sup> Mit Alexander wandte sich das Blatt in Reutlingen zugunsten der Stadtärzte. Er scheint großes Ansehen genossen zu haben. Sein späterer Nachfolger, Sebald Stoffel, schreibt in einer Eingabe, das Haus des Doktors Alexander sei bei den umliegenden Klöstern, aber auch beim Adel der Umgebung namhaft und bekannt geworden.<sup>131</sup> Tatsächlich pflegte Alexander Camerer mit der letzten Nonne des Klosters Offenhausen im Lautertal freundschaftliche Kontakte. Das wird durch einen Bucheintrag des Reutlinger Arztes deutlich: „Diß buch hatt mir D[occtor] Kemmerer die Ehrwirdig vnnd geistlich fraw Katherin Veterin, Priorin zu Offenhausen, geschenckt den 14. Maii [15]86“. <sup>132</sup> Dass er als Arzt einen Namen beim Adel der Umgebung hatte, verdeutlicht ein Schreiben vom 9. Juni 1591, in dem „Friderich Graf zu Fürstenberg“ Bürgermeister und Rat bittet, Alexander Camerer zu beurlauben und nach Trochtelfingen reisen zu lassen.<sup>133</sup> Am 7. 12. 1590 erhielt Alexander Camerer für seine Verdienste einen Wappenbrief.<sup>134</sup> Auch der Reutlinger Chronist Jakob Frischlin ist des Lobes voll:

„Der doctor Alexander frey  
wartet gar wohl der artzney,  
fürtrefflich ist in dieser kunst,  
beym krankhen hat er große gunst.  
Sein practic macht er weit bekannt,  
würd Alexander Cammerer genant,  
von Tüwingen ist er geborn,  
zu einem doctor auserkorn,

<sup>129</sup> L. Hoffstetter (wie Anm. 118), S. 67.

<sup>130</sup> S. Kötz; M. Eberlein (wie Anm. 83), S. 437.

<sup>131</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4339 (undatiert).

<sup>132</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. poet. et phil. 2° 92, vgl. Wolfgang Irtenkauf; Ingeborg Krekler (Bearb.): *Codices Poetici et Philologici* (Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Reihe 1, Bd. 2), Wiesbaden 1981, S. 60–61.

<sup>133</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 6108 (9. 6. 1591).

<sup>134</sup> Theodor Schön: Wappenträger in Reutlingen, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* 12 (1901), S. 89. Universitätsbibliothek Tübingen Fe 69.4: „Der Wappenbrief [von Alexander Camerer]“, München 1901.

welcher ist leyder ietz gestorben  
und wie ein schöne bluemb verdorben“.<sup>135</sup>

Der Schulmeister Jakob Frischlin, der jüngere Bruder des Tübinger Professors für Poetik und Geschichte, Nicodemus Frischlin, war 1595 als Rektor der Lateinschule nach Reutlingen gekommen, er muss Alexander Camerer also noch gekannt haben. Der war nicht nur ein gesuchter Arzt, sondern auch Fortsetzer der Laubenberger-Chronik, die mit dem Stadtbrand vom Januar 1594 endet.<sup>136</sup> In diesem Jahr lassen ihn Schön und Krimmel auch sterben, doch seine Lebenslinie lässt sich weiter verfolgen. Am 24. 11. 1596 gibt es einen Stammbucheintrag von seiner Hand.<sup>137</sup> Erst nach dem Tod Alexanders verließ seine Witwe Anna Reutlingen und zog am 23. November 1599 zurück nach Tübingen. Wann der Reutlinger Stadtarzt genau starb, erfahren wir aus der Leichenrede auf Camerers Tochter Anna Christine, in der erwähnt wird, dass Alexander Camerer am 12. 11. 1599 das Zeitliche gesegnet habe.<sup>138</sup>

### Doktor Sebald (Sebold) Stoffel, der Apotheker Anton Körber und die Apothekenordnung von 1604

Der Nachfolger Doktor Alexander Camerers wurde Sebald Stoffel, der aus Reutlingen stammte. Darauf weist er ausdrücklich hin, als er in einer (ärgerlicherweise undatierten) Eingabe darum bittet, ihm „als dem Stadtkind“ die Amtswohnung „deß Jüngst in Got ergeben“ Vorgängers zu überlassen. Unterschrieben ist das Dokument mit „Sebald Stoffel genant scherer, Philosophiae et Medicinae D.[octor]“.<sup>139</sup> Auch Sebald Stoffel wird in der Chronik Frischlins erwähnt:

„Der uns den doctor hat genommen hin,  
ein andern an sein statt geben hat,  
welcher geborn war aus der statt,  
der doctor Seboldt Stoffel heist,  
wie man denn da sein namen waist,

<sup>135</sup> Werner Krauß: Die Reutlinger Frischlin-Chronik, Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, Reutlingen 1971, S. 162.

<sup>136</sup> StadtA Rt., Camerer-Laubenbergische Chronik, S 1 Nr. 3, vgl. Theodor Schön: Die Camerer-Laubenbergische Chronik, in: Reutlinger Geschichtsblätter 4 (1893), S. 25–28, 65–68, 76–81.

<sup>137</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 2° 889–11, fol. 143v, vgl. Die Autographensammlung des Stuttgarter Konsistorialdirektors Friedrich Wilhelm Frommann (1707–1787), beschrieben von Ingeborg Krekler (Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Sonderreihe Bd. 2), Wiesbaden 1992, S. 76.

<sup>138</sup> T. Schön (wie Anm. 134), S. 90.

<sup>139</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4339 (undatiert).

ist sonsten auch gar weit bekannt  
auf hohen schulen in dem land,  
zu Tüwingen viel jahr gewesen,  
hat glehrte leut da hören lesen.“<sup>140</sup>

In der Tat findet sich „Sebaldus Stophel Reutlingensis“ am 3. März 1585 zum ersten Mal in den Matrikeln der Universität Tübingen. Er wurde 1586 Bakkalaureus Artium und 1588 Magister Artium.<sup>141</sup> Am 4. Januar 1593 schrieb sich „M.[agister] Sebaldus Stoffel, Reutlingensis“ an der Universität Heidelberg ein.<sup>142</sup> Im gleichen Jahr erscheint er neben Henrich Smet als Koautor der „Theses de febris ephemeræ curatione“, der Thesen über die Heilung des Eintagsfiebers, die 1593 bei Josua Harnisch in Heidelberg im Druck erschienen. Das war nicht seine einzige Veröffentlichung. Ebenfalls 1593 erschienen in Basel die „Theses Inaugurales de Variolis et Morbillis“, die Thesen zur Erlangung des Doktorgrades über Pocken und Masern des „Sebaldus Stoffel Reutlingensis“. <sup>143</sup> Bei Frischlin liest sich das folgendermaßen:

„Zu Basel hat er promovirt  
und in der artzney doctorirt“.<sup>144</sup>

Im kleinen Ratssaal des Ulmer Rathauses haben sich die Kabinettscheiben Reutlinger Bürger erhalten, darunter auch die von „Seb[o]ltt stoffell genand scher[er] Docttor anno domini 1598“.

In Reutlingen sind die Spuren des neuen Stadtarztes Sebald Stoffel dann aber recht dünn gesät. Immerhin erfahren wir, dass er Mitglied eines Gremiums war, das 1604 die Apotheke des Anton Körber visitierte.<sup>145</sup> Man war mit Körber nicht so recht zufrieden, und er scheint mit seinen Unternehmungen in der Tat keine glückliche Hand gehabt zu haben. Er hatte Schulden und konnte es sich nicht leisten, seine Apotheke so zu führen, wie man es von ihm erwartete. Schon Alexander Camerer hatte darauf hingewiesen, eine Tatsache, die nicht unbemerkt blieb. Der Tübinger Apotheker Albrecht Benslin hatte davon gehört und versuchte mit Hilfe von zwei Schreibern, seinem Sohn gleichen Namens den Weg nach Reutlingen zu ebnen. Interessant sind diese Briefe unter anderem, weil wir erfahren, dass sich der junge Benslin nach der Lehre beim Vater und anschließender Wanderschaft bei der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen hatte prüfen lassen.<sup>146</sup> Auch ein ehemaliger Lehrling des Anton Körber, Sebastian Sieskindt aus Buttenhausen, interessierte

<sup>140</sup> W. Krauß (wie Anm. 135), S. 162 und 163.

<sup>141</sup> H. Hermelink (wie Anm. 46), S. 632.

<sup>142</sup> G. Toepke (wie Anm. 62), S. 165.

<sup>143</sup> Universitätsbibliothek Basel, Diss. 14:24.

<sup>144</sup> W. Krauß (wie Anm. 135), S. 163.

<sup>145</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4389 a (Februar 1604).

<sup>146</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4385, Nr. 4386 (beide undatiert).



Am 9. November 1593 promovierte Sebald Stoffel aus Reutlingen in Basel zum Doktor der Medizin.

latinae“, eine mittelmäßige Kenntnis des Lateinischen, habe, und jeder Lehrbub und jeder Geselle habe sich beim Stadtarzt zur Sprachprüfung vorzustellen. Auch bei der Herstellung der aus mehreren Substanzen gemischten „Composita“ müsse der Arzt zugegen sein, und er habe hierbei immer das letzte Wort. Überhaupt habe der Physikus jederzeit „liberum accessum“ (freien Zutritt) zur Apotheke. Einmal im Jahr sei Visitation. Verboten waren Preisabsprachen zwischen Arzt und Apotheker, ja die Angestellten waren sogar gehalten, jede Verfehlung in dieser Richtung der Obrigkeit anzuzeigen. Beide, Arzt und Apotheker, hatten sich an die städtische Taxe (die offizielle Gebührenliste) und an die Pharmakopöen, die amtlichen Arzneimittelverzeichnisse der Reichsstädte Augsburg und Nürnberg, zu halten. Armut durfte bei der Krankenversorgung kein Hindernis sein. Es galt eine Dokumentationspflicht für alle Rezepte, und Gifte durften nur mit Vorwissen der Obrigkeit ausgegeben werden. Diese Ordnung musste vom Apotheker und seinen Gesellen jedes Jahr aufs Neue beschworen werden. Die Apothekenordnung

sich für die Apotheke seines früheren Dienstherren.<sup>147</sup> Doch die Reutlinger hielten an Anton Körber fest. Es muss den Stadtvätern mit einer Neuordnung des Medizinalwesens ernst gewesen sein, denn sie zogen einen unabhängigen Gutachter, Professor Sebastian Bloss von der Universität Tübingen, hinzu. Im Februar 1604 war dann die erste Reutlinger Apothekerordnung fertig.<sup>148</sup> Deutlich wird darin der Wille, die Position des Stadtarztes in seiner Rolle als oberstes Organ der medizinischen Versorgung zu stärken. Kein Apotheker solle sich in Zukunft unterstehen, anstelle des Arztes tätig zu werden und den Leuten medizinische Ratschläge zu erteilen, sondern er solle sich an die Rezepte des Physikus halten und die in keinem Fall auf eigene Faust verändern. Gefordert wird, dass jeder Apotheker „mediocrem cognitionem linguae

<sup>147</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4387 (16. 6. 1599).

<sup>148</sup> Wie Anm. 145.



von 1604 stellt einen Meilenstein in der Medizingeschichte der Reichsstadt dar. Bis dahin hatte die Obrigkeit oft seltsam unentschlossen agiert und sich immer wieder Rat von außerhalb geholt. Daran war an und für sich nichts Ehrenrühri- ges; vor allem unter den Reichsstädten gab es in Medizinalsachen eine rege Korrespondenz. Schon 1566 hatten sich die Stadtväter kundig gemacht, wie Esslingen das Verhältnis von Ärzten, Apothekern und Händlern, die Apothekenwaren feilhielten, regelte,<sup>149</sup> und in der Stadtbibliothek findet sich ein dickes Konvolut von gedruckten Apotheken- und Medizinalordnungen der unterschiedlichsten Herrschaften und Städte.<sup>150</sup>

1604 stellte die Reutlinger Stadtregierung zum ersten Mal klar dar, wie sie das Miteinander der einzelnen Berufe in Zukunft haben wollte, und sie machte deutlich, wer das Sagen hatte. Die Ordnung konnte jederzeit von Bürgermeister und Rat geändert werden. Vorbei waren die Anfangszeiten, in denen die Ärzte, wie es scheint, alleine die Städter versorgt hatten. Vorbei waren die Zeiten, in denen die Apotheker – die erst ungewöhnlich spät in Reutlingen auftauchten – getan hatten, was sie wollten. Sebald Stoffel und Anton Körber müssen gut mit der neuen Ordnung und miteinander ausgekommen sein, denn in den folgenden Jahren lassen sich keinerlei Beschwerden, Eingaben und Gegeneingaben von ihrer Seite finden. Das macht es schwer, ihr Schicksal weiter zu verfolgen. Sebald Stoffel, so wird angegeben, starb 1609,<sup>151</sup> und vor dem 17. Mai 1608 muss Anton Körber ebenfalls verstorben sein, das erwähnt zumindest am genannten



Wappenscheibe des Sebald Stoffel von 1598. Das Motto „per angusta ad augusta“ lässt sich mit „durch Schwierigkeiten zur Größe“ übersetzen. Prudentia, die Klugheit, und Justitia, die Gerechtigkeit, flankieren das Wappen des späteren Reutlinger Stadtarztes. Im Oberbild finden sich der Evangelist Johannes und eine kniende Männergestalt, die sich nicht ohne Weiteres zuordnen lässt.

<sup>149</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4379 (13. 2. 1566).

<sup>150</sup> Stadtbibliothek Reutlingen, FD 1419.

<sup>151</sup> W. Krauß (wie Anm. 135), S. 163; O. Krimmel (wie Anm. 2), S. 59.



Arzneimitteltaxe der Stadt Leipzig von 1669. Paracelsus sitzt gleichberechtigt neben Hippokrates, und theoretische Kenntnisse (Ratio), Erfahrung (Experientia) und rechte Vorgehensweise (Methodus) bilden die Grundlagen für eine erfolgreiche Therapie. Es gab damals drei Apotheken in Leipzig: die Mohrenapotheke (Ad Aethiopen), die Löwenapotheke (Ad Leonem) und die König Salomon-Apotheke (Ad Regem Salomonem).

Datum Elias Schön aus Nördlingen, ein neuer Bewerber um die nun vakante Apotheke.<sup>152</sup>

### Die Apotheker Gabriel Körber, Jonas Mainberger und der Stadtphysikus Johann Rudolph Camerer

Nachfolger Anton Körbers wurde dann aber Gabriel Körber. Er schrieb sich am 2. Juli 1601 als „Kerber, Gabriel Reutlingensis“ in Tübingen ein und muss Ende 1615 auch nicht mehr am Leben gewesen sein,<sup>153</sup> denn sein Nachfolger Jonas Mainberger ließ sich am 11. Januar 1616 vom heimatlichen Heilbronn eine Geburtsurkunde ausstellen.<sup>154</sup>

Mit seiner Zukünftigen, der Witwe des Gabriel Körber, setzte er danach eine Heiratsabrede auf. Die wurde „im Rath abgelesen auch confirmirt und bestetiget den 9. Martii Anno 1616“. Zu den Zeugen, die das Dokument unterschrieben, gehörte Johann Rudolph Camerer, dessen Name an erster Stelle steht.<sup>155</sup> Zu Johann Rudolph Camerer fiel Frischlin das Folgende ein:

Jetziger stattphysicus ist  
ein guthertziger, frommer christ,  
Rudolphus Camerarius genant  
und mir ist worden wohl bekand  
dann sein vater Alexander war  
stattphysicus vor wenig jahr,  
welchem der sohn ietzt succedirt  
und wird von vielen consultirt  
und wird hochgehalten in artzney,  
hat gute practic auch darbey.<sup>156</sup>

Der Sohn Alexander Camerers sei 1578 oder 1580 geboren, so wird behauptet. Er schrieb sich als „Johannes Rudolphus Chammerer Reutlingensis“ am 14. November 1593 an der Universität Tübingen ein. Mit diesem gesicherten Datum wird das von Georgii-Georgenau genannte Geburtsjahr 1588 unwahrscheinlich – er hätte dann als Fünfjähriger mit dem Studium begonnen.<sup>157</sup> 1597 war er Bakkalaureus und 1599 Magister Artium. Am 14. Dezember 1603

---

<sup>152</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4390 (17.5.1608).

<sup>153</sup> Armin Wankmüller: Zur Geschichte der Reutlinger Apotheker im 17. Jahrhundert, in: Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte 3 (1957), S. 49, 50.

<sup>154</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 5152 (11.1.1616).

<sup>155</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13984 (9.3.1616).

<sup>156</sup> W. Krauß (wie Anm. 135), S. 166.

<sup>157</sup> Eberhard Emil von Georgii-Georgenau: Biographisch-Genealogische Blätter aus und über Schwaben, Stuttgart 1879, S. 110.



Um das Bürgerrecht in Reutlingen annehmen zu können, benötigte Jonas Mainberger die Bestätigung seiner Heimatstadt Heilbronn, dass er ein rechtschaffener Mann von untadeliger Herkunft sei.

promovierte er zum Doktor der Medizin.<sup>158</sup> Aus dem Jahr 1605 gibt es einen Stammbucheintrag von ihm<sup>159</sup> und am 15. Mai 1605 heiratete der „Medicus Ordinarius“ von Esslingen Magdalena Aichlin, die Tochter des Reutlinger Handelsmanns, Ratsherrn und Bürgermeisters Balthasar Aichlin.<sup>160</sup> Auf seine Tätigkeit als Stadtarzt von Esslingen weist auch der Eintrag in einem Buch der Reutlinger Stadtbibliothek hin. Dort findet sich der Eintrag: „Joan[nes] Rudolphus Camerarius, Tubing[ensis] Medicinæ Doctor Eßling[æ] 1606 Prid[ies] Galli“.<sup>161</sup> Pridies Galli ist der Tag vor dem Gallus-Tag, also der 15. Oktober. Ende 1606 war Johann Rudolph Camerer demnach noch Stadt-

<sup>158</sup> S. Kötz; M. Eberlein (wie Anm. 83), S. 449.

<sup>159</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 2° 889–5, fol. 16 r, vgl. Krekeler (wie Anm. 137), S. 76.

<sup>160</sup> Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, 287.23 Quod. (50): Sacrum Nuptiale, Cl. [Clarissimi] Viri Dn. [Domini] Joan[nis] Rudolphi Camerarii [...] Eßlingensis Reipubl[icæ] Medici Ordinarii: Et Virginis Lectissimæ, Magdalænæ: Domini Balthasaris Aichlini... Filiae, Applaudentium Amicorum Carminibus exornatum ac celebratum: Ad Diem XV. Maii Anno M.DC.V. Gedruckt 1605 bei Erhard Cellius in Tübingen.

<sup>161</sup> Stadtbibliothek Reutlingen, FD 1097: „Tychonis Brahe Astronomiæ Instauratæ Progymnasmata“ (Neuere einführende Übungen der Astronomie des Tycho Brahe), Prag 1602. Das Werk des dänischen Astronomen, der in Prag als Hofmathematiker für Kaiser Rudolf II. tätig war, stammt aus der Bibliothek des Stuttgarter Hofregistrator Friedrich Rüttel. Der versah sein Eigentum mit der etwas kuriosen Sentenz: „Divinum Ingenium Plena Crumena Facit“ (Wer Geld im Beutel hat, ist gescheit genug), vgl. dazu: Ferdinand Philippi: Kleines lateinisches Conversationslexikon [...], Dresden 1825, S. 123.

arzt in Esslingen. Johann Rudolph verwendete in ebendiesem Buch das Wappen seines Vaters als Exlibris. Der Text in der Rollwerkkartusche über dem Wappen kann nur aus der Feder eines frommen Christen kommen, da muss man Frischlin recht geben: „Fiat Voluntas Tua Domine“, Dein Wille geschehe, Herr. Über allem steht die Jahreszahl 1607, und auch der Name fehlt nicht: „Joann[es] Rudolphus Camerari[us], Med[icinae] D[oc]tor“.

Der gute Ruf seines Vaters und die Beziehungen der Familie seiner Frau werden Johann Rudolph Camerer nach dem Tod Sebald Stoffels den Weg nach Reutlingen geebnet haben. Der Reutlinger Chronist Lorentius Hoffstetter erwähnt, Johann Rudolph Camerer sei „dieser Statt wolverdinter bestellter Physicus und Astronom gewesen, der auch etliche Jahr Calender in Druck gegeben“.<sup>162</sup> Es gibt genug erhaltene Reutlinger Kalender, denn der Buchdruck florierte schon früh in der Reichsstadt, aber die Kalender Camerers sind verschollen. Dafür gibt es in der Bayerischen Staatsbibliothek in München eine Sammlung von zweihundert Geburtshoroskopen mit dem Titel: „Horarum Natalium Centuria I et II“. Das Werk erschien 1610 in Frankfurt am Main und entstand „studio ac labore“ (durch Fleiß und Mühe) „Ioannis Rudolphi Camerarii Tubingensis, Medicinae Doctoris in Imperiali Eßlinga“. Und genau hier wird es für uns interessant: „Eßlinga“ ist durchgestrichen und von Hand durch „Reitlinga“ ersetzt, ein Hinweis auf Johann Rudolph Camerers Umzug von Esslingen nach Reutlingen.<sup>163</sup>

Den Umzug nach Reutlingen finden wir durch einen Besitzvermerk in einem weiteren Buch seiner Bibliothek bestätigt: „Joan[nes] Rudolphus



Das Wappen der Familie Camerer als Exlibris in einem Buch der Bibliothek des Johann Rudolph Camerer. Das Sensenblatt des Schnitters wiederholt sich zwei Mal in der Helmzier, jedes Blatt ist „mit dreien Pfawenspiegeln geziert“, und in der Mitte ragt „ein gelbe oder Goltfarbe Lilien“ empor.

<sup>162</sup> L. Hoffstetter (wie Anm. 118), S. 133, 134.

<sup>163</sup> Bayerische Staatsbibliothek München, 4 Astr.p. 73.



Diese Sammlung von Geburtshoroskopen aus der Feder von Johannes Rudolph Camerer dokumentiert den Ortswechsel des Stadtarztes von Esslingen nach Reutlingen.



Straßburger Ausgabe der „Sylloges Memorabilium Medicinæ et Mirabilium Naturæ arcanorum Centuriæ Sedecim“ von 1652 aus der Druckerei Eberhard Zetzners.

Camerarius Med[icinae] D[oc]tor] Reutlingæ 1612.“<sup>164</sup> Die Tätigkeit des gelehrten und geschäftigen Stadtarztes beschränkte sich nicht auf die Astronomie. Man ist durchaus bereit, ihm sein „studio ac labore“ abzunehmen, wenn man eine seiner nächsten Veröffentlichungen in Händen hält. Der vollständige Titel der in 16 Zenturien (Hundertchaften) unterteilten Rezeptsammlung ist ebenso unhandlich wie das Buch selbst: „Sylloges Memorabilium Medicinæ et Mirabilium Naturæ arcanorum Centuriæ Sedecim“ (Sammlung von 1600 außergewöhnlichen Geheimnissen der Medizin und wunderbaren Geheimnissen der Natur). Das Heimatmuseum von Reutlingen besitzt eine der

<sup>164</sup> Stadtbibliothek Reutlingen, FD 275: „Erasmii Oswaldi Schreckenfuchsi Commentaria, in Sphaeram Ioannis De Sacrobusto“, Basel 1569. Erasmus Oswald Schreckenfuchs lehrte in Tübingen, Basel und Freiburg und kommentierte 1569 ein Elementarlehrbuch des frühen 13. Jahrhunderts zur sphärischen Astronomie mit dem Titel „Tractatus de sphaera“ von Johannes de Sacrobosco.

seltenen vollständigen Ausgaben. Gedruckt wurde das Buch 1652 in Straßburg, also 17 Jahre nach dem Tod Camerers.<sup>165</sup>

Man sieht, das „studio ac labore“ zog sich wie ein roter Faden durch das Leben des Reutlinger Stadtphysikus, ein Leben, das 1635 zu Ende ging. Am 26. 9. 1635 wurde der Stadtarzt in Reutlingen zu Grabe getragen.<sup>166</sup> Camerer war zu Lebzeiten offenbar zu beschäftigt um zu streiten, und auch die Apotheker, mit denen er zusammenarbeitete, müssen friedliche Bürger gewesen sein, so friedlich, dass man bis in die jüngere Vergangenheit wenig oder gar nichts über sie wusste. Gabriel Körber wurde – wie bereits erwähnt – erst genannt, als er bereits tot war, und auch sein Nachfolger Jonas Mainberger blieb zeitlebens recht blass. Immerhin weiß man, dass er am 2. April 1638 so krank und bedürftig war, dass er wöchentlich einen Laib Brot aus dem Spital erhielt.<sup>167</sup> Am 17. Mai 1638 war Jonas Mainberger tot.<sup>168</sup>

### **Alchemisten und chemische Ärzte: Der Apotheker Lorenz Dhen und die Brüder Menni**

Deutlich interessanter und sehr viel farbiger waren dafür die Apotheker der zweiten Reutlinger Apotheke, die ab 1609 die Bühne betraten, eine Bühne, auf der es bunt genug zuzug. Paracelsus hatte mit seinen polemischen Schriften das Lager der Heilkundigen in glühende Verfechter seiner Lehre und ererbte Gegner, die zäh an Galen festhielten, gespalten.<sup>169</sup>

Hexenprozesse verstörten die Reutlinger Bürger und führten zu unglaublichen Anschuldigungen und Handlungen, die man insgeheim bereute, als die Scheiterhaufen wieder erloschen waren.<sup>170</sup> Politisch brisant war, dass sich die protestantische Reichsstadt im latenten Dauerkonflikt mit ihrem Herrn, dem katholischen Kaiser, befand und Allianzen schmiedete, die der Herrscher auf lange Sicht nicht dulden konnte und wollte.

Lorenz Dhen war ein Kind jener unruhigen Zeit. Der aus dem unterfränkischen Junkersdorf bei Königsberg stammende Apotheker diente in Tübingen zunächst bei Johann Albert Benslin, den wir als Albrecht Benslin bereits

---

<sup>165</sup> Heimatmuseum Reutlingen, Inventarnummer 2009/0016. S. a. das Exemplar Stadtbibliothek Reutlingen, FD 1333: Der Enkel Johann Rudolph Camerers, Elias Rudolph Camerer, erweiterte die Sammlung des Großvaters um vier Zenturien, ließ sie 1683 bei Johann Georg Cotta in Tübingen drucken und widmete sie dem Rat der Stadt Reutlingen und dem Bürgermeister Johann Philipp Laubenberger.

<sup>166</sup> Theodor Schön: Reutlinger Geschichtsquellen III, *Chronologia Begeriana*, in: Reutlinger Geschichtsblätter 9 (1898), S. 70.

<sup>167</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1637/45, fol. 35 v (2. 4. 1638).

<sup>168</sup> A. Wankmüller (wie Anm. 153), S. 49, 50.

<sup>169</sup> Werke des Paracelsus in der Stadtbibliothek Reutlingen: FD 296 und FD 297.

<sup>170</sup> L. Hoffstetter (wie Anm. 118), S. 232–235.



Auch in Reutlingen wurden die Schriften des Paracelsus gelesen. Zumindest sind zwei Bände mit Werken „Aureoli Philippi Theophrasti Bombasti von Hohenheim“ in der Stadtbibliothek erhalten, darunter seine magischen und astrologischen Bücher.



kennen. Er hatte sich, von seinem Vater unterstützt, vergeblich um die Apotheke des Anton Körber in Reutlingen beworben. 1601 und 1604 taucht Dhen als Student in den Matrikeln der Universität Tübingen auf. 1604 hatte er den Dienstherrn gewechselt und war nun Geselle in der 1597 gegründeten zweiten Apotheke Tübingens, die Michael Greiff gehörte.<sup>171</sup> In der Apotheke der Familie Greiff scheinen die Lehren des Paracelsus auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Friedrich, der Sohn des Michael Greiff, nannte sich in späteren Jahren „*candidatus medicinae*“ und „*Chymiater*“. Er hatte also einige Semester Medizin studiert, sich eingehend mit der Alchemie befasst und fühlte sich damit in der Lage, als „*chemischer Arzt*“ (*Chemiatier*) tätig zu sein.<sup>172</sup> Ob und in welchem Umfang sich Lorenz Dhen mit Alchemie befasste, ist schwer zu sagen. Auf der anderen Seite ist es kaum vorstellbar, dass die aufregend neuen Ideen keinen Eindruck auf den Apothekergesellen gemacht hätten. Doch zunächst einmal ging alles den gewohnten Gang. 1609 wurde Lorenz Dhen Bürger und Apotheker in Reutlingen, die Stadtväter waren also offensichtlich der Meinung, dass auch ihre Stadt eine zweite Apotheke brauchen könne.<sup>173</sup> Doch Dhen muss mehr gekonnt haben als Pillendreher, denn Wolfgang II. von Hohenlohe holte ihn nach Weikersheim, wo der Graf seit 1603 ein neues Laboratorium in seiner Residenz eingerichtet hatte. Es war kein Geheimnis, dass sich der Graf „*in chimische Sachen delectiert*“. Seine Gemahlin Magdalena leitete die Apotheke im Schloss.<sup>174</sup> Der „*Appodeckher Lorenz Dhen*“ wurde in Weikersheim mit einem jährlichen Gehalt von 36 Gulden eingestellt, erhielt also pro Jahr 6 Gulden mehr als die Destillatoren (Branntweinbrenner) vor und nach ihm. Am 14. 9. 1619 heiratete „*unsers gnedigen Herrn Hofapotheker*“ die Witwe des Destillators Marx von Buch.<sup>175</sup> Was die Aufgaben Dhens im Einzelnen waren, ist nicht überliefert. Dass er in der Hofapotheke tätig war und wie die Destillatoren vor ihm im „*Brennhauß*“ Branntwein herstellte, liegt nahe. In welchem Umfang er seinem Herrn bei dessen alchemistischen Experimenten zur Hand ging, muss offenbleiben. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang allerdings, dass „*Drey geschriebene Alchimey Bücher, von Marxen von Buchen*“ heute noch erhalten sind. Wenn Dhen

---

<sup>171</sup> A. Wankmüller (wie Anm. 153), S. 49.

<sup>172</sup> Reinhold Rau; Armin Wankmüller: *Württembergische Apotheker des 16./18. Jahrhunderts*, Folge 3: *Tübinger Apotheker*, in: *Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte* 2 (1953), S. 76, Nr. 35 und 36.

<sup>173</sup> R. Rau; A. Wankmüller (wie Anm. 172), S. 156, Nr. 1109.

<sup>174</sup> Jost Weyer: *Die Weikersheimer Schloßapotheke unter Graf Wolfgang II. und Gräfin Magdalena von Hohenlohe 1587–1610* (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 39), Sigmaringen 1992, S. 23, 83, 194, 228. Auf Seite 194 „*Dhen*“ verlesen als „*Ohen*“, s. das Personen- und Ortsregister S. 509.

<sup>175</sup> Jost Weyer: *Die Weikersheimer Schloßapotheke unter Graf Wolfgang II. und Gräfin Magdalena von Hohenlohe 1587–1610*, in: *Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte* 17 (1991), S. 71.

dessen Posten übernahm, kann man durchaus davon ausgehen, dass er auch die Arbeit des Verstorbenen fortführte.<sup>176</sup> Graf und Gräfin müssen auf jeden Fall zufrieden gewesen sein, denn Lorenz Dhen blieb in Weikersheim bis zu seinem Tod am 24. 1. 1624.<sup>177</sup>

Mit dem Weggang des Lorenz Dhen kam ein Apotheker nach Reutlingen, der dem Begriff „Barockmensch“ alle Ehre machte. Johann Heinrich Menni war der Sohn des Uracher Physikus Heinrich Menni. Der Doktor war ein streitbarer Mann, der immer wieder die Gerichte beschäftigte.<sup>178</sup> Schließlich geriet er 1624 mit dem Uracher Apotheker Johann Erhardt in Konflikt und wollte oder musste die Stadt verlassen.<sup>179</sup> Sein Sohn Johann Heinrich sei am 4. August 1605 in Urach geboren, heißt es. Johann Heinrich Menni selbst gibt am 5. 9. 1651 zu Protokoll, er sei vierzig Jahre alt und stamme aus Urach.<sup>180</sup> Auf seinem Porträt von 1641 wird angegeben, er sei 34 Jahre alt.<sup>181</sup> 1631 war er Apotheker in Reutlingen. Hoffstetter berichtet in seiner Chronik, am 17. Juli 1631 sei der Apotheker Johann Heinrich Menni Mitglied einer Gesandtschaft gewesen, die Erleichterungen für das von kaiserlichen Truppen besetzte Reutlingen erreichen wollte.<sup>182</sup> Die Stadt hatte sich im Dreißigjährigen Krieg schließlich offen gegen den Kaiser gestellt und Bewaffnete unter der Führung Matthäus Begers zur Verteidigung der Honauer und der Holzelfinger Steige geschickt, um den anrückenden Kaiserlichen unter Egon VIII. Graf von Fürstenberg-Heiligenberg den Weg zu verlegen. Die Stadt rüstete sich in der Zwischenzeit mit ihrem ziemlich in die Jahre gekommenen Mauergürtel zur Verteidigung. Dass dies sinnlos war, erkannten angesichts der anrückenden feindlichen Heerscharen sowohl die Reutlinger als auch die verbündeten Württemberger vor den Toren Tübingens und baten um Frieden. Reutlingen durfte beim protestantischen Glauben bleiben und wurde weder geplündert noch angezündet, die Stadt wurde allerdings entwaffnet und erhielt „zum Schutz“ eine kaiserliche Besatzung. Sich in „keyßerlicher Mayestet Schutz“ zu begeben war kostspielig (sogar das Reutlinger Tafelsilber wechselte den Besitzer), aber alles in allem war der „Kirschenkrieg“ für Reutlingen glimpflich abgelaufen. Nach dem Abzug der kaiserlichen Besatzung am

<sup>176</sup> J. Weyer (wie Anm. 174), S. 194–197.

<sup>177</sup> J. Weyer (wie Anm. 175), S. 71.

<sup>178</sup> Ruth Blank: *Uracher Bürger vor 1640*, Band 2, Schorndorf 2001, S. 680–681.

<sup>179</sup> HStA Stuttgart, A 206 Bü 1875: „Injuriensachen zwischen Johann Erhardt, Apotheker zu Urach, und Heinrich Menni, gewesener Medicus daselbst, nachher in Freudenstadt“.

<sup>180</sup> Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Regierungsarchiv (MRA) XII, Vikariatsakten 121/291 Nr. 15. Zeugenaussage des Dr. Johann Heinrich Menni im Aschaffener erzbischöflichen Kommissariat am 5. 9. 1651. Den Fund des Dokuments und die Auskunft darüber verdanke ich Herrn Dr. Manfred Schopp in Groß-Umstadt.

<sup>181</sup> Wellcome Collection London, Wellcome Images V0003971.

<sup>182</sup> L. Hoffstetter (wie Anm. 118), S. 82–85; Beschreibung des Oberamts Reutlingen, (wie Anm. 47), Teil 2, S. 131–140, hier besonders S. 133–136.

30. September 1631 unterstützte die Reichsstadt dann wieder das „evangelische Defensionswesen“ des Heilbronner Bundes militärisch, doch mit der Niederlage in der Schlacht von Nördlingen 1634 rückten die Hoffnungen auf einen Sieg der Protestanten in weite Ferne. Reutlingen musste sich zum zweiten Mal in das Unvermeidliche fügen, und Matthäus Beger fiel die undankbare Aufgabe zu, erträgliche Bedingungen für eine Übergabe auszuhandeln. Am 24. September 1634 erschien der kaiserliche Kommandant „Herr Graff von Dona“, um „mit der Statt zu tractiren“. <sup>183</sup> Johann Heinrich Menni hatte das alles kommen sehen, so behauptete er wenigstens. Der Sieg der Kaiserlichen ließ ihn zum frommen Katholiken werden, ein Sinneswandel, der ihm in Reutlingen mit Sicherheit wenig Sympathien einbrachte. Er muss Reutlingen mit oder bald nach Heinrich Burggraf von Dohna verlassen haben, denn im August 1635 befand er sich in dessen Feldlager als Leibmedikus. <sup>184</sup> Heinrich von Dohna befreite 1637 das von protestantischen Truppen besetzte Aschaffenburg, und das oben erwähnte Porträt von 1641 zeigt uns einen Johann Heinrich Menni, der Karriere gemacht hat: „JOANN[ES] HENRICUS MENNI, PHILOSOPHIÆ ET MEDICINÆ DOCTOR, EMINENT-[ISSIMI] PRINCIPIS ELECT[ORIS] MOGUNT[INI] MEDICUS ET PHYSICUS ASCHAFFENBURGENSIS. ÆTATIS SUÆ 34. A[NN]O CHRISTI 1641“. <sup>185</sup> (Johann Heinrich Menni, Doktor der Philosophie und der Medizin, Leibarzt seiner Eminenz, des Mainzer Kurfürsten und Physikus in Aschaffenburg. Seines Alters im vierunddreißigsten Jahr. Im Jahre des Herrn 1641).

Menni war also Doktor der Philosophie und der Medizin und 1637 Stadtphysikus von Aschaffenburg geworden und stand damit in Diensten des Mainzer Erzbischofs. Er hatte keine Absicht, keinen Grund und auch keine Möglichkeit, nach Reutlingen zurückzukehren, und er muss mit der Familie seiner Frau im Streit gelegen haben; 1640 wurde er von den Reutlingern mit einer Geldstrafe belegt, weil er sich mit seinem Schwiegervater geprügelt hatte. <sup>186</sup> 1642 forderten die Pfleger seiner beiden Kinder die Möbel des Menni von seinem Bruder Johann Conrard und wollten wissen, ob sie ihre Schützlinge und den Hausrat des Johann Heinrich Menni nach Aschaffenburg schicken sollten. <sup>187</sup>

Auch das weitere Leben Mennis verlief nicht in ebenen Bahnen. Mit dem Abt Leonhard I. der Benediktinerabtei von Seligenstadt hatte der Aschaffener Stadtphysikus einen Behandlungsvertrag, der eine Bezahlung in Natu-

---

<sup>183</sup> T. Schön (wie Anm. 166), S. 66–69.

<sup>184</sup> Johann Tilemann: „Lapis Ignis Basilii: Das ist Guldiner Apffel“, Augsburg 1666, S. 5–8, Exemplar in der Stadtbibliothek Reutlingen, FD 1894.

<sup>185</sup> Wie Anm. 181.

<sup>186</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1637/45, fol. 163 r (17. 11. 1640).

<sup>187</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1637/45, fol. 238 v (28. 5. 1642), fol. 261 v (5. 11. 1642).



Arbeit Mennis? Um nichts weniger als die „Universal-Medicin“. Im „auro potabili“, in trinkbarem Gold, habe man dieses „höchste Medicamentum“ zu sehen, „wie überhaupt die schwerste krankheiten müssen allein mit metallischen und mineralischen/durch die Chymische Erfahrungheit und Kunst elaborirten arcanis [geheime Mittel] curiert werden“. Er, Johann Heinrich Menni, habe sich entschlossen, die Methode zur Herstellung des aurum potabile in den Druck zu geben, „weil dergleichen kein Philosoph so klar nie getan“. 189

Ob, wo, wann und wie lange der Philosoph und Medicus Johann Heinrich Menni Medizin studierte, bleibt sein Geheimnis. Für einen chemischen Arzt war es aber auch in erster Linie wichtig, mit den Geheimnissen der Alchemie vertraut zu sein. Ein langwieriges Medizinstudium, in dem nach wie vor auf die – in den Augen der Paracelsisten völlig verkehrten – Lehren Galens großes Gewicht gelegt wurde, war da wenig hilfreich. Bei einigen der namhaften chemischen Ärzte jener Zeit darf man ohnehin nicht zu penibel sein, wenn es um ihre akademische Ausbildung geht. Selbst bei Paracelsus lässt sich nur mit viel Phantasie und gutem Willen ein abgeschlossenes Studium und eine Promotion zum Doktor der Medizin konstruieren.

Einen „Chemiater“ ohne abgeschlossenes Medizinstudium gab es auch in Reutlingen. Johann Conrardt Menni, der Bruder des Johann Heinrich Menni, war nicht nur „Appoteckher“, sondern auch „Medicinæ Chymiator“, wie er selbstbewusst betonte. 190

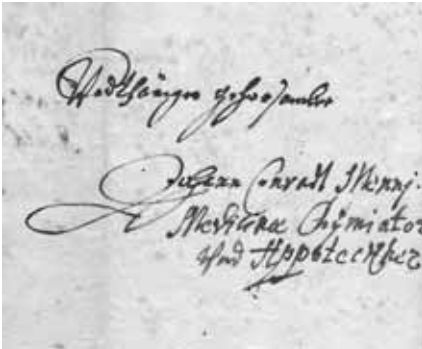
Auch Johann Conrardt Menni verstand sich also aufs Kurieren mit metallischen und mineralischen Substanzen. Dass die nicht nur heilen konnten, brachte ihn in ziemliche Schwierigkeiten. Catharina Schmid, die Magd im Siechenhaus, wurde von Wahnvorstellungen geplagt und war schließlich so verzweifelt, dass ihr jedes Mittel recht war, um die „Geister“, die sie quälten,



Der ursprüngliche Autor des erstmals 1635 bei Johann Conrad Geißler in Tübingen erschienenen alchemistischen Traktats „Lapis Ignis Basilii, Das ist: Guldiner Apffel“ war Johannes Heinrich Menni, Medicus in Reutlingen.

189 Guldiner Apffel (wie Anm. 184), S. 6–7.

190 StadtA Rt., RUA Nr. 8177 (12. 9. 1669).



Er sei kein gewöhnlicher Apotheker, lässt Johann Conratt Menni die Nachwelt wissen, sondern in erster Linie „Medicinæ Chymiator“, chemischer Arzt.

loszuwerden. Sie sandte eine Nachbarin um Gift in die Apotheke, doch die ahnte nichts Gutes und schickte unter einem Vorwand ihren Mann zum Apotheker Heinrich Efferen in die „untere Apotheke“. Efferen hatte diese Apotheke am Markt am 12. 9. 1638 erworben.<sup>191</sup> Weil dort zu viele Leute waren, ging Urban Faßnacht, der noch nicht wusste, wie viel Kummer ihm dieser Gefallen einbringen würde, zu Johann Conratt Menni in die andere Apotheke. Gefragt, wozu das Arsen denn gebraucht werde, gab Faßnacht an, die Marder in der Küche des Siechenhauses seien eine Plage, und man wolle ihnen den Gar-

aus machen. Menni wusste, dass Gift nur mit Erlaubnis der Obrigkeit ausgegeben werden durfte, doch Faßnacht war ihm gut bekannt, die Geschichte war plausibel und er vertraute darauf, dass die Sache schon ihre Richtigkeit haben werde. Nun hatte Catharina, was sie wollte. Sie kochte sich einen Brei, rührte das Gift darunter, aß die Hälfte auf, bekam dann aber Angst und warf den Rest weg. In ihrer Verwirrung und in der Not ihres Herzens erzählte sie die Geschichte überall herum, häufte Ungeheuerlichkeit auf Ungeheuerlichkeit, und schließlich kam die Angelegenheit vor die Obrigkeit. Catharina redete sich bei der Vernehmung um Kopf und Kragen, überzeugte die zögernde Kommission davon, dass sie tatsächlich von bösen Geistern besessen und eine Hexe sei, und schließlich erreichte sie, worauf sie es angelegt hatte.<sup>192</sup> Für das Jahr 1644 notierte Hoffstetter lakonisch: „Den 23. August, Freytag, ist die Siechen Cäthrina verbrennt worden.“<sup>193</sup>

Der Apotheker Johann Conratt Menni wird 1638 erstmals in den Ratsprotokollen erwähnt.<sup>194</sup> Im gleichen Jahr machte sein Konkurrent Heinrich Efferen klar, wie er sich die Zukunft in Reutlingen vorstellte. Nach dem Abgang der Apotheke des Menni solle es außer der seinen keine zweite Apotheke mehr geben. Das wurde ihm auch von der Obrigkeit bestätigt<sup>195</sup> und 1655 scheint es dann so weit gewesen zu sein: Menni gab sein Bürgerrecht auf und zog zurück nach Urach. Was seine Gründe für diesen Schritt waren, bleibt

<sup>191</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1637/45, fol. 59 r (12. 9. 1638).

<sup>192</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 7779, Nr. 7780, Nr. 7785, Nr. 7786, Nr. 7787, Nr. 7788, Nr. 7789.

<sup>193</sup> L. Hoffstetter (wie Anm. 118), S. 94.

<sup>194</sup> StadtA Rt., Ratsprotokolle 1637/45, fol. 19 r (27. 1. 1638), fol. 25r (17. 2. 1638).

<sup>195</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4391 a (1. 8. 1638).

unklar, doch selbst 1669, also 14 Jahre später, war er immer noch unerwünschte Person, und die Stadt lehnte sein Gesuch um Wiederaufnahme ins Bürgerrecht ab.<sup>196</sup> Im Jahr darauf war er allerdings lange genug in Reutlingen, um in eine gewalttätige Auseinandersetzung verwickelt zu werden, deren Folgen ihn und seine Frau über Wochen ans Bett fesselten. Der Stadtarzt Wucherer begutachtete die Verletzungen, eine Kopfplatzwunde beim Apotheker und eine tiefe Wunde an der Schläfe bei seiner Ehefrau.<sup>197</sup> 50 Gulden wollten die Blessierten als Schmerzensgeld von dem Weingärtner Hans Arnold und seiner Frau, den Siegern des Gefechts, haben.<sup>198</sup> Um Geld ging es Menni auch bei einer Erbangelegenheit, die nicht zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Er verklagte die Stadt 1676 beim Kaiserlichen Reichshofrat in Wien, ohne dass wir wüssten, wie die Sache ausging.<sup>199</sup> Mit einem Schreiben des Rechtsbeistands von Bürgermeister und Rat der Stadt Reutlingen in dieser Angelegenheit aus dem Jahr 1678 verliert sich die Spur des Apothekers.<sup>200</sup> Sein Konkurrent, Heinrich Efferen, blieb bis zu seiner für ihn schicksalhaften Auseinandersetzung mit Johann Philipp Laubenberger unangefochtener Herr über die einzige Apotheke in der Stadt.

---

<sup>196</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 8177 (12. 9. 1669).

<sup>197</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 14369 (25. 11. 1670).

<sup>198</sup> StadtA Rt., RUA Nr. 4391 (undatiert).

<sup>199</sup> StadtA Rt., A 1 Nr. 13868 (16. 1. 1676).

<sup>200</sup> Die Akten des Kaiserlichen Reichshofrats, Alte Prager, Akten Band 3, Akte 3070, Signatur K. 123, Verzeichnis AB I/16, fol. 197 r (<http://www.rhrdigital.de/altepragerakten.3.3070>).





## Politische Verfolgung und Exil Neue Studien zu Friedrich Lists Aufenthalt in Basel und Aarau (1823/24)

Kilian Spiethoff

Wenige politische Denker des frühen 19. Jahrhunderts haben das Interesse der historischen Forschung so nachhaltig auf sich gezogen wie der bis heute vieldiskutierte „geistige Pionier“ der sozialen Marktwirtschaft und der europäischen Integration<sup>1</sup>, der Nationalökonom Friedrich List (1789–1846).<sup>2</sup> Seine württembergische Kammertätigkeit, seine Verurteilung zu Festungshaft aus politischen Gründen und sein Amerikaaufenthalt in den späten 1820er Jahren wurden von späteren Biographen ebenso minutiös analysiert wie seine Rolle beim Aufbau eines deutschen Eisenbahnwesens und die Entwicklung seiner protektionistischen Gegenentwürfe zu den Theorien der klassischen Freihandelslehre. Unter die weniger beachteten Episoden im Leben des „höchst begabten und vielverkannten Manns“<sup>3</sup> gehörte dagegen bis in die 1980er Jahre die scheinbar „verlorene“ Schweizer Exilzeit von 1823 bis 1824 – die letzte Station seiner Flucht vor der Rückkehr nach Württemberg, der Haft auf dem Hohenasperg und der Abreise in die USA. Letztlich haben erst Eugen Wendlers einschlägige Dissertation von 1984 und seine folgenden Publikationen zum Thema eine grundsätzliche Neubewertung dieser bedeutenden „Entwicklungsphase“ eingeleitet und nachgewiesen, dass sie ein „zum Verständnis der Zusammenhänge unentbehrliches Bindeglied zum amerikanischen Exil“ darstellt.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Eugen Wendler: Friedrich List. Politische Wirkungsgeschichte des Vordenkers der europäischen Integration, München 1989, S. 7.

<sup>2</sup> Als bedeutendste biographische Arbeiten seien in chronologischer Reihenfolge genannt: Ludwig Häusser: Friedrich Lists Leben, Stuttgart u. Tübingen 1850; Carl Jentsch: Friedrich List, Berlin 1901; Karl August Meissinger: Friedrich List, der tragische Deutsche, Leipzig 1930; Friedrich Lenz: Friedrich List. Der Mann und das Werk, München u. Berlin 1936; Carl Brinkmann: Friedrich List, Berlin u. München 1949; Hans Gehrig: Friedrich List und Deutschlands politisch-ökonomische Einheit, Leipzig 1966; Eugen Wendler: Friedrich List. Leben und Wirken in Dokumenten, Reutlingen 1976; William O. Henderson: Friedrich List. Economist and Visionary 1789–1846, London 1983; Eugen Wendler: Friedrich List (1789–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung, Wiesbaden 2013.

<sup>3</sup> Eugen Wendler: Leben und Wirken von Friedrich List während seines Exils in der Schweiz und sein Meinungsbild über die Eidgenossenschaft, Diss. Univ. Konstanz 1984, S. 1.

<sup>4</sup> Ebd., S. 1–3. Dieser Interpretationslinie folgen im Wesentlichen auch die neueren Beiträge von Rainer P. Look: Flucht, Haft und Auswanderung, in: Friedrich List und seine Zeit. Nationalökonom, Eisenbahn-pionier, Politiker, Publizist 1789–1846, Katalog und Ausstel-

Zu den prägendsten Erfahrungen dieser Zeit gehörte ohne Zweifel Lists enger Kontakt mit den deutschen Emigrantenzirkeln in Basel und Aarau, deren Mitglieder sich großteils aus ehemaligen Burschenschafftern und Opfern der Metternich'schen „Demagogenverfolgung“ (1819/20) rekrutierten. An der Basler Universität lehrten in den 1820er Jahren zahlreiche aus Deutschland vertriebene Intellektuelle wie der Theologe Martin Wilhelm Leberecht de Wette, der Mediziner Carl Gustav Jung und die Juristen Karl Follen und Wilhelm Snell. In Aarau hatten Karl Follens älterer Bruder August und der Schriftsteller Wolfgang Menzel Zuflucht gefunden. Die politische Radikalität dieser liberalen bis fröhdemokratischen Kreise, sicherlich aber auch die hysterische Dämonisierung ihrer Anschauungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert<sup>5</sup> waren Gründe dafür, dass die Bedeutung ihres Einflusses auf Friedrich List lange als eher peripher eingestuft worden ist. So beschrieb etwa der Biograph Friedrich Lenz 1936 zwar eindringlich Lists frühe Kontakte mit den „Demagogen“, behauptete aber andererseits, seine „konstitutionell-monarchischen Grundsätze“ seien den „radikalen Prinzipien eines Karl Follen fremd, ja feindlich“ gewesen; List wäre mit dem „Tyrannenmörder“ (sic!) zu „keinerlei sachlichem Einverständnis gelangt“.<sup>6</sup> Kaum anders urteilte 13 Jahre später Carl Brinkmann, der „Lists innere Beziehungen zu den Burschenschafftern“ durch Lenz sogar noch überschätzt sah.<sup>7</sup> Demgegenüber steht das differenziertere Urteil Wendlers, der List zwar ebenfalls gegenüber dem Vorwurf eines fanatischen Demagogenentums in Schutz nimmt, gleichzeitig aber auch erstmals auf republikanische und sogar frühsozialistische Einflüsse in seinem politischen Denken hingewiesen hat.<sup>8</sup>

An dieser Stelle knüpft der vorliegende Aufsatz an.<sup>9</sup> Sein Ziel ist es, den bisherigen Wissensstand über Lists Verbindungen zu den Baseler und Aarauer Flüchtlingskreisen durch die Erschließung neuen Quellenmaterials zu erweitern und zu konkretisieren. Dabei liegen der Darstellung zum einen zahlreiche Briefe aus dem Nachlass August Follens zugrunde, den der Verfasser im Rahmen der Erstellung seiner Magisterarbeit über die Gebrüder Follen an

---

lung zum 200. Geburtstag, hg. von der Stadt Reutlingen/Heimatmuseum und Stadtarchiv, Reutlingen 1989, S. 104–110, und von Rachid L'Aoufir: *Netzwerkbildung und Gesellschaftswandel zwischen Philadelphia, Paris und Leipzig. Friedrich Lists (1789–1846) Denken und Wirken im Exil*, in: *Forum Vormärz Forschung*, Jahrbuch 10 (2004), S. 31–86.

<sup>5</sup> Kilian Spiethoff: *Die Gebrüder Follen. Entwicklungsgeschichte zweier Demagogen*, Magisterarbeit Ludwig-Maximilians-Universität München 2012, S. 13–16.

<sup>6</sup> Fr. Lenz (wie Anm. 2), S. 261 u. 271.

<sup>7</sup> C. Brinkmann (wie Anm. 2), S. 116, Anm. 45.

<sup>8</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 110–128 u. 142–148.

<sup>9</sup> Für wertvolle Ratschläge und Hinweise danke ich Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv Reutlingen), Regula Geiser (Studienbibliothek Winterthur), Raoul Richner (Stadtarchiv Aarau) und Prof. Dr. Dr. Eugen Wendler (Reutlingen).

der Universität München 2012 ausgewertet hat.<sup>10</sup> Ergänzt wurde dieser Fundus zum anderen durch die eingehende Sichtung von Lists Originalkorrespondenz im List-Archiv Reutlingen, die zur Auffindung zahlreicher Textabschnitte und -passagen geführt hat, welche im Briefband der Gesamtausgabe von 1927 bis 1935 unberücksichtigt geblieben sind.<sup>11</sup>

Die neuen Ergebnisse zeigen, dass sich die Kontakte zwischen List und den weiteren deutschen Flüchtlingen in der Schweiz über ein Jahr hinweg enger und besser gestalteten, als bisher angenommen. Nicht nur leisteten sich die Exilanten im Konflikt mit den deutschen Regierungen gegenseitige finanzielle und moralische Unterstützung, auch ideologisch gestalteten sich die gegenseitigen Differenzen keineswegs unüberbrückbar, was schließlich sogar in gemeinsamen Zukunftsplänen resultierte. Eine zentrale Rolle mag dabei gespielt haben, dass ursprünglich selbst so „gefürchtete“<sup>12</sup> Menschen wie die Gebrüder Follen politisch durch die gemäßigt liberale Petitionsbewegung für die Schaffung eines deutschen Nationalparlaments geprägt worden waren – erst angesichts der lang anhaltenden Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen hatten sie sich schrittweise radikalisiert. Auch waren ihre revolutionären Ideen seit dem Scheitern der spanischen und italienischen Erhebungen von 1820 bis 1823 wiederum deutlich abgekühlt und einer eher sachlich-desillusionierten Einschätzung der Lage gewichen. Karl Follen etwa hatte seine „wählerischen“ Aktivitäten jenseits der Schweizer Grenze seit 1823 nahezu aufgegeben und widmete seine freien Stunden stattdessen einer großen theoretischen Abhandlung über „Das Recht“.<sup>13</sup> Umgekehrt wiederum stand Friedrich List, dem grundsätzlich bei aller freiheitlichen Gesinnung ein schärferer Blick für die gesellschaftlichen Realitäten zu attestieren war, während seiner Zeit in der Schweiz noch ganz unter der demütigenden Erfahrung seiner erzwungenen Flucht aus Württemberg. Dieser Umstand und die ideologischen Einflüsse seines neuen Bekanntenkreises mögen ihn vorübergehend zu radikaleren Plänen und leidenschaftlicheren Stellungnahmen veranlasst haben, als diese für seinen früheren und späteren Lebensweg charakteristisch waren. Die gemeinsame Basis für die gegenseitige Annäherung fand sich in der tiefen Verzweiflung der Flüchtlinge über die politischen Zustände in Europa, die mit einer wachsenden Begeisterung für das stabile demokratische System und die wirtschaftliche Prosperität der USA einherging.

<sup>10</sup> K. Spiethoff, Die Gebrüder Follen (wie Anm. 5). Der Nachlass August Follens umfasst im Ganzen ca. 180 Briefe; er teilt sich in zwei Bestände an der Studienbibliothek Winterthur (Ms. BRH 245) und an der Zentralbibliothek Zürich (Ms. Z II 416–420) auf.

<sup>11</sup> Friedrich List: Werke VIII, hg. von Edgar Salin, verb. u. erg. Neuausg., Aalen 1971. Im Folgenden stehen die Kürzel „List: Werke VIII“ für die Salin-Edition, „FLA“ für Friedrich-List-Archiv Reutlingen, „D“ für vollständige Abdrucke und „TD“ für Teildrucke in List: Werke VIII.

<sup>12</sup> Vgl. C. Brinkmann (wie Anm. 2), S. 111.

<sup>13</sup> Vgl. K. Spiethoff, Die Gebrüder Follen (wie Anm. 5), S. 55–102.



Der junge Friedrich List (1789–1846) wenige Jahre vor dem Beginn seines Exils. – Lithographie nach einer Bleistiftzeichnung aus dem Jahr 1817.

Die folgende Abhandlung schildert zunächst Lists frühe Kontakte mit den Flüchtlingen in Basel, seine langwierigen Bemühungen um das Niederlassungsrecht in der Schweiz und seinen Entschluss zur Ansiedlung im Kanton Aargau. Der dortige Aufenthalt stand einerseits ganz im Zeichen des fortgesetzten publizistischen Kampfs um die Revision des an ihm verübten „Justizmords“; andererseits begann sich List gemeinsam mit den weiteren deutschen Flüchtlingen durch den Beitritt zum Aarauer „Lehrverein“ und die Gründung der Zeitschrift „Europäische Blätter“ eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Die Erhöhung des politischen Drucks der europäischen Mächte auf die Schweiz zur Ausweisung der Exilanten sowie die literarische Beschäftigung mit Johann

Georg Rapps frühsozialistischem Siedlungsprojekt „Harmony“ in den USA resultierten dann Ende 1823 in einem großangelegten Plan zur gemeinschaftlichen Auswanderung und Ansiedlung deutscher Liberaler in der Nähe von Pittsburgh. Um die Chancen für die Durchsetzung eines solchen Projekts auszuloten und es finanziell abzusichern, reisten List und Karl Follen im Frühjahr 1824 nach Paris und London. Das Vorhaben scheiterte jedoch an mangelnder Teilnahme ebenso wie an der ausbleibenden Unterstützung durch vermögende Geldgeber. Bald nach der Rückkehr Lists aus London brach die Freundschaft zwischen den Flüchtlingen infolge einer schweren finanziellen Krise der „Europäischen Blätter“ dauerhaft auseinander. Ein Ausblick auf die Folgeentwicklungen, die List letztendlich dazu zwangen, die Überquerung des Atlantiks mit seiner Familie allein in Angriff zu nehmen, soll die vorliegende Untersuchung beschließen.

Zunächst jedoch gilt es zu erörtern, was Friedrich List 1823 überhaupt zur Flucht in die republikanische Schweiz motivierte. Die Wahl seines Exils nämlich, so Wendler, entsprach keineswegs einem „Zufall“, vielmehr beruhte sie auf einem Netzwerk zahlreicher bereits vorhandener Beziehungen und Bekanntschaften.<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Eugen Wendler: *Durch Wohlstand zur Freiheit. Neues zum Leben und Werk von Friedrich List*, Baden-Baden 2004, S. 79.

## Der Weg ins Schweizer Exil

Zwar hatte bereits die Gründung des Handels- und Gewerbevereins 1819 Friedrich List einen gewissen Ruf unter Basler und Aarauer Fabrikanten verschafft<sup>15</sup>; der erste nähere Kontakt zu jenen entschieden liberalen Kreisen, mit denen er während seines Schweizer Exils Umgang pflegte, resultierte indessen aus seiner publizistischen und literarischen Tätigkeit. So entsandte List im Frühjahr 1821 als Miteigentümer der freisinnigen Neckar-Zeitung den befreundeten Tübinger Studenten und Burschenschafter Gustav Kolb als Korrespondenten nach Italien, um über die Revolutionen in Neapel und Piemont zu berichten. Dieses Vorhaben schlug zwar infolge der raschen Unterdrückung der Aufstände fehl, auf seiner Rückreise nach Tübingen hielt sich Kolb jedoch zwei Tage lang im Haus des Züricher Buchhändlers Eduard Gessner und dessen Bruders Heinrich auf – damals eine der zentralen Anlaufstellen für die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz.<sup>16</sup>

Weitere Verbindungen ergaben sich ein Jahr später, nach Lists Verurteilung im bekannten Esslinger Injurienprozess vom 6. April 1822. Wegen Ehrenbeleidigung der württembergischen Regierung und Beamtschaft sollte der junge Intellektuelle eine Strafe von 10 Monaten Festungshaft „mit angemessener Beschäftigung“ erhalten. Da ein solches Verdikt nach damaliger Rechtsauffassung mit dem dauerhaften Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte einherging und List von seiner Unschuld überzeugt war, entschloss er sich zur sofortigen Flucht über den Rhein nach Straßburg.<sup>17</sup> Von dort aus versuchte er, über die Vermittlung seines Freundes Johann Friedrich v. Cotta eine Revision des Prozesses oder dessen Niederschlagung durch den König zu erreichen. Zu seinen stärksten Druckmitteln gehörte dabei die mögliche Veröffentlichung seiner Prozessakten, die ihn „vor der Welt rechtfertigen“ und die württembergische Justiz zum „europäischen Skandal“ machen sollte.<sup>18</sup> In dieser

<sup>15</sup> Friedrich List: Das nationale System der politischen Ökonomie, Bd. 1, Stuttgart u. Tübingen 1841, S. XI; C. F. Bauerreis an die Redaktion des „Organs“, Nürnberg, 27. 1. 1820 (FLA 8/22) und C. F. Bauerreis an Friedrich List, Nürnberg, 8. 4. 1820 (FLA 7/28). Friedrich List wird im Folgenden abgekürzt als „F. L.“.

<sup>16</sup> Fr. Lenz (wie Anm. 2), S. 259 f., und Felix Stähelin: „Demagogische Umtriebe“ zweier Enkel Salomon Gessners, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 39 (1914), S. 3–88, hier: S. 45.

<sup>17</sup> E. Wendler, Friedrich List (1789–1846) (wie Anm. 2), S. 58–65 u. 75. Zum Strafverfahren gegen List siehe die Dissertation von Jens Daniel Rau: Der Fall Friedrich List. Humanität und Indemnität von Abgeordneten im süddeutschen Frühkonstitutionalismus (Europäische Hochschulschriften, Reihe II Rechtswissenschaft, Bd. 5095, Peter Lang Verlag, Frankfurt 2010).

<sup>18</sup> Vgl. F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, Straßburg, 1. 5. 1822 (FLA 21/87), D in List: Werke VIII, S. 214–216; F. L. an seine Frau Karoline, [Straßburg], [Mai 1822] (FLA 47 II/31), TD in List: Werke VIII, S. 221 f., und F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, Straßburg, 16. 6. 1822 (FLA 21/89), D in List: Werke VIII, S. 225–227.

Hoffnung wurde er durch den ungeteilten Beifall der Straßburger Liberalen bestärkt: „Hier glaubt man, der König werde, um sich in der öffentlichen Meinung aus der Sache zu ziehen, mir einen Minister zum Opfer schlachten müssen [...]“, heißt es siegesgewiss in einem Brief vom Mai 1822 an seine Frau Karoline.<sup>19</sup> Für den Verlag des Werks wandte er sich auf Anraten der Straßburger Vertrauten bald nach seiner Ankunft an den Buchhändler Sauerländer in Aarau, dessen bekannte „Aarauer Zeitung“ seine Aktivitäten schon seit Mitte 1819 mit großer Teilnahme geschildert und unterstützt hatte.<sup>20</sup> Ob es zu einer Einigung kam, ist fraglich; fest steht nur, dass List die Prozessakten Ende Mai in Straßburg bei G. L. Schuler in Druck gab und sie fortan zur Publikation bereithielt.<sup>21</sup> Allerdings entschloss er sich, die Veröffentlichung vorerst noch einmal zurückzustellen – teils, weil er weiterhin auf eine Revision seines Urteils hoffte, teils wohl auch aus Sorge um seine in Stuttgart zurückgebliebene Frau Karoline, die nach der Geburt ihrer Tochter Elise schwer erkrankt war und sich nur langsam erholte.<sup>22</sup>

Während des Sommers 1822 schien sich Lists Situation in Frankreich zu festigen. Anfang August 1822 sah er seine Stellung als ausreichend gesichert an, um eine Reise nach Basel zu unternehmen, wo er einen Verleger für seine neuesten literarischen Produktionen suchte. In die gleiche Zeit fielen erste Überlegungen, sich in Straßburg dauerhaft niederzulassen und Karolines Umzug zu organisieren.<sup>23</sup> Alle diesbezüglichen Pläne brachen jedoch mit einem

<sup>19</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Straßburg], [Mai 1822] (FLA 47 II/31), TD in List: Werke VIII, S. 221 f.

<sup>20</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Straßburg, 23. 4. 1822 (FLA 47 II/28), TD in List: Werke VIII, S. 211 f., sowie Aarauer Zeitung, Jg. 1819–1821, passim. Mitte 1821 stellte die Zeitung ihr Erscheinen ein.

<sup>21</sup> Die bei Schuler gedruckten Bögen wurden letztlich erst im Sommer 1823 – deutlich erweitert und ergänzt – im zweiten Band der staatswissenschaftlichen Reihe „Themis“ publiziert (vgl. F. L. an Christian Friedrich Winter, Basel, 21. 9. 1823 (FLA 52/3 a) und das Inserat für Themis II in: Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote (2. 10. 1823), S. 320; vgl. ferner J. D. Rau, wie Anm. 17, S. 108 ff.). Ein Exemplar des „Memoirs“ sandte List im Juni 1822 an Cotta mit der Bemerkung, man könne daraus „den Stand der Sache und die ungeheuren Missgriffe ersehen, welche die Gerichte sich erlaubt haben“; er werde die Schrift jedoch „im Fall einer gütlichen Beilegung [...] zum Opfer bringen; zum Beweis, wie wenig mir an persönlichem Rufe und wie sehr mir an dem Rufe der Regierung meines Vaterlandes gelegen ist“ (F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, Straßburg, 16. 6. 1822 (FLA 21/89), D in List: Werke VIII, S. 225–227). Gleichzeitig verhandelte List mit der Pariser Buchhandlung Delaunay über die Herausgabe einer von den liberalen Politikern Charles Dunoyer und Etienne Aignan eingeleiteten Übersetzung dieser Schrift ins Französische (ebd.). Hierzu ist es jedoch nicht mehr gekommen.

<sup>22</sup> E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 27–30, und Friedrich List: Tagebuch (Flucht nach Straßburg und Basel), D in Ders.: Werke VIII, S. 12 f., hier: S. 12. An letzterer Stelle schreibt List: „Wollte sofort herausgeben. Aber nur erst die Ankunft meiner Frau abwarten und die Herüberziehung unseres Vermögens.“

<sup>23</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Straßburg], [7. 8. 1822] (FLA 47 II/40), TD in List: Werke VIII,

Schlag zusammen, als der Präfekt vom Niederrhein, Marquis de Vaulchier, am 16. September der durch den ultraroyalistischen Innenminister Corbière erteilten Anordnung nachkam, List bei der kleinsten politischen Verfehlung des Landes zu verweisen.<sup>24</sup> Begründet wurde diese harte Entscheidung mit der Information eines „individu digne de foi“, dass sich der Flüchtling erlaubt hätte „de pérorer hautement en plein Café contre le système actuel“.<sup>25</sup>

Von einem Tag auf den anderen musste List, dessen Frau sich zu allem Überfluss bereits auf den Weg nach Straßburg gemacht hatte, seine Flucht fortsetzen. Wiederum begab er sich eilends nach Basel, um sich „wegen eines Aufenthalts daselbst zu erkundigen“.<sup>26</sup> Hierbei traf er nun erstmals mit den an der städtischen Universität angestellten „Demagogen“ Wilhelm Snell und Karl Follen zusammen, die sich über sein Schicksal und seinen Gemütszustand erschüttert zeigten – Snell schreibt später in einem Brief: „Mir war damals wirklich bang um Sie.“<sup>27</sup> Immerhin glaubten ihm die beiden neuen Bekannten in Aussicht stellen zu können, dass er an der Basler Universität eine Lehrbefugnis für Nationalökonomie und Statistik erhalten werde.<sup>28</sup> Kaum war dieser neue Entschluss gefasst, reiste der gejagte Exilant wieder rheinabwärts ins Badische, um mit seiner Familie zusammenzutreffen. Tatsächlich erreichte er sie schließlich wie geplant in Langensteinbach südöstlich von Karlsruhe. Karoline List nahm die neuerlichen Schicksalsschläge mit Fassung auf, obgleich auch das Basler Vorhaben noch während der gemeinsamen Übersiedlung in die Schweiz erneut zurückgestellt werden musste,

---

S. 234 f., und F. L. an seine Frau Karoline, [Straßburg], [16. 8. 1822] (FLA 47 II/42), TD in List: Werke VIII, S. 236.

<sup>24</sup> Der französische Innenminister de Corbière an den Präfekten vom Niederrhein, Paris, 27. 4. 1822 (FLA 59/2), D in List: Werke VIII, S. 213, und der Präfekt vom Niederrhein an den Bürgermeister von Straßburg, Straßburg, 16. 9. 1822, D in List: Werke VIII, S. 238.

<sup>25</sup> Geheimagent Hoffmann an den französischen Innenminister de Corbière, [Straßburg], [17. 9. 1822], D in List: Werke VIII, S. 239. Möglich wäre, dass es sich bei jenem „vertrauenswürdigem Individuum“ um den „literarischen Vagabunden“ Friedrich August Wolter handelte, der List vor seiner Ausweisung mehrmals aufgesucht hatte und ihn zu einer Zeitungsgründung überreden wollte (vgl. List: Tagebuch (Flucht), wie Anm. 22, S. 12). Wolter, der unter dem Pseudonym „Fedor Ismar“ einige Gedichtbände und Dramen veröffentlichte, wurde von verschiedener Seite der Spionage beschuldigt; List notierte zu seiner Vita das lakonische Wort „Durchschauung“ (vgl. ebd., sowie Karl Goedeke: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, Bd. 3, Abt. 1, Dresden 1881, S. 1029, und Andreas Staehelin: Geschichte der Universität Basel 1818–1835, Basel 1959, S. 90 f.). Die „Neckar-Zeitung“ meldete 1826, der „im Ausspäher-Gewerb wohl geübte Abentheurer“ Wolter-Ismar, dem „fremde und einheimische Personen ihren besonderen Schutz angedeihen ließen“, sei in St. Gallen wegen Betrugs verhaftet worden (Neckar-Zeitung, 25. 5. 1826, S. 580).

<sup>26</sup> List: Tagebuch (Flucht) (wie Anm. 22), S. 13.

<sup>27</sup> Ebd. und Wilhelm Snell an F. L., Basel, 10. 3. 1823 (FLA 56/15), TD in List: Werke VIII, S. 250 f.

<sup>28</sup> List: Tagebuch (Flucht) (wie Anm. 22), S. 13, und F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, Kehl, 30. 9. 1822 (FLA 21/96), TD in List: Werke VIII, S. 240–242.



Wilhelm Snell (1789–1851), Professor der Rechte in Basel von 1821 bis 1833. – Lithographie von Georg Balder.



Karl Follen (1796–1840). Der verfolgte „Demagoge“ wurde 1821 an die Universität Basel berufen. – Kupferstich, um 1830.

da Lists Sohn und bald darauf er selbst in Kehl (nahe Straßburg) am Fieber erkrankten.<sup>29</sup>

Die dortige Unterbrechung der Reise zog sich letztendlich über ein halbes Jahr hin. Kurzfristig schienen sich während dieser Zeit sogar nochmals Möglichkeiten zu eröffnen, den Aufenthalt im Großherzogtum Baden (und damit im Deutschen Bund) dauerhaft zu gestalten. Im Zuge einer Reise nach Karlsruhe traf List mit den bedeutendsten Abgeordneten der badischen Deputiertenkammer zusammen und wurde auch vom konservativen Innenminister Karl Christian v. Berckheim empfangen.<sup>30</sup> Die indifferente Haltung der großherzoglichen Regierung änderte sich jedoch rasch, nachdem List auch im Berufungsprozess vor dem Stuttgarter Obertribunal im Dezember 1822 verurteilt worden war und eine offizielle Requirierung vonseiten Württembergs drohte. Hatte sich der Flüchtling zuvor noch gewissen Hoffnungen auf die Übernahme einer Professur in Freiburg hingegeben, so waren diese nunmehr zum Scheitern verurteilt – es blieb nur noch der Ausweg in die

<sup>29</sup> List: Tagebuch (Flucht) (wie Anm. 22), S. 13, und F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, Kehl, 30. 9. 1822 (FLA 21/96), TD in List: Werke VIII, S. 240–242.

<sup>30</sup> E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 34 f., und List: Tagebuch (Flucht) (wie Anm. 22), S. 13.



Schweiz.<sup>31</sup> Anfang März zog List deshalb bei Snell Erkundigungen über die politischen Verhältnisse und die Lebenshaltungskosten in Basel, Zürich und Aarau ein.<sup>32</sup> In seiner Antwort riet ihm der Freund von Zürich entschieden ab und empfahl stattdessen eine Ansiedlung in einer der beiden anderen Städte. Er zeigte sich weiterhin überzeugt, dass sich List an der Basler „Universität [...] einen Wirkungskreis vorbereiten“ könne, und versprach ihm Unterstützung bei der Einleitung des Umzugs und der Wohnungssuche.<sup>33</sup> Nachdem dann im Frühjahr 1823 tatsächlich ein Requisitionsschreiben des königlichen Kriminalamts Stuttgart und eine anonyme Mahnung zur sofortigen Flucht eingetroffen waren, begab sich List mit seiner Familie am 10./11. April endgültig auf den Weg in die Schweiz.<sup>34</sup>

### Auf der Suche nach einer neuen Heimat

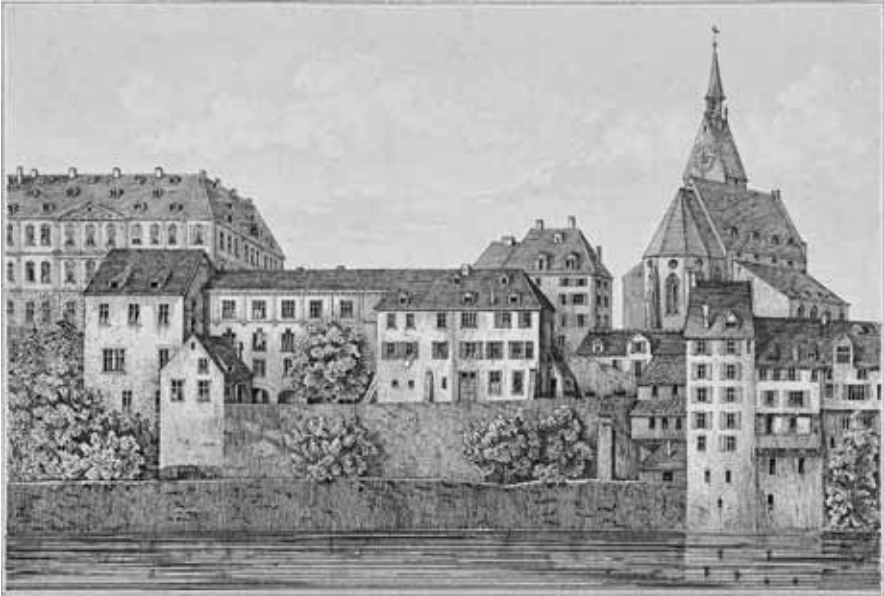
Friedrich List war keineswegs der einzige deutsche Intellektuelle, den es Anfang der 1820er Jahre nach Basel zog. Den Hintergrund für diese Entwicklung bildeten die Wirren der sog. „Demagogenverfolgung“, die 1819 von den Regierungen des Deutschen Bundes zur Unterdrückung der nachnapoleonischen Freiheitsbewegungen in Deutschland initiiert worden war. Als unmittelbarer Anlass hatte dabei die Ermordung des konservativen Schriftstellers August von Kotzebue durch den Studenten Karl Ludwig Sand gedient; als Instrument fungierten die folgenschweren „Karlsbader Beschlüsse“, die von den Gesandten des Deutschen Bundes im Herbst 1819 abgesegnet worden waren. Ins Visier der neu errichteten Mainzer Zentraluntersuchungskommission gerieten zunächst vor allem die „Gießener Schwarzen“, eine idealistisch beeinflusste Gruppierung von Studenten, deren Denken, ausgehend vom Nationalismus und Liberalismus der „Befreiungskriege“, immer mehr Züge eines radikalen Republikanismus angenommen hatte. Diesem Zirkel, unter dessen Mitgliedern auch Sand gewesen war, glaubte man die direkte oder indirekte Verantwortung für die Mordtat, ja sogar groß angelegte Pläne zu einem demokratischen Umsturz der restaurativen Fürstentherrschaften und zur Schaffung eines geeinten Deutschlands nachweisen zu können. Obgleich sich letztendlich kaum einer dieser Vorwürfe faktisch bestätigen ließ, gingen viele führende Mitglieder der burschenschaftlichen Bewegung ins Exil; einige von ihnen, nachdem sie mehrere Monate in Untersuchungshaft verbracht hatten. Gleichzeitig gerieten in dieser Zeit aber auch verstärkt diejenigen Professoren und Dozenten unter Druck, denen man Sympathien für die Ideen und Bestre-

<sup>31</sup> Vgl. E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 35–37.

<sup>32</sup> Vgl. Wilhelm Snell an F. L., Basel, 10. 3. 1823 (FLA 56/15), TD in List: *Werke* VIII, S. 250 f.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 36–40.



Die Universität Basel entwickelte sich in den 1820er Jahren zum Asyl demokratischer Intellektueller aus ganz Deutschland. – Lithographie von E. A. Funke, um 1855.

bungen ihrer Studenten nachgesagt hatte. Eine ganze Reihe bedeutender Wissenschaftler wurde wegen angeblicher politischer Unzuverlässigkeit aus dem Amt gedrängt und sah sich auf einen Schlag mit der elementaren Sorge um ihre berufliche Existenz konfrontiert.

Einem Glücksfall kam es in dieser Situation für viele politisch Verfolgte gleich, dass die Stadt Basel in der „freien Schweiz“ seit 1818 die Reorganisation ihrer traditionsreichen, aber in Verfall geratenen Universität in Angriff genommen hatte. Im Zusammenhang mit der Neuordnung wurden auch zahlreiche neue Lehrstühle geschaffen. Die lokalen Verantwortlichen wie Peter Ochs (1752–1821) oder Bürgermeister Johann Heinrich Wieland (1758–1838), die bereits in der „Helvetischen Republik“ an der Seite des revolutionären Frankreich ranghohe Stellen eingenommen hatten, bürgten dafür, keine Berührungsgänge zu zeigen, wenn es um die Einstellung „radikaler“ Dozenten ging.<sup>35</sup> Als im Februar 1815 mit dem entlassenen Dorpater Jura-professor Wilhelm Snell der erste „Demagoge“ nach Basel berufen wurde, löste dies eine Kettenreaktion aus. Snell, ein ehemaliger hessischer Geheim-

<sup>35</sup> A. Staehelin, Geschichte der Universität (wie Anm. 25), S. 11–13 u. 47, und [Anonym], Wilhelm Snells Leben und Wirken. Von einigen Freunden dem Andenken des Verstorbenen gewidmet. Bern 1851, S. 18.

bündler mit besten Vernetzungen innerhalb der demokratischen deutschen Opposition, war Ende 1819 zusammen mit Karl Follen – einer der intellektuellen Leitfiguren der „Gießener Schwarzen“ – nach Straßburg, später nach Chur in der Schweiz geflüchtet.<sup>36</sup> Bereits im November 1819 hatte er mit Follen Pläne zur Gründung einer deutschen Hochschule in Nordamerika geschmiedet, die Intellektuellen wie Jakob Friedrich Fries, Joseph Görres, Lorenz Oken und Wilhelm Martin Leberecht de Wette einen wissenschaftlichen Neubeginn ermöglichen sollte.<sup>37</sup>

Snells Berufung nach Basel versetzte ihn in die Lage, diese Ideen nunmehr an einem alternativen Standort in die Tat umzusetzen. Noch im Herbst 1821 verschaffte er seinem Freund Karl Follen eine Dozentur für Psychologie und Logik; der berühmte Naturwissenschaftler Oken aus Jena erhielt die *venia legendi* für Naturphilosophie und Naturgeschichte.<sup>38</sup> Ein besonderer Coup gelang Snell darüber hinaus, als er über einen Freund, den Sachsenhausener Pfarrer Alexander Stein, die Berufung des ehemaligen Berliner Professors de Wette auf den Lehrstuhl für Theologie initiierte.<sup>39</sup> De Wette drängte 1822 mit Erfolg darauf, dem Philosophen und ehemaligen Mentor der „Schwarzen“, Jakob Friedrich Fries, eine Professur für Logik zu übertragen. Fries lehnte indessen ab, da ihm Basel nur eine verhältnismäßig geringe Entlohnung bieten konnte.<sup>40</sup> Berufungen von Joseph Görres, Ignaz Paul Vitalis Troxler und Friedrich Schleiermacher scheiterten ebenfalls.<sup>41</sup> Dafür wurde dem nach Paris entflohenen „Schwarzen“ Carl Gustav Jung im Sommer 1822 der Lehrstuhl für Chirurgie, Anatomie und Entbindungskunst übertragen; zwei seiner Gesinnungsgenossen, Karl Seebold und Wilhelm Wesselhöft, erhielten 1823 Lektorate für Philosophie und Medizin.<sup>42</sup> Vor diesem Hintergrund erscheint

<sup>36</sup> A. Staehelin, *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 46 f. u. 176 f., und K. Spiethoff, *Die Gebrüder Follen* (wie Anm. 5), S. 90–102.

<sup>37</sup> Kilian Spiethoff: *Zuflucht Amerika. Auswanderungsgesellschaften und die Idee einer deutschen Staatsgründung in der Neuen Welt (1816–1834)*, in: *Aufbruch in die Utopie. Auf den Spuren einer deutschen Republik in den USA. Begleitband zur Ausstellung*, hg. von der Künstlergruppe „Reisende Sommer-Republik“ und dem Stadtarchiv Gießen, Bremen 2013, S. 15–31 u. 34–83, hier: S. 44–50.

<sup>38</sup> A. Staehelin, *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 49 u. 83 f., und [Anonym], *Wilhelm Snells Leben* (wie Anm. 35), S. 18 f.

<sup>39</sup> [Anonym], *Wilhelm Snells Leben* (wie Anm. 35), S. 18 f., und A. Staehelin: *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 33. Pfarrer Stein war nicht nur ein Schüler de Wettes, sondern auch ein enger Vertrauter Snells. Dieser hatte ihn als Mitglied der geplanten deutschen Universität in den USA vorgesehen (K. Spiethoff, *Zuflucht Amerika* (wie Anm. 37), S. 77, Anm. 70).

<sup>40</sup> A. Staehelin, *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 74, und John W. Rogerson: *W. M. L. de Wette. Founder of Modern Biblical Criticism. An Intellectual Biography*, Sheffield 1992, S. 195 f.

<sup>41</sup> J. W. Rogerson, *W. M. L. de Wette* (wie Anm. 40), S. 196, und *Neue Speyerer Zeitung* (23. 4. 1822), o. S.

<sup>42</sup> A. Staehelin, *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 178, 180 u. 185 f.

es kaum verwunderlich, dass sich Basel im Ausland binnen kurzer Zeit den Ruf einer „Demagogenuniversität“ erwarb und von den Botschaftern der Heiligen Allianz mit wachsendem Misstrauen beobachtet wurde. Dem wissenschaftlichen Aufblühen der Hochschule tat das jedoch keinen Abbruch.<sup>43</sup>

Gleichzeitig mit Friedrich List hatten Snell und Follen im Frühjahr 1823 auch ihren alten Freund, den Trentiner Advokaten Dr. Gioacchino de Prati (1790–1863), bewegt, nach Basel zu reisen, da sie ihm dort eine Anstellung an der juristischen Fakultät verschaffen wollten.<sup>44</sup> Prati, eine äußerst radikale und undurchschaubare Gestalt, unterhielt enge Verbindungen zum Frühsozialisten Filippo Buonarroti (1761–1837); er gehörte einer Freimaurerloge und dem revolutionären Geheimbund der Carbonaria an.<sup>45</sup> In Chur und Paris hatte er sich zusammen mit Snell und Follen bemüht, die demokratischen Bewegungen in Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz zu einer „Union Européenne“ zu vernetzen.<sup>46</sup> Seine Vergangenheit machte die Erteilung eines Lehrauftrags sogar für Basel zu riskant, da ein solcher Schritt die Beziehungen zu den größeren deutschen Staaten wohl irreparabel beschädigt hätte. Friedrich List lernte Prati kurz nach seiner Ankunft in Basel kennen, als dieser sich bereits mit Gedanken trug, nach England zu emigrieren.<sup>47</sup> Die beiden Flüchtlinge schlossen rasch Freundschaft und List setzte „große Hoffnungen“ darauf, den schriftstellerisch gewandten Italiener als Londoner Korrespondenten für die Neckar-Zeitung zu gewinnen. Überdies versprach ihm der Carbonaro, mithilfe seiner Kontakte auch das Projekt des Aufbaus eines westeuropäischen Netzwerks von Berichterstattern zu unterstützen, das List bereits in Straßburg verfolgt hatte.<sup>48</sup> Vor allem aus Spanien und Portugal, wo die Revolutionen der frühen 1820er Jahre zwischenzeitlich konstitutio-

<sup>43</sup> Ebd., S. 120 u. 127 f.

<sup>44</sup> Gioacchino de Prati: *An Autobiography*, hg. von Armando Saitta, in: *Annuario dell’Istituto storico italiano per l’età moderna e contemporanea* 17/18 (1965/66), S. 133–314, u. 19/20 (1967/68), S. 123–374, hier: T. 2, S. 185 f. Prati hatte sich bereits 1820 für eine Lehrstelle angemeldet, seine Bewerbung dann jedoch zugunsten Snells zurückgezogen (A. Staehelin, *Geschichte der Universität* (wie Anm. 25), S. 46).

<sup>45</sup> Vgl. zu Pratis politischer Einstellung: Arthur Lehning: *Buonarroti and his International Secret Societies*, in: Ders. (Hg.): *From Buonarroti to Bakunin. Studies in International Socialism*, Leiden 1970, S. 30–64, hier v. a. S. 39–64, und James H. Billington: *Fire in the Minds of Men. Origins of the Revolutionary Faith*, New York 1980, S. 98 f., 137–139 u. 540. Vgl. ferner zur Geschichte der Carbonaria ebd., S. 130–140.

<sup>46</sup> Die faktischen Resultate dieser von Prati überschwänglich beschriebenen Unternehmung fielen indessen sehr bescheiden aus; vgl. G. de Prati, *An Autobiography* (wie Anm. 44), T. 1, S. 304–314, u. T. 2, S. 123–137, sowie Alan B. Spitzer: *Old Hatred and Young Hopes. The French Carbonari against the Bourbon Restoration*, Cambridge 1971, S. 203–206 u. 266–269, und K. Spiethoff, *Die Gebrüder Follen* (wie Anm. 5), S. 92–94.

<sup>47</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 4. 1823 (FLA 20/57). Vgl. auch List: *Tagebuch (Flucht)* (wie Anm. 22), S. 13. Das Kürzel „Pdi“ ist hier als „Prati“ aufzulösen (dieselbe Fehlschreibung auch im Brief Seybolds an List).

<sup>48</sup> Vgl. Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 4. 1823 (FLA 20/57), sowie für den Straßburger

nelle Systeme etabliert hatten, wollte Prati ihm Korrespondenzen beschaffen. Lists Schwager und Mitteilhaber Seybold mahnte demgegenüber zunächst zur Zurückhaltung, verdächtige Prati (zu Unrecht) der Spionage und erklärte sich nur bereit, einen Vertrag über Probeberichte mit ihm abzuschließen.<sup>49</sup> Langfristig scheint sich aber dennoch eine Zusammenarbeit entwickelt zu haben, da im Frühjahr 1825 anlässlich der Gesamtabrechnung der Neckar-Zeitung auch eine Honorarzahlung an Prati erfolgte.<sup>50</sup>

Unterdessen zeigte der ständig zunehmende Druck, den die europäischen Mächte in der Frage der Flüchtlingspolitik auf die Schweiz im Allgemeinen und auf Basel im Besonderen ausübten, erste verhängnisvolle Auswirkungen. Bereits Wilhelm Snell hatte List in seinem Brief vom 10. März 1823 darauf hingewiesen, dass „ein längerer Aufenthalt [...] nach den Gesetzen von der Polizei für eine *Familie* nur auf Vorweisung eines Heimathscheines erlaubt“ zu werden pflege. Darin müsse „von der Obrigkeit der Heimath bezeugt seyn, dass man daselbst nebst Kindern zu jeder Zeit als Bürger würde angenommen werden“.<sup>51</sup> Ein solches Dokument vermochte der Flüchtling natürlich nicht beizubringen; Snell hatte indessen versichert, dasselbe werde auch durch eine „Bürgschaft hiesiger Bürger“ zu ersetzen sein.<sup>52</sup> In der Tat hatten sich die Basler Behörden bis dahin in Passangelegenheiten sehr nachsichtig gezeigt – die Mehrzahl der deutschen Dozenten befand sich ohne offiziellen Heimatschein in der Stadt und wurde auch weiterhin geduldet.<sup>53</sup> Als nun jedoch Friedrich List am 15. April bei der Basler Kantonspolizei um die Gewährung eines einjährigen Aufenthaltsrechts



Ein Bekannter Lists in Basel, der Trentiner Revolutionär Gioacchino de Prati (1790–1863). – Zeichnung von Susanna Füssli, 1819.

Plan: F. L. an seine Frau Karoline, Straßburg, 23. 4. 1822 (FLA 47 II/28), TD in List: Werke VIII, S. 211 f.

<sup>49</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 4. 1823 (FLA 20/57).

<sup>50</sup> F. L. an Buchhändler Erhard, [Rastatt], 14. 3. 1825 (FLA 39/48), TD in List: Werke VIII, S. 325 f.

<sup>51</sup> Wilhelm Snell an F. L., Basel, 10. 3. 1823 (FLA 56/15), TD in List: Werke VIII, S. 250 f.

<sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> A. Stachelin, Geschichte der Universität Basel (wie Anm. 25), S. 21 f.



Der ehemalige Stadtratspräsident Johann Georg Meyer-Hey und seine Frau Ursula nahmen Lists Familie in Basel auf.

nachsuchte, zeigte sich die Behörde gänzlich unnachgiebig. Ohne Heimatschein oder Pass wollte man dem Flüchtling allenfalls einen „Aufenthalt von 14 Tagen“ bewilligen.<sup>54</sup> Der politische Charakter dieser Entscheidung tritt umso deutlicher hervor, wenn man bedenkt, dass die Basler Polizei fast zeitgleich mit List auch Prati aus dem Kanton verwies, der sich zuvor schon mehrere Wochen lang ungehindert vor Ort aufgehalten hatte. Der findige Carbonaro nahm sein Schicksal freilich recht gelassen hin – er besorgte sich einen gefälschten Pass „under the name of Dr. John Muller of Ramstadt in Würtemberg“, begab sich auf das andere Rheinufer und hielt von dort aus noch über mehrere Wochen mit den Basler Freunden Kontakt, bevor er sich dem Zugriff seiner Verfolger in Richtung England entzog.<sup>55</sup>

Für Friedrich List dagegen kamen derart abenteuerliche Winkelzüge unter keinen Umständen in Betracht. Stattdessen versuchte er noch ein weiteres Mal, durch eine direkte Appellation an den württembergischen König die Niederschlagung seines Prozesses kraft der monarchischen Prärogativrechte oder die Umwandlung seines Strafurteils in lebenslängliches Exil – mit

<sup>54</sup> F. L. an die Polizeidirektion des Kantons Basel, Basel, 15. 4. 1823 (FLA 20/6), D in List: Werke VIII, S. 252, u. die Polizeidirektion des Kantons Basel an F. L., Basel, 17. 4. 1823 (FLA 20/7), D in List: Werke VIII, S. 252.

<sup>55</sup> G. de Prati, *An Autobiography* (wie Anm. 44), T. 2, S. 187–190.

Ausstellung der erforderlichen Pässe – zu erreichen.<sup>56</sup> Als dieser Antrag jedoch ebenso erfolglos blieb wie seine Bitte an den Reutlinger Stadtschultheiß August Merkh um die Ausstellung eines Heimatscheins<sup>57</sup>, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich erneut nach einem alternativen Aufenthaltsort umzusehen. Vermutlich im Zeitraum von Mitte bis Ende Mai 1823<sup>58</sup> reiste List von Basel nach Aarau ab, während seine Familie zunächst in der Stadt am Rhein zurückbleiben durfte. Sie fand dort im Haus des Handelsmanns und ehemaligen Stadtratspräsidenten Johann Georg Meyer-Hey (1754–1829) eine Unterkunft.<sup>59</sup>

## Die Ansiedlung in Aarau

Was veranlasste List nach den enttäuschenden Erfahrungen in Basel, seine Hoffnungen auf eine Niederlassung in der Hauptstadt des Kantons Aargau zu richten? Der Flüchtling selbst hat seine Entscheidung in einem Schreiben vom 28. August 1823 an die Aargauer Regierung folgendermaßen erläutert: „Als bei Eröffnung der letzten Session des Großen Rats [am 2. 6. 1823, Erg. des Verf.] das würdige Standeshaupt des freien Aargaus in dem Tempel des Herrn zum versammelten Volke gesprochen hatte, vernahm auch ich in der Ferne, daß diese freisinnige Regierung hinsichtlich der Fremden immer noch ihren früheren Charakter behauptete. Dieser Stimme zog ich nach.“<sup>60</sup> Hierbei handelt es sich allerdings eindeutig um eine nachträgliche Konstruktion, da List seine Reise nach Aarau bereits mehrere Tage früher angetreten hatte: Die

<sup>56</sup> Vgl. F. L. an König Wilhelm I. von Württemberg, s. l., s. d. (FLA 13/26), D in: List: Werke VIII, S. 253 f.

<sup>57</sup> Merkh verwies darauf, dass zur Ausstellung eines solchen Scheins nicht nur die Zustimmung der Gemeinderäte, sondern auch die Genehmigung des Oberamts sowie die Besiegelung durch Kreisregierung oder Ministerium notwendig wäre. Überdies habe die Regierung die Ausfertigung von Urkunden, wodurch Lists Aufenthalt im Ausland erleichtert würde, generell untersagt (August Merkh an F. L., Reutlingen, 15. 6. 1823 (FLA 20/15), TD in List: Werke VIII, S. 255).

<sup>58</sup> Zweifellos falsch ist Lists eigene Angabe in: F. L. an Bürgermeister und Rat des Kantons Aargau, Aarau, 28. 8. 1823 (FLA 20/19), D in List: Werke VIII, S. 260–262, wonach er sich „drei (!) Monate in Basel und drei Monate hier“ aufgehalten haben will. Die ersten sicher datierbaren Hinweise auf Lists Aufenthalt in Aarau bieten das Gesuch von Karoline L. an König Wilhelm I. von Württemberg, Basel, 27. 5. 1823 (FLA 20/9), D in List: Werke VIII, S. 254 f., sowie der Brief von F. L. an seine Frau Karoline, Aarau, 10. 7. 1823 (FLA 47 II/49), TD in List: Werke VIII, S. 255 f.

<sup>59</sup> Vgl. Karoline L. an König Wilhelm I. von Württemberg, Basel, 27. 5. 1823 (FLA 20/9), D in List: Werke VIII, S. 254 f., und F. L. an Amtsbürgermeister Wieland, [Basel], [21. 9. 1823] (FLA 47 II/33 a), D in List: Werke VIII, S. 267–271. Für weitere biographische Details zu Meyer-Hey vgl. Paul Koelner: Die Feuerschützen-Gesellschaft zu Basel, Basel 1946, S. 172.

<sup>60</sup> F. L. an Bürgermeister und Rat des Kantons Aargau, Aarau, 28. 8. 1823 (FLA 20/19), D in List: Werke VIII, S. 260–262.



Vermittler zwischen den Fronten: Der Aarauer Amtsbürgermeister Johannes Herzog (1773–1840). – Ölbild von Felix Diogg.



Der Dichter August Adolf Ludwig Follen (1794–1855) stand im Zentrum des Aarauer Flüchtlingszirkels, dem sich auch Friedrich List anschloss. – Federzeichnung von Carl Barth, um 1820.

Eröffnungsfeier zur Großratssitzung mag List weniger zur Übersiedlung motiviert als vielmehr seine Wünsche und Erwartungen bestätigt haben.<sup>61</sup>

Tatsächlich genossen die Stadt Aarau, die einstige Hauptstadt der „Helvetischen Republik“, und ihre Oberhäupter unter den europäischen Liberalen und Demokraten der 1820er Jahre einen ausgezeichneten Ruf. Sowohl der Amtsbürgermeister Johannes Herzog als auch der freisinnige katholische Pfarrer Alois Vock, Mitglied des kantonalen Schulrats und der Kantonsschuldirektion, hatten sich als wohltätige Förderer und Fürsprecher der politischen Flüchtlinge einen Namen gemacht.<sup>62</sup> Herzog galt als erfahrener Staatsmann, der „mit allen äußeren Eigenschaften eines Demagogen [...] die Haltung,

<sup>61</sup> Eugen Wendler verweist in diesem Zusammenhang auf einen lobenden Artikel Lists über die Eröffnungsfeier zur Großratssitzung in der Neckar-Zeitung vom 2. 7. 1823; vgl. E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 88 f.

<sup>62</sup> Zu Alois Vock vgl. P. Sigmund Egloff: Domdekan Alois Vock 1785–1857. Ein Beitrag zur aargauischen Kirchenpolitik während der Restaurations- und Regenerationszeit, in: *Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 55 (1943), S. 161–309. Zu Johannes Herzog vgl. Erwin Haller: Bürgermeister Johannes Herzog von Effingen 1773–1840. Ein Beitrag zur aargauischen Geschichte, in: *Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau* 34 (1911), S. 1–190.



Glaser und Gewandtheit eines Diplomaten“ vereinigte.<sup>63</sup> Trotz seiner entschieden liberalen Geisteshaltung unterhielt er hervorragende Beziehungen zur württembergischen Königsfamilie – ein Umstand, der List seine Bekanntheit doppelt wertvoll erscheinen lassen musste.<sup>64</sup> Darüber hinaus bot Aarau auch beruflich gute Aussichten: Bekannte deutsche Intellektuelle wie der Schriftsteller Wolfgang Menzel (1798–1873) und Karl Follens älterer Bruder August (1794–1855)<sup>65</sup> hatten Professuren an der örtlichen Kantonsschule inne. Vor allem jedoch enthielten die kantonalen Regelungen des Aargaus zum Asylrecht die ausdrückliche Option, den problematischen Heimatschein durch eine finanzielle Kautionsleistung zu ersetzen.<sup>66</sup>

Nach jahrelanger Unsicherheit sollte sich Lists Schicksal in Aarau vorübergehend zum Guten wenden. Wilhelm Snell hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an Pfarrer Vock mitgegeben, das ihm viele Türen öffnete.<sup>67</sup> August Follen stellte ihm die zur Erlangung des Aufenthaltsrechts erforderliche finanzielle Bürgschaftserklärung aus.<sup>68</sup> Dennoch erwies sich zunächst auch in Aarau das Niederlassungsgesuch, das List formal am 14. August 1823 einreichte<sup>69</sup>, als ein beinahe unüberwindliches Hindernis. Einen Monat zuvor hatte die Schweizer Tagsatzung unter dem Eindruck offener Drohungen der verbündeten europäischen Mächte scharfe Zensurmaßnahmen und drastische Beschränkungen der Aufenthaltsrechte für Flüchtlinge verfügt. Obgleich die aargauische Regierung für eine möglichst milde Ausgestaltung der Maßregeln plädiert hatte, sah sie sich am 18. August dennoch zur halbherzigen Einführung derselben gezwungen.<sup>70</sup> Eine Woche später entschied sie über Lists Niederlassungsgesuch und wies dasselbe „wegen gänzlichen Mangels eines Heimatscheins [...] und aus besonderen politischen Rücksichten“ zurück.<sup>71</sup>

<sup>63</sup> Ernst Münch: *Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten*, Bd. 1, Karlsruhe 1836, S. 418–421, Zitat S. 419.

<sup>64</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 85–90, und E. Haller, *Bürgermeister Johannes Herzog* (wie Anm. 62), S. 92–94.

<sup>65</sup> Zu seinem Aufenthalt in der Schweiz vgl. Edmund Spevack: *August Adolf Ludwig Follen (1794–1855). Political Radicalism and Literary Romanticism in Germany and Switzerland*, in: *The Germanic Review* 71 (1996), S. 3–22, hier: S. 9–19, und K. Spiethoff, *Die Gebrüder Follen* (wie Anm. 5), S. 102–127.

<sup>66</sup> F. L. an Bürgermeister und Rat des Kantons Aargau, Aarau, 28. 8. 1823 (FLA 20/19), D in List: *Werke VIII*, S. 260–262.

<sup>67</sup> Vgl. F. L. an seine Frau Karoline, [Basel], [Mai 1823] (FLA 47 II/54), TD in List: *Werke VIII*, S. 253.

<sup>68</sup> Vgl. Protokoll des Stadtrats von Aarau, Sitzung vom 16. 7. 1823, S. 88 (freundl. Mitteilung von Sebastian Preher, Staatsarchiv Aargau).

<sup>69</sup> F. L. an Bürgermeister und Rat des Kantons Aargau, Aarau, 28. 8. 1823 (FLA 20/19), D in List: *Werke VIII*, S. 260–262.

<sup>70</sup> E. Haller, *Bürgermeister Johannes Herzog* (wie Anm. 62), S. 120 f.

<sup>71</sup> Vgl. die ausführliche Darstellung der Vorgänge bei E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 61 f.

Erst im zweiten Anlauf vermochte der Flüchtling die Regierung von seiner Harmlosigkeit und finanziellen Selbständigkeit zu überzeugen. Nachdem es Bürgermeister Herzog überdies noch gelungen war, „auf zuverlässigem Wege“ eine Art stillschweigende Zustimmung der württembergischen Behörden zu erwirken, wurde die Niederlassung am 11. September 1823 ohne Heimatschein und gegen die Stellung der gesetzlich festgelegten Kautions von 1600 Franken bewilligt.<sup>72</sup>

Weniger erfolgreich verliefen dagegen Lists Bemühungen um den zusätzlichen Erwerb des Kantonsbürgerrechts, mit dem er seine Stellung in der Schweiz noch stärker gegen mögliche Auslieferungsbegehren absichern wollte. Bereits am 10. Juli hatte er seiner Frau Karoline berichten müssen, zwar werde seinem bleibenden Aufenthalt nichts im Wege stehen, „mit dem Bürgerrecht“ dagegen ginge es „nicht so schnell als ich gehofft“. Er plante aus diesem Grund eine Reise in andere Kantone, „um zu sehen, ob dort nichts zu machen ist“.<sup>73</sup> Die passende Gelegenheit ergab sich, als Follen, Menzel und einige befreundete Lehrer und Professoren einen gemeinsamen Ferienausflug an den Vierwaldstätter See zu unternehmen beschlossen. Follen, der anschließend zur Kur nach St. Moritz und Bad Pfäfers weiterreisen wollte, bot List an, ihn nach Graubünden zu begleiten, wo das Bürgerrecht besonders günstig zu erwerben sein sollte.<sup>74</sup> Am Nachmittags des 17. Juli begann die gemeinsame Spazierfahrt, über deren Verlauf wir aus mehreren Quellen bestens unterrichtet sind und die zugleich dazu beitrug, List noch enger als bisher in den republikanischen Aarauer Freundeskreis um Follen und Menzel zu integrieren.

Bereits die Anreise nach Luzern, einer Hochburg der Schweizer Konservativen, geriet zum Politikum: „In Gesellschaft eines sehr wackeren Predigers von Luzern“, schrieb Follen später an seine Verlobte Susette Ritzmann, „Professor List's, des lustigen Dicken, Professor Rauchensteins, meines Kollegen, und Menzels und Mönichs, zweier Universitätsfreunde, reisten wir Donnerstag Nachmittags nach Luzern. Um den Luzerner Junkern etwas zum Kannegießen zu geben, hatten wir einen vierspännigen Wagen mitgenommen und fuhren in majestätischem Trabe bei Doktor Troxler vor.“<sup>75</sup> List machte an diesem Abend erstmals die Bekanntschaft des bedeutenden Schweizer Arztes und Philosophen Ignaz Paul Vitalis Troxler (1780–1866), nach seinen

<sup>72</sup> Ebd., S. 62–64, ferner J. D. Rau, Der Fall List (wie Anm. 17), S. 109 f.

<sup>73</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Aarau, 10. 7. 1823 (FLA 47 II/49), TD in List: Werke VIII, S. 255.

<sup>74</sup> August Follen an seine Verlobte Susette Ritzmann, Aarau, 7. 7. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,33) und F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [1. 8. 1823] (FLA 47 II/50), TD in List: Werke VIII, S. 258 f.

<sup>75</sup> August Follen an Susette Ritzmann, St. Moritz, 26. 7. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,36).

Worten ein „vortrefflicher Mann, gleich gediegen nach Charakter als nach Geist“, mit dem er bald Freundschaft schloss.<sup>76</sup>

Am nächsten Vormittag marschierte die Gesellschaft gemeinsam zum Seeufer, wobei Follen und Troxler noch einige Späße auf Kosten der anwesenden „Junker“ im edlen Kaffeehaus „Fluder“ an der Reußbrücke trieben.<sup>77</sup> Dann begann die „höchst fröhliche“ Fahrt über den See; „Scherze, Witze und ernsthafte Gespräche wechselten mit Gesängen“ und Friedrich List geriet während der Schilderung seiner Verfolgungen derart in Rage, dass er vor Leidenschaft fast aus dem Boot gestürzt wäre.<sup>78</sup> Die herrliche Landschaft scheint ihn jedoch bald wieder zur Räson gebracht zu haben, denn beim Anblick des „reichbebauten, häuserbesäten Schwitzerland, welches in sanfter, hügelichter Abdachung gegen den See sich senkt“, schreibt Follen, habe „unser dicker List, den ich gewöhnlich den Vater der Prosa nenne, ganz naiv bekannt: solch eine Poesie lasse er sich wohlgefallen.“ Er, Follen, habe auf diese Bemerkung scherzhaft erwidert, „sie sei aber für ihn nicht da.“ Auf halber Strecke, in Gersau, versahen sich die Ausflügler mit Lebensmitteln, wobei ihnen diese „weiland kleinste aller Republiken viel Stoff zu Witzen und scharfsinnigen Vergleichen“ gewährte. Anschließend begab man sich auf die weihevollen Überfahrt zur Pilgerstätte aller deutschen Flüchtlinge in der Schweiz: dem Rütli, wo sich einst die Repräsentanten der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden zur Begründung der Eidgenossenschaft verbündet hatten. „Ich kann Dir nicht beschreiben“, schwärmte Follen im Brief an seine Geliebte, „wie anmuthig und erhaben von hier die Aussicht ist. Der Schweizerhaken [gemeint ist wohl der Hagenspitz, Anm. des Verf.] ist gerade gegenüber und erhebt seine dreifache Spitze, wie drei Finger, zum ewigen, felsenfesten Schwur [...]“.<sup>79</sup> Nach einem zweistündigen Aufenthalt und einer weiteren Unterbrechung an der Tellsplatte ging die Fahrt schließlich bei Einbruch der Nacht in Flüelen zu Ende. Hier teilte sich die Reisegesellschaft auf. Menzel und Rauchenstein setzten ihre Ferienausflüge selbständig fort, Mönlich und Follen begaben sich nach Graubünden und Troxler kehrte nach Luzern zurück.<sup>80</sup> List entschloss sich schließlich, ihn zu begleiten, da er sich angesichts des schlechten Gesundheitszustands seiner Frau nicht zu weit von Basel entfernen wollte. Stattdessen reiste er in den folgenden zwei Wochen zunächst in den Thurgau, anschließend mit Wilhelm Snell nach Zürich, um dort mit Freunden

<sup>76</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [1. 8. 1823] (FLA 47 II/50), TD in List: Werke VIII, S. 258 f.

<sup>77</sup> August Follen an Susette Ritzmann, St. Moritz, 26. 7. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,36).

<sup>78</sup> Ebd. und Wolfgang Menzel: Denkwürdigkeiten, hg. von Konrad Menzel, Bielefeld u. Leipzig 1877, S. 187.

<sup>79</sup> August Follen an Susette Ritzmann, St. Moritz, 26. 7. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,36).

<sup>80</sup> Ebd.

aus Graubünden zusammenzutreffen.<sup>81</sup> Letztendlich verliefen die Bürgerrechtspläne jedoch im Sand – im Grunde musste nach den langwierigen Querelen um das Aufenthaltsrecht ein erneuter, noch weitergehender Appell an die zuständigen Behörden wohl auch als aussichtslos erscheinen.

Demgegenüber traten nunmehr die Mühen des Alltags in den Vordergrund. Sobald List im September 1823 die Erlaubnis zur Niederlassung in Aarau erhalten hatte, begann er den Umzug seiner Familie von Basel zu organisieren. Dabei fasste er zunächst den Plan, sich mit August Follen und dessen Braut Susette Ritzmann gemeinsam in einem Haus einzumieten.<sup>82</sup> Aus diesem Umstand hat sich in der Forschung die Ansicht ergeben, dass List und Follen 1823/24 in Aarau tatsächlich unter einem Dach, nämlich in der Laurenzenvorstadt Nr. 19, gewohnt hätten.<sup>83</sup> Diese Hypothese konnte jedoch durch den Inhalt der Follen-Briefe nicht bestätigt werden. Hiernach stellt sich der Sachverhalt vielmehr folgendermaßen dar: August Follen war vom Herbst 1822 bis zum 1. März 1824 in einer Mietwohnung des Pfisters Daniel Ehrsam (also in der besagten Laurenzenvorstadt Nr. 19) untergebracht.<sup>84</sup> Seit Mitte 1823 verdichteten sich dann die Heiratspläne mit seiner Verlobten Susette, weshalb er den Umzug in eine größere Wohnung in Erwägung zog. Besonders interessierte er sich in diesem Zusammenhang für ein „Haus über [d. h. jenseits, Anm. des Verf.] der Aarbrücke“, das er nun am 14. September 1823 gemeinsam mit List und dessen Frau besichtigte.<sup>85</sup> List entschloss sich noch am selben Tag, dieses Haus zu mieten,<sup>86</sup> und lebte dort mit seiner Frau bis ins Frühjahr 1824.<sup>87</sup> Follens Heiratspläne dagegen verzögerten sich wegen

<sup>81</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [1. 8. 1823] (FLA 47 II/50), TD in List: Werke VIII, S. 258 f.

<sup>82</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [11. 9. 1823] (FLA 47 II/56), TD in List: Werke VIII, S. 262 f.

<sup>83</sup> Vgl. W. Henderson, Friedrich List (wie Anm. 2), S. 231, E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 74–77 und R. P. Look, Flucht, Haft und Auswanderung (wie Anm. 4), S. 106.

<sup>84</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 29. 9. 1822 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,2) und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 4. 3. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,68). Im erstgenannten Brief bittet Follen Susette darum, dass sie ihre zukünftigen Briefe „an Herrn Ehrsam, Traiteur in Aarau“ adressieren solle; im Letzteren berichtet er ihr über seinen Auszug bei Ehrsam.

<sup>85</sup> Vgl. F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [11. 9. 1823] (FLA 47 II/56), TD in List: Werke VIII, S. 262 f., und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 16. 9. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,40).

<sup>86</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 16. 9. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,40). Follen schreibt in diesem Brief: „List, der mit den Seinigen nach Basel gefahren und erst in 10 Tagen zurückkommt, hat jenes Haus über der Aarbrücke gemietet. Frau Troxler hat mir noch sagen lassen, ich möge ja nicht mit ihm zusammen ziehen; junge Eheleute müssten eine Zeitlang für sich wohnen.“

<sup>87</sup> Das mir vorliegende Quellenmaterial enthält keinerlei Hinweise auf einen weiteren Umzug Lists während dieser Zeit. Sicher lässt sich darüber hinaus in jedem Fall sagen, dass List und Follen bis März 1824 in unterschiedlichen Häusern wohnten; vgl. August Follen an Susette



Ansicht der Stadt Aarau vom Hungerberg. – Aquarell von Franz Schmid, um 1830. Im Haus „Vor der Aarbrücke Nr. 48“ lebte Friedrich List von September 1823 bis März 1824. Umfangreiche Recherchen erforderte die Lokalisation des betreffenden Gebäudes, das später dem Philosophen Ignaz Paul Vital Troxler gehörte. In der Troxler-Forschung wird zum Teil auf das Anwesen am Bildrand oben links (direkt am diesseitigen Aareufer) verwiesen (vgl. Daniel Furrer: Ignaz Paul Vital Troxler. Der Mann mit Eigenschaften (1780–1866), Zürich 2010, Abb. 30), zum Teil aber auch auf das Haus unmittelbar vor der Aarebrücke, an der heutigen Kreuzung Küttigerstraße/Aarestraße (vgl. Iduna Belke (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Ignaz Paul Vital Troxler und Karl August Varnhagen von Ense, 1815–1858, Aarau 1953, S. 447, und Adolf Rohr: Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866), radikaler Vorkämpfer für Freiheit und liberale Staatsordnung, in: Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 104 (1992), S. 175–181, hier: S. 178 f.). Herr Raoul Richner (Stadtarchiv Aarau) konnte schließlich mithilfe einer Hausnummernkonkordanz auf Basis der Lagerbücher der Stadt Aarau (StadtA Aarau, G.II.003 und G.II.011) die letztere Ansicht bestätigen. Dem Stadtarchiv Aarau sei an dieser Stelle nochmals ausdrücklich für die großartige Unterstützung gedankt.

---

Ritzmann, Aarau, 18. 11. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,47), F. L. an [August Follen], [Aarau], [Mitte/Ende Dez. 1823] (FLA 39/23), D in List: Werke VIII, S. 280–282, und August Follen an Susette Ritzmann, [Aarau], [31. 1. 1824] (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,87).

Bedenken des wohlhabenden Schwiegervaters noch über längere Zeit, so dass er seine Wohnung bei Ehrsam weiterhin beibehielt.<sup>88</sup> Davon abgesehen hatte ihm auch die Gattin des Philosophen Troxler explizit von einem Zusammenzug mit Lists abgeraten, da „junge Eheleute [...] eine Zeit lang für sich wohnen“ müssten.<sup>89</sup> Deshalb zog Follen schließlich, als im März 1824 die Heirat erneut näher zu rücken schien, in eine dritte Wohnung um, von der nur bekannt ist, dass sie einen Garten hatte und eine „weite Aussicht über das Thal“ genoss.<sup>90</sup> Hier nahm er Ende März des Jahres für einige Tage List selbst<sup>91</sup>, während dessen Reise nach Paris und London im April und Mai 1824 dann Lists Frau und Kinder bei sich auf und ging dafür bei ihnen zu Tisch.<sup>92</sup> Nach der Heirat mit Susette am 6. Mai<sup>93</sup> zog diese schließlich zum Monatsende – etwa zeitgleich mit dem Auszug der Familie List – bei ihm ein.<sup>94</sup>

Über das von List gemietete Haus lässt sich weiterhin aus den Quellen erschließen, dass es einem gewissen „Hauptmann Behr“ gehörte.<sup>95</sup> Es dürfte sich demnach einer freundlichen Auskunft des Staatsarchivs Aargau zufolge um das Haus „Vor der Aarbrücke Nr. 48“ des Glockengießers und Hauptmanns Heinrich Bär gehandelt haben. Ein Jahr nach Lists Wegzug wurde dieses Gebäude von Ignaz Paul Vitalis Troxler gekauft, der dort letztlich bis zu seinem Tod lebte.<sup>96</sup> Zeitgenössische Abbildungen zeigen, dass List mit dem sog. „Aarmattgut“ eine durchaus ansehnliche Unterkunft in idyllischer

<sup>88</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 4.3.1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,68).

<sup>89</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 16.9.1823 (ebd., Ms. BRH 245/1,40).

<sup>90</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 10.1.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,53) und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7.3.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,69).

<sup>91</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 23.3.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,73).

<sup>92</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 28.2.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,67), August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 4.3.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,68), August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7.3.1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,69), August Follen an F. L., Aarau, 7.6.1824 (Zentralbibliothek Zürich, Ms. Briefe, Follen). Zu den finanziellen Streitigkeiten, die über die gegenseitige Zahlung von Kost und Logis entbrannten, s. u.

<sup>93</sup> E. Spevack, August Adolf Ludwig Follen (wie Anm. 65), S. 12.

<sup>94</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 18.5.1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/13,1). Follen schlägt darin seiner provisorisch wieder nach Altikon b. Zürich zurückgekehrten Gattin ein Treffen am 23. Mai in Baden b. Zürich vor. Wenige Tage später zog Susette bei Follen ein – der zuvor kontinuierliche Briefwechsel endet mit diesem Schreiben.

<sup>95</sup> Vgl. Friedrich List: Tagebuch (Verhör und Haft in Basel), D in List: Werke VIII, S. 13–20, hier: S. 19, und F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [25.9.1823] (FLA 47 II/55), D in List: Werke VIII, S. 271 f.

<sup>96</sup> Brandversicherungskataster der Stadt Aarau 1823–1868 (StA Aargau, CH-000 051–7 ZwA-1936.0001–0193 und 0194); für die Mitteilung danke ich Herrn Sebastian Preher (StA Aargau). Vgl. zur weiteren Geschichte des Hauses Emil Spiess: Ignaz Paul Vital Troxler, Bern u. München 1967, S. 355 f., und Adolf Rohr: Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866), radikaler Vorkämpfer für Freiheit und liberale Staatsordnung, in: Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 104 (1992), S. 175–181, hier: S. 178 f. Heute ist von dem Gebäude nichts mehr erhalten (ebd.).

Wohnlage gefunden hatte. Ungeahnte Probleme verursachte dann jedoch nochmals der Umzug seiner Familie von Basel. Nachdem sich List zu diesem Zweck erneut in der Stadt am Rhein eingefunden hatte, wurde er innerhalb weniger Tage durch den übereifrigen Polizeidirektor Wieland verhaftet. Zum Vorwurf machte man ihm – neben einem Streit mit den einflussreichen Basler Vermietern infolge eines abendlichen „Tanzvergnügens“ – vor allem seine scheinbar fehlende Legitimation: Die Information über die Erteilung des Niederlassungsrechts in Aarau war noch nicht über die Kantonsgrenzen hinausgedrungen. Letztendlich ließ man List zwar am 21. September gegen das Versprechen, sofort den Kanton Basel zu verlassen, frei; der Ärger des Flüchtlings über die unwürdige Behandlung erscheint jedoch nur zu begrifflich.<sup>97</sup> Der Umzug indessen konnte trotz dieser Widrigkeiten mit Unterstützung Wilhelm Snells und Karl Follens bis Ende September 1823 erfolgreich abgeschlossen werden.<sup>98</sup>

### **Aufbau einer bürgerlichen Existenz: Die Tätigkeit am Aarauser Lehrverein**

Eine der wichtigsten Aufgaben, die sich Friedrich List nach dem Ende seiner über einjährigen Odyssee stellte, war der Neuaufbau seiner bürgerlichen Existenz. Geldnot bildete dabei noch nicht einmal das drängendste Problem, konnte er doch im Zusammenhang mit seinem Niederlassungsgesuch immerhin geltend machen, dass das „Vermögen seiner Gattin [...] in fl. 17 723,28½ Reichswährung besteht und demnach schon zum Unterhalt seiner Familie hinreicht“.<sup>99</sup> Am schlimmsten dürfte der rastlose Intellektuelle den Verlust seiner öffentlichen Stellung empfunden haben, den Mangel eines Wirkungskreises und die fortwährende erzwungene Untätigkeit. Vor allem aber bedeutete die Erteilung der Aufenthaltserlaubnis für List auch eine Verpflichtung, das Vertrauen, das die Aarauser Regierung in ihn gesetzt hatte, nicht zu missbrauchen, sondern durch produktives Engagement zu rechtfertigen. Die Ausübung einer angesehenen bürgerlichen Tätigkeit konnte in hohem Maß dazu beitragen, seine Stellung im Aargau zu sichern.<sup>100</sup>

<sup>97</sup> Vgl. E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 65–74.

<sup>98</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [25. 9. 1823] (FLA 47 II/55), D in List: *Werke VIII*, S. 271 f.

<sup>99</sup> Die Kommission des Inneren an die Regierung des Kantons Aargau, Aarau, [Sept. 1823], D in List: *Werke VIII*, S. 887.

<sup>100</sup> Vgl. exemplarisch zu diesem heute oft unterschätzten Gesichtspunkt den Brief Ignaz Paul Vital Troxlers an Josef Anton Balthasar, Luzern, 23. 9. 1823, abgedruckt in E. Spiess, *Troxler* (wie Anm. 96), S. 308 f. August Follen erhielt dank seines erfolgreichen Wirkens an der Aarauser Kantonsschule im Frühjahr 1823 das begehrte Bürgerrecht (vgl. K. Spiethoff, *Die Gebrüder Follen* (wie Anm. 5), S. 104–109).



Im zweiten Stock von Heinrich Zschokkes Wohnhaus „Am Rain 18“ fand der Unterricht des Aarauer Lehrvereins statt (vgl. Werner Ort: Heinrich Zschokke (1771–1848). Eine Biografie, Baden 2013, S. 441).

sich die Trägersgesellschaft (die „Gesellschaft für vaterländische Cultur“ in Aarau) vor die Wahl gestellt sah, entweder über seine Auflösung nachzudenken oder den Zuschnitt der Einrichtung drastisch zu reformieren.<sup>103</sup> Diese Situation traf nun mit dem Umstand zusammen, dass es damals unter den liberalen Kreisen Aaraus Bestrebungen gab, den Philosophen Ignaz Paul Vitalis Troxler nach Aarau zu ziehen. Troxler war 1821 aus politischen Gründen seiner Stelle am Lyzeum in Luzern entsetzt worden. Seither hatte er sich beruflich seiner medizinischen Praxis gewidmet, sehnte sich aber – wie Fried-

In erster Linie musste List seinen Blick dabei auf das Erziehungswesen richten. Hierbei ergab sich jedoch das Problem, dass die – einem Gymnasium vergleichbare – Aarauer Kantonsschule zwar einen sehr guten Ruf genoss, allerdings „keinen Zweig der Philosophie [...] und eben so wenig andere propädeutische Lehrfächer“ anbot.<sup>101</sup> Dadurch konnte sie dem ehemaligen Tübinger Staatswissenschaftler zunächst nicht die erwünschte berufliche Perspektive bieten. Indessen war der Mangel einer entsprechenden weiterführenden Schule auch in Aarau nicht unbemerkt geblieben. 1819 hatte der Schriftsteller und Volksaufklärer Heinrich Zschokke den „Bürgerlichen Lehrverein“ ins Leben gerufen – eine Bildungseinrichtung, die in etwa die Stelle einer Technischen Hochschule vertrat, die sich daneben aber auch bewusst die staatsbürgerliche Aus- und Weiterbildung ihrer Zöglinge zum Ziel gesetzt hatte.<sup>102</sup> Im Sommer 1823 war dieser „Lehrverein“ in die Krise geraten, sodass

<sup>101</sup> J. L. Aebi: Dr. Ig. Paul Vital Troxler. Ein Nekrolog, Luzern 1866, S. 13.

<sup>102</sup> Zur frühen Geschichte des „Lehrvereins“ vgl. Markus T. Drack: Der Lehrverein zu Aarau 1819–1830, in: Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 79 (1967), S. 5–172, hier: S. 11–50.

<sup>103</sup> Ebd., S. 49 f.



rich List – nach einem neuen Wirkungskreis.<sup>104</sup> Während des oben erwähnten Besuchs Lists und der Kantonsschulprofessoren um August Follen in Luzern hatten die Letzteren versucht, Troxler zur Übersiedlung nach Aarau zu bewegen – er sollte dort philosophische Privatvorlesungen halten.<sup>105</sup> List indessen verfolgte weitergehende Pläne: Als er nach der Fahrt über den Vierwaldstätter See mit Troxler nach Luzern zurückkehrte, traf er mit diesem „Verabredungen [...], die uns allen aus der Not helfen sollen“. Wenig später reiste er dann nochmals mit Wilhelm Snell nach Luzern, um „mit Troxler die weitere Ausföhrung unserer Pläne zu besprechen, die Snell ganz ungemein gefallen“. <sup>106</sup>

Wie weit die Pläne und Verabredungen zu diesem Zeitpunkt bereits gingen und wer genau dabei die Feder führte, gibt der Brief leider nicht letztgültig preis – sicher ist nur, dass Troxler Mitte Oktober 1823 unter Verwendung einer Ausarbeitung Lists das Programm einer vollständigen Restrukturierung des „Bürgerlichen Lehrvereins“ zum Druck brachte.<sup>107</sup> Unter dem neuen Titel eines „Lehrvereins für eidgenössische Jünglinge“ sollte die Bildungseinrichtung zum einen für Schüler aus der gesamten Schweiz – also nicht mehr nur aus dem Kanton Aargau – geöffnet werden. Hierdurch wollte man die Stellung des Instituts organisatorisch befestigen, wobei man sich wohl nicht zuletzt von den Luzerner Anhängern Troxlers starken Zulauf erhoffte. Zum anderen sollte der Lehrverein nun auch klar den Charakter einer Mittelanstalt zwischen Kantons- und Hochschule annehmen – zum Zweck der „Bildung tüchtiger Männer für die Industrie und unterrichteter Bürger“ trat das erklärte

<sup>104</sup> Ebd., S. 51–53, und E. Spiess, Troxler (wie Anm. 96), S. 308 f.

<sup>105</sup> August Follen an Ignaz Paul Vital Troxler, Zürich, 12. 9. 1823 (als Abschrift: SB Winterthur, Ms. BRH 245/34). Die Abschrift ist fehldatiert auf 1821. Vgl. zudem August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 16. 9. 1823 (ebd., Ms. BRH 245/1,40). Im ersten Brief schreibt Follen (auf der Rückfahrt von der achtwöchigen Reise nach St. Moritz) an Troxler: „Unterwegs erschreckte mich ein Gerücht, Sie seien als Professor nach Freiburg i. B. berufen – ich hoffte, es könne bis Weihnachten durchgesetzt werden, dass Sie zu uns nach Aarau kämen.“; im Letzteren berichtet er kurz darauf Susette: „Denke Dir, Troxler und seiner Frau hat es so wohl bei uns gefallen, dass sie sich endlich entschlossen haben, ihr Luzernchen nebst seinen Zänkereien zu verlassen und hierher zu ziehen. Er giebt Vorlesungen und wird, wie gut zu hoffen steht, bald angestellt werden. Dieß ist bis jetzt noch Geheimnis [...]“.

<sup>106</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [1. 8. 1823] (FLA 47 II/50), TD in List: Werke VIII, S. 258 f.

<sup>107</sup> Ignaz Paul Vital Troxler: Vom bürgerlichen Lehrverein zu Aarau, in: Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote (23. 10. 1823), S. 340 f. Im List-Archiv befindet sich eine entsprechende Ausarbeitung, datiert auf den 15. Oktober 1823 und unterzeichnet mit „Dr. Troxler“, die jedoch von der Hand Friedrich Lists stammt (FLA 20/21, TD in Friedrich List: Werke IX, hg. von Edgar Salin u. a., verb. u. erg. Neuausg. Aalen 1971, S. 58–60). Die Vermutung, dass zumindest einige Grundzüge des Plans List zuzuschreiben sein könnten, wird durch dessen Korrespondenz mit Ernst Weber gestützt – der Geraer Freund bezeichnet die „errichtete Akademie in Aarau“ in einem Brief vom 2. Juni 1824 als „neuen Beleg“ für Lists „Eminenz“: „Nie wirst Du Gewöhnliches ergreifen, aber auch nie untergehen.“ (Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31)).

Ziel der „Vorbereitung Studierender auf die Universität“. Um diese Absicht zu erreichen, war zunächst der Lehrplan deutlich zu erweitern: „Außer dem Naturrecht, welches bisher von philosophischen Wissenschaften allein vorgetragen wurde, sollen nun auch Logik, Metaphysik, Anthropologie, Moral usw. gelehrt werden. Außer der allgemeinen und vaterländischen Geschichte soll nun auch Alterthumskunde, verbunden mit dem Lesen griechischer und römischer Klassiker, vorgetragen werden, da die Philologie bisher gar nicht zur Zahl der Lehrgegenstände des Vereins gerechnet worden war.“ Damit einher ging eine Ausdehnung des Curriculums von halb- auf ganzjährige Vorlesungszeiten.<sup>108</sup>

Nachdem Zschokkes „Gesellschaft für vaterländische Cultur“ dieses Vorhaben gebilligt und Troxler die Leitung des Lehrvereins übernommen hatte, musste eine Reihe von neuen Lehrern berufen werden: Zu den früheren Mitgliedern Heinrich Zschokke, Alois Vock, Johann Rudolf Meyer, Gottlieb Gehret und Wolfgang Menzel traten die Kantonsschullehrer August Follen (Deutsche Sprache und Literatur), Daniel Henri Jeanrenaud (Französische Sprache) und Rudolf Rauchenstein (Griechische Sprache und Lektüre), der Direktor des kantonalen Lehrerseminars Philipp Jakob Nabholz (Morallehre), die beiden auswärtigen Lehrer Peter Kaiser (Römische Geschichte) und Wilhelm Bernhard Mönnich (Griechische Geschichte) sowie die stellenlosen Professoren Troxler und Friedrich List (Staatswissenschaften).<sup>109</sup> Die Qualität dieses Lehrkörpers war nicht nur fachlich, sondern auch didaktisch sehr hoch einzuschätzen – knapp die Hälfte der Mitglieder hatte zuvor bereits als Lehrer an den reformpädagogischen Instituten Fellenbergs in Hofwil und Heinrich Pestalozzis in Yverdon gewirkt.<sup>110</sup> Ideologisch umfasste der Verein neben Zschokke und einem moderat-altliberalen Flügel um Alois Vock nun auch einen jungliberalen bis republikanischen Kreis, dem außer Troxler und List vor allem die fünf ehemaligen Burschenschafter und „Demagogen“ Follen, Menzel, Mönnich, Kaiser und Rauchenstein angehörten.<sup>111</sup> Hierbei handelte es sich allerdings zunächst noch mehr um Tendenzen als um wirklich scharf ausgeprägte Gruppenbildungen; zudem wurden politische Meinungsfragen in der Realität oft durch persönliche Verpflichtungen und Loyalitäten – etwa zwischen den Flüchtlingen und Vock – überdeckt. Nichtsdestotrotz lag in diesem Verhältnis der Schlüssel zur späteren politischen Radikalisierung des Vereins und zum Austritt der gemäßigten Mitglieder.

<sup>108</sup> I. P. V. Troxler, Vom bürgerlichen Lehrverein (wie Anm. 107), S. 340 f.

<sup>109</sup> Vgl. [Anonym]: Der Lehrverein von Aargau, in: Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote (25. 3. 1824), S. 99 f., hier: S. 100, und M. T. Drack, Lehrverein (wie Anm. 102), S. 38–43, 54 u. 76–83.

<sup>110</sup> M. T. Drack, Lehrverein (wie Anm. 102), S. 38–43 u. 76–83.

<sup>111</sup> Ebd.

Vorerst jedoch herrschte unter den beteiligten Lehrern „die größte Harmonie“ und ein „freudiger würdiger Wetteifer“.<sup>112</sup> Obwohl der Unterricht unentgeltlich zu leisten war, wurden die Stellen dennoch gerne akzeptiert. Neben der Aussicht, eine angesehenere, öffentliche Stellung zu bekleiden, spielten dabei wohl auch manche – im Nachhinein recht überzogen wirkende – Hoffnungen auf die zukünftige Entwicklung des Instituts unter Troxler eine Rolle. So meldete List am 20. Oktober 1823 an Johann Georg Duttlinger: „Hier [in Aarau] stehe ich nun so ziemlich fest. Troxler wird in einigen Tagen hierherkommen und wir werden in Gemeinschaft mit anderen hier befindlichen Deutschen eine Vorbereitungsanstalt für die Universität zu gründen suchen, wobei ich die staatswissenschaftlichen Fächer übernommen habe. Leute, welche die Schweiz kennen, hoffen, wir werden schon in diesem Winter die Hochschule in Basel an Zahl der Studierenden übertreffen. [...] Troxler wird ohne Zweifel im Laufe dieses Winters hier fix angestellt werden.“<sup>113</sup>

Kurz vor der geplanten Eröffnung des neustrukturierten Instituts drohte jedoch das gesamte Unternehmen nochmals an politischen Rücksichten zu scheitern: Am 27. Oktober 1823 erschien eine „Öffentliche Erklärung“ in allen Schweizer Zeitungen, wonach die „hohe Kantonsregierung“ von einem „sogenannten Lehrverein zu Aarau [...] keine offizielle Kunde“ habe und „Hochderselben kein Ansuchen um Bewilligung zu Errichtung einer solchen öffentlichen Lehranstalt gemacht worden“ sei.<sup>114</sup> Diese grobe Maßregelung, die wohl in erster Linie auf offizielle Bedenken gegen die Persönlichkeit Troxlers zurückging, bedeutete für die beteiligten Professoren einen Schlag ins Gesicht. Nach einem positiven Bericht des Schulrats ließ sich die Regierung unter Bürgermeister Herzog jedoch am 10. November erweichen und erteilte die Genehmigung.<sup>115</sup> August Follen berichtete einige Tage später mit diebischer Freude an seine Verlobte Susette: „Zu wissen: Um 9 ½ Uhr war Rathssitzung und es handelte sich um nichts Geringeres, als ob die weisen Herrn des kleinen Rathes unseren so mühsam und uneigennützig gegründeten Lehrverein, verblendet durch die Einflüsterungen der hiesigen Spießler [...], im Mutterleibe ersticken, und somit auch unser schönes, geselliges Leben hier zerstören würden oder nicht. Da mussten denn alle Minen gesprengt werden, und ich meinestheils suchte den Herrn Bürgermeister in Harnisch zu jagen. Der Erfolg entsprach dem auch; der Spieß ging unter und die Feder auf. Jetzt ist unsere Anstalt gegründet; etwas Näheres vielleicht noch im nächsten Briefe. Du lernst die edle Aarauerschaft hübsch kennen, und auch andererseits unsere

<sup>112</sup> Ignaz Paul Vital Troxler an Eduard Pfyffer, Aarau, 25. 10. 1823 (Bayerische Staatsbibliothek, Autogr. Troxler, Ignaz Paul Vital).

<sup>113</sup> F. L. an Johann Georg Duttlinger, Aarau, 20. 10. 1823, D in List: Werke VIII, S. 272 f.

<sup>114</sup> Öffentliche Erklärung der Kanzlei Aargau, in: Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote (30. 10. 1823), S. 351.

<sup>115</sup> Ebd. (27. 11. 1823), S. 383.

treuen, nothfesten Freunde. Die Schadenfreude der Feinde, als jene Anzeige der hiesigen Kanzlei (die alle Schweizerblätter aufgenommen und die du vielleicht auch gelesen) erschien, hat sich in bittere Beschämung umgekehrt [...]“.<sup>116</sup> Einen Tag später wurde der Lehrverein mit Reden Troxlers und Zschokkes feierlich eröffnet.<sup>117</sup>

Der Inhalt der staatswissenschaftlichen Vorlesungen, die List im folgenden Winterhalbjahr am Lehrverein hielt, ist fragmentarisch dem 90-seitigen Manuskript „Enzyklopädie der Staatswissenschaften“ im List-Archiv Reutlingen zu entnehmen, das Eugen Wendler 1984 erstmals umfassend analysiert und interpretiert hat.<sup>118</sup> Die Herausgeber des betreffenden Bands der Gesamtausgabe druckten davon nur die Einleitung ab, da sie den weiteren Kapiteln „gegenüber den Tübinger Vorlesungen nur in geringem Maß originalen Wert“ beimaßen. Wendler hat diese Behauptung mit vollem Recht zurückgewiesen, stellt das Vorlesungsmanuskript doch eines der bedeutendsten Zeugnisse für die Entwicklung von Lists staatsrechtlichen Anschauungen in der Schweiz dar.<sup>119</sup> Besonderes Interesse gewinnt das Fragment aus der Tatsache, dass List damit philosophisch an die Theoretiker der späten naturrechtlichen Schule nach Kant anknüpfte, anders als die meisten Vertreter dieser Richtung jedoch zu dezidiert republikanischen Schlussfolgerungen gelangte.<sup>120</sup> Ihrem Titel gemäß sollte die „Encyclopädie“ einen Überblick über sämtliche Staatswissenschaften liefern, die List in zehn Kapiteln zusammenfasste.<sup>121</sup> Terminologie und Struktur verweisen dabei deutlich auf das von 1823 bis 1824 erschienene Kompendium „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit“ des Leipziger Professors Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772–1838).<sup>122</sup> Pölitz, der lange vergessene und erst in jüngerer Zeit wieder gewürdigte „deutsche Montesquieu“<sup>123</sup>, hatte mit seinem fünfbandigen Hauptwerk einen neuartigen und breit rezipierten Versuch vorgelegt, die gesamten Staatswissenschaften „nach

<sup>116</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 11.11.1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,46).

<sup>117</sup> Ebd. und [Anonym]: Aargau, in: Schweizerische Monats-Chronik 8 (1823), H. 11, S. 172.

<sup>118</sup> Friedrich List: Encyclopädie der Staatswissenschaften (FLA 45/4), TD in List: Werke I, T. 1, hg. von Karl Goeser und Wilhelm v. Sonntag, Neuausg. Aalen 1971, S. 435–445, und E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 110–129.

<sup>119</sup> E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 111.

<sup>120</sup> Zum Gegensatz zwischen natur- bzw. vernunftrechtlicher, historisch-organischer und konservativ-romantischer Staatslehre im Vormärz vgl. Michael Stolleis: Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland, Bd. 2: 1800–1914, München 1992, S. 121–186.

<sup>121</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 1–20 u. 25–27.

<sup>122</sup> Karl Heinrich Ludwig Pölitz: Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, 5 Bde., Leipzig 1823–24.

<sup>123</sup> Rainer Schmidt: Verfassungskultur und Verfassungssoziologie. Politischer und rechtlicher Konstitutionalismus in Deutschland im 19. Jahrhundert, Wiesbaden 2012, S. 32. Schmidt leistet in seiner Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Ehrenrettung des bei Lebzeiten höchst angesehenen, später aber oft ungerecht als oberflächlicher Vielschreiber abqualifizierten Pölitz (ebd., S. 176–205). Vgl. zudem auch Hartwig Brandt: Landständische Repräsentation

ihrem innern Zusammenhange zu einer bestimmten Übersicht [...] zu vereinigen“.<sup>124</sup> Die beiden ersten Bände waren zur Ostermesse 1823 erschienen und können List somit als Grundlage seiner Arbeit gedient haben.<sup>125</sup>

Im Manuskript der „Encyclopädie“ beschreibt List zunächst den Grundaufbau seiner Vorlesung: Aus dem „Naturrecht“ leiten sich die Idealzustände des „Natürlichen oder Philosophischen Staatsrechts“ sowie des „Philosophischen Völkerrechts oder Weltrechts“ ab.<sup>126</sup> Demgegenüber stehen die faktischen Bestandsaufnahmen des „Praktischen Staatsrechts“ und des „Praktischen Völker- und Staatenrechts“.<sup>127</sup> Die „Politik oder Staatskunst“ erscheint als die Kunst, die Gesellschaft aus den bestehenden Verhältnissen dem naturrechtlich geprägten Idealzustand entgegenzuführen.<sup>128</sup> Hinzu treten die drei eher praktischen Doktrinen der „Volkswirtschaftslehre“, der „Lehre von den Zwecken und Mitteln des Staats“ und der „Lehre von den Bedürfnissen des Staats, bestehend aus der Finanzwissenschaft und der Lehre vom Staatsdienst“ sowie die „Lehre von der Gliederung oder Auf- und Abstufung der bürgerlichen Gesellschaft“.<sup>129</sup> Bereits diese Einführung erinnert in der Gesamtstruktur wie auch in der philosophischen Grundanlage einiger Kapitel an Pölitz.<sup>130</sup>

Deutlich wird der Vorbildcharakter jedoch vor allem in den ausgearbeiteten Abschnitten der „Encyclopädie“, von denen leider nur das „Naturrecht“, das „Natürliche oder Philosophische Staatsrecht“ sowie der Beginn des „Praktischen Staatsrechts“ erhalten sind. Die geplante Argumentationsführung der weiteren Teile lässt sich nur aus den Skizzen der Einführung erschließen. Inhaltlich ist dabei zunächst festzustellen, dass das erste Kapitel zum „Naturrecht“ bis ins Detail nach dem Vorbild Pölitz’ konstruiert ist.<sup>131</sup> Das zweite Kapitel dagegen zeigt demgegenüber zwar ebenfalls noch einige kleinere Reminiszenzen (etwa im Organismusedanken), entfernt sich allerdings im Grundsatz sehr deutlich von den Aussagen der Vorlage. Während nämlich der Leipziger Professor seine Darstellung hier in eine Apologie der konstitutionellen Monarchie münden lässt, bekennt sich List an dieser Stelle zur Rousseau’schen Vertragstheorie und entwirft das Idealbild einer präsidenten-

---

tion im deutschen Vormärz. Politisches Denken im Einflussfeld des monarchischen Prinzips, Neuwied 1968, S. 214–223.

<sup>124</sup> K. H. L. Pölitz, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. IX. Vgl. auch H. Brandt, Landständische Repräsentation (wie Anm. 123), S. 214 f.

<sup>125</sup> Zum Zeitpunkt der Publikation vgl. K. H. L. Pölitz, Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig 1827, S. XVII.

<sup>126</sup> Vgl. List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 1–3 u. 4–7.

<sup>127</sup> Ebd., fol. 3 f. u. 7–9.

<sup>128</sup> Ebd., fol. 4.

<sup>129</sup> Ebd., fol. 10–15.

<sup>130</sup> Vgl. K. H. L. Pölitz, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 1 u. 6–17.

<sup>131</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 28–37. Vgl. hierzu K. H. L. Pölitz, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 49, 52 f., 68–79, 88–96 u. 108–110.



In seinen Aarauer Vorlesungen zeigte sich List von den Gedanken des Leipziger Staatswissenschaftlers Karl Heinrich Ludwlg Pölit (1772–1838) beeinflusst. – Kupferstich von Meno Haas, 1828.

Republik nach Vorbild der USA. Auf dem Gebiet der Rechtsprechung plädiert er – ebenso eigenständig – für eine gegenseitige Ergänzung von ständigen Gerichtshöfen und Geschworenengerichten.<sup>132</sup> Vor diesem Hintergrund musste List natürlich auch im dritten Kapitel („Praktisches Staatsrecht“) zu unterschiedlichen Schlüssen gelangen.<sup>133</sup> Deutliche Einflüsse zeigen dagegen wiederum die einleitenden Skizzen zur „Politik“<sup>134</sup> und zum „philosophischen Völkerrecht“.<sup>135</sup> In diesem letzteren Abschnitt umreißt List im Sinne Pölit die Zukunftsvision eines „Weltbürgerrechts“ – eine Idee, die letztendlich auf Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ zurückgeht.<sup>136</sup> Ergänzend führt List dabei den pragmatischen Zwischenschritt einer „europäischen Tagsatzung“ ein, welche die „allgemeinen Handels-

verhältnisse regeln, Streitigkeiten der Staaten schlichten u. für den Überfluss der europäischen Bevölkerung Länder in Besitz nehmen“ sollte, deren „fruchtbarer Boden jetzt müßig liegt“.<sup>137</sup> Von den restlichen Skizzen verdient vor allem diejenige über die „Gliederungen oder Auf- und Abstufung der bürgerlichen Gesellschaft“ Interesse. List führte darin Gedanken weiter, die er bereits in seinen Tübinger Vorlesungen entwickelt hatte.<sup>138</sup> Der kurze

<sup>132</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 37–80. Die thematisch – nicht aber inhaltlich – entsprechenden Kapitel bei Pölit sind „Das reine Staatsrecht“ und der zweite Teil der „Lehre vom inneren Staatsleben“ (K. H. L. Pölit, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 161–246 u. 361–546).

<sup>133</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 3 f. u. 81–90. Pölit’s thematisch entsprechendes Kapitel lag überdies erst 1824 vor.

<sup>134</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 4. Vgl. K. H. L. Pölit, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 323–326 u. 340–355.

<sup>135</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 4–7. Vgl. Pölit’s Kapitel zum „Philosophischen Völkerrecht“ (K. H. L. Pölit, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 113–138).

<sup>136</sup> Vgl. List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 6 f. und K. H. L. Pölit, Die Staatswissenschaften (wie Anm. 122), Bd. 1, S. 136–138.

<sup>137</sup> List: Encyclopädie (wie Anm. 118), fol. 7.

<sup>138</sup> Ebd., fol. 12–15.

Abriss zur Nationalökonomie zeigt Eugen Wendler zufolge noch eine gewisse „definitivische Unschärfe“, die List erst in späteren Schriften beseitigt hat.<sup>139</sup>

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass sich Friedrich List in seinen Aarauer Vorlesungen zwar einerseits an Pölitz' staatswissenschaftlichem System orientierte, dieses jedoch andererseits in durchaus selbständiger Form weiterentwickelte. Nichtsdestotrotz erscheint dieses Ergebnis – auch angesichts der scharfen Polemik, mit der List später den „geistlosen Inhaber von Deutschlands erstem politischen Lehrstuhl“ bedachte<sup>140</sup> – als ein recht überraschender Befund. Aus ideengeschichtlicher Perspektive markiert die „Encyclopädie“ insofern einen bedeutenden Wendepunkt in Lists politischer Entwicklung, als er sich darin erstmals von seinem bisherigen Idealbild der konstitutionellen Monarchie abwandte und den entscheidenden Schritt hin zum Republikanismus vollzog. Der revolutionäre Gedanke indessen blieb ihm weiterhin fremd; nach wie vor plädierte er für einen Weg der Reformen „ohne Erschütterung u. gewaltsame Maaßregeln“, um das gesetzte Ziel zu erreichen.<sup>141</sup>

Wie lange List seine Vorlesungen am Aarauer Lehrverein fortsetzte, ob er sie vor Ende des Wintersemesters 1823/24 abbrach oder ob der zweite Teil des Manuskripts verloren gegangen ist, lässt sich aus den derzeit bekannten Dokumenten nicht letztgültig erschließen. Die Lehrtätigkeit auf dem Gebiet der Staatswissenschaften stellte jedoch während der Aarauer Zeit nicht den einzigen Weg dar, den List verfolgte, um seine politischen Ideen der Öffentlichkeit mitzuteilen. Hinzu kam vielmehr seine umfangreiche publizistische Tätigkeit für Zeitungen in Deutschland und der Schweiz. Mit dieser beschäftigt sich das folgende Kapitel.

## Lists publizistische Tätigkeit in Aarau

Während seines gesamten Schweizer Exils bis ins Frühjahr 1824 setzte List seine Mitarbeit an der „Neckar-Zeitung“ seiner Schwäger Johann Christoph Lade und Friedrich Seybold fort. Dabei gewährte ihm diese Tätigkeit nicht nur ein gewisses Forum zur öffentlichen Wirksamkeit, sondern stellte auch über mehrere Monate hinweg seine einzige Hoffnung auf finanzielle Einkünfte dar. Allerdings hatten Mitte 1822 schwere persönliche Konflikte mit Seybold dazu geführt, dass zumindest während der Straßburger Zeit die Beiträge Lists häufig zurückgewiesen wurden und eine Auszahlung von Gehalt

<sup>139</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 117 f.

<sup>140</sup> List: *Das nationale System* (wie Anm. 15), S. XLIX f. Allerdings dürfte dieses scharfe Urteil vor allem durch einen persönlichen Konflikt motiviert gewesen sein (ebd.).

<sup>141</sup> List: *Encyclopädie* (wie Anm. 118), fol. 4. Vgl. auch E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 126–128.

– wenn überhaupt – nur sehr sporadisch erfolgt war.<sup>142</sup> Ein Versöhnungsversuch während des Treffens in Langensteinbach – kurz vor dem Umzug der Lists nach Kehl – war gescheitert: Der selbst in finanzieller Not befindliche Seybold hatte sich dagegen gesträubt, List einen „Unterhalt und [ein] fixes Einkommen bei der N. Z. zu verschaffen“, zunächst für sich selbst einen höheren Anteil gefordert und regelrecht „gerast“ – letztlich war man „in Tränen“ voneinander geschieden.<sup>143</sup> Erst in den folgenden Monaten hatte sich das Verhältnis wieder gebessert. Im April 1823 signalisierte Seybold dann eine gewisse Bereitschaft, List die alleinige Übernahme der Rubrik „Miscellen“ gegen ein festes Gehalt zu gestatten. Zwar wollte er zunächst noch keine anderen Mitarbeiter aus dieser Sparte entlassen („weil ich, wie sich bisher gezeigt hat, nicht mit Zuverlässigkeit auf Sendungen von Deiner Seite rechnen kann“), gab sich aber zuversichtlich, dass sich dieses Problem mit Lists fester Ansiedlung in der Schweiz lösen werde.<sup>144</sup> Tatsächlich verfasste List seit seiner Ansiedlung in Aarau, wann immer ihm Zeit blieb, Beiträge für die Neckar-Zeitung und erhielt dafür ein Gehalt von etwa 1200 fl. in Aussicht gestellt.<sup>145</sup> Im Oktober des Jahres wurde ihm dann endlich auch formal die alleinige Zuständigkeit für die Miscellen – zur „alten Besoldung“ – zugesprochen, was ihm zumindest ein etwas erhöhtes Maß an Sicherheit verschaffte.<sup>146</sup>

Inhaltlich umfassen die – allesamt anonymen, nach Stil, Tendenz und Quellenlage aber vielfach List zuzuschreibenden – Miscellen der Neckar-Zeitung im Zeitraum vom Sommer 1823 bis Frühjahr 1824 eine sehr weite Bandbreite an Themen. Den Großteil machen unterhaltende Beiträge aus: politische und unpolitische Anekdoten, kleinere Biographien, Übersetzungen und Exzerpte aus der Tagesliteratur. Von höherer Bedeutung für die vorliegende Untersuchung erscheint demgegenüber vor allem eine kleine Serie politischer Aufsätze, die im Juli und August 1823 erschien. Ideologisch ergänzen die darin getätigten Aussagen in eindrucksvoller Weise die theoretischen Stellungnahmen der „Enzyklopädie für Staatswissenschaften“. Scharf kritisiert List darin etwa diverse Abweichungen des römischen und anderer Rechtssysteme vom Naturrecht, unter denen er nicht nur das „Strandrecht“ und die Leibeigenschaft begreift, sondern auch das englische Seerecht sowie das sog. Eroberungsrecht der europäischen gegenüber den nichteuropäischen Völkern.<sup>147</sup> Mit ähnlichen Gründen greift er am Beispiel der osmanischen Herrschaft über die Griechen das Prinzip der monarchischen Legitimität an: Entscheidend sei keineswegs die Frage der Dauer einer Dynastie, sondern vielmehr deren fun-

<sup>142</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 26 f. u. 218 f.

<sup>143</sup> List: *Tagebuch (Flucht)* (wie Anm. 22), S. 13.

<sup>144</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 4. 1823 (FLA 20/57).

<sup>145</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Aarau, 10. 7. 1823 (FLA 47 II/49), TD in List: *Werke VIII*, S. 255, und Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 12. 1823 (FLA 20/23).

<sup>146</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 12. 1823 (FLA 20/23).

<sup>147</sup> [Anonym](= Friedrich List?): *Miscellen*, in: *Neckar-Zeitung* (18. 7. 1823), S. 770.



damentale Anerkennung der Menschenrechte: „Wen die Gesetze nicht schützen, der darf sich der Selbsthülfe bedienen, denn ohne Rechte giebt es keine Pflichten. [...] Eine solche Herrschaft endet, sobald die physische Macht aufhört.“<sup>148</sup> Einer der interessantesten Aufsätze behandelt die englische und französische Revolution und ihre Folgewirkungen. Der verbreiteten Ansicht, dass „Freistaaten in großen europäischen Reichen nicht von langer Dauer“ sein könnten, stellt List darin die Aussage Montesquiens entgegen, das Grundprinzip der Republiken bestehe in der öffentlichen Tugend. Diese aber wäre im modernen Europa nicht weniger zu finden als in den Zeiten der Griechen und Römer. Die „Vernichtung der Republik in England und Frankreich“ führt er stattdessen auf andere, äußerliche Gründe zurück, wie die mit revolutionären Vorgängen stets verbundenen Bürgerkriege bzw. die Interventionen auswärtiger monarchischer Mächte.<sup>149</sup>

Neben diesen Attacken auf den politischen Zustand des europäischen Kontinents enthielten die Miscellen der Neckar-Zeitung seit Oktober 1823 auch zunehmend begeisterte Schilderungen über den wirtschaftlichen und politischen Aufstieg der USA. Mit kaum verhohlener Bewunderung berichtet List: „Dieser jugendliche Staat hat manche Einrichtungen, welche die aufgeklärtesten und freiesten Völker Europas nicht besitzen. Die Engländer und Franzosen haben vortreffliche, freisinnige Konstitutionen, in der Konstitution der Nordamerikaner aber befinden sich Bestimmungen, die man selbst in England und Frankreich für gefährlich halten würde, die aber in Amerika nie den geringsten Schaden verursacht haben.“ Die Amerikaner schienen einen ebenso großen Abscheu vor der Heimlichkeit wie die Europäer vor der Öffentlichkeit zu hegen: Die Regierung unterstütze den Handel „mit tiefer Einsicht und großer Kraft“; der Zustand der Staatsfinanzen sei vortrefflich. Dabei herrsche, „was man früher in Frankreich für eine Chimäre hielt, eine



Für die Neckar-Zeitung seiner Schwäger Lade und Seybold verfasste List vom Sommer 1823 bis Frühjahr 1824 zahlreiche Artikel über vermischte Themen.

<sup>148</sup> Ebd. (20. 7. 1823), S. 777 f., Zitat S. 778.

<sup>149</sup> Ebd. (24. 7. 1823), S. 793.

vollkommene Freiheit und Gleichheit, die sich sogar auf die Verhältnisse der Eltern und Kinder, der Lehrer und Schüler ausdehnt“. Der Präsident, den man „einen konstitutionellen, nicht lebenslänglichen Wahl-König nennen könnte“, unterhalte keinen kostspieligen Hofstaat, es gebe keinen Adel, keine Leibeigenschaft, Feudalrechte und Zehnten, kurz: „Wir Europäer müssen selbst gestehen, dass wohlfeiler kein Land regiert wird.“<sup>150</sup>

Während List somit seinem Republikanismus in der Neckar-Zeitung bemerkenswert freien Lauf ließ, beteiligte er sich zugleich an Plänen seiner Freunde am Aarauer Lehrverein zur gemeinsamen Herausgabe einer belletristischen Literatur- und Kulturzeitschrift. Im Herbst 1823 war zur großen Bestürzung der fortschrittlichen Kreise in der Schweiz und im Aargau die Nachricht bekannt geworden, dass Heinrich Zschokke seine bekannten „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ aus Protest gegen verschärfte Zensurmaßnahmen einstellen würde.<sup>151</sup> Der Verleger Heinrich Remigius Sauerländer kündigte zwar stattdessen rasch das Erscheinen „Wöchentlicher Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde“ an, doch schien hier eine Lücke entstanden zu sein, die auch neuen Unternehmungen Raum gewährte.<sup>152</sup> Bald nach dem Umzug Wilhelm Bernhard Mönichs von Lenzburg nach Aarau schlossen sich dieser, Wolfgang Menzel und List zur Gründung der „Europäischen Blätter“ zusammen.<sup>153</sup> Wenig später konnten sie auch Troxler zum Beitritt gewinnen. Dieser meldete am 25. Oktober 1823 seinem Gönner Eduard Pfyffer in Luzern: „Nun haben wir was Literarisches vor, nämlich einige Freunde haben mich vermocht, ihnen zur Herausgabe einer Zeitschrift Hand zu bieten. Hr. Sauerländers Unternehmungsgeist ist zwar mit seinem Unterhaltungsblatt, das in unserem Plan gedacht ist, uns zuvorgekommen, doch werden wir deswegen, wenn auch unser Interesse darunter leiden mag, unser Vorhaben nicht aufgeben. Bringen meine Freunde was zu Stande, so bin ich dabei, und vielleicht erhalten Sie noch Anfang des neuen Jahrs eine Ankündigung von unsern Blättern.“<sup>154</sup>

<sup>150</sup> Ebd. (6. 10. 1823), S. 1086. Vgl. darüber hinaus auch ebd. (23. 11. 1823), S. 1278.

<sup>151</sup> Werner Ort: Heinrich Zschokke (1771–1848). Eine Biografie, Baden 2013, S. 530 f.

<sup>152</sup> Vgl. die offizielle Ankündigung von H. R. Sauerländer in: Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote (11. 12. 1823), S. 399, sowie Ignaz Paul Vital Troxler an Eduard Pfyffer, Aarau, 25. 10. 1823 (Bayerische Staatsbibliothek, Autogr. Troxler, Ignaz Paul Vital).

<sup>153</sup> Spiess' Aussage, dass Troxler und Rauchenstein die Blätter begründet hätten (vgl. E. Spiess, Troxler (wie Anm. 96), S. 329), wird durch die von ihm angegebene Quelle (E. Münch, Erinnerungen (wie Anm. 63), Bd. 2, S. 414 f.) nicht gedeckt. Vgl. dagegen Ignaz Paul Vital Troxler an Eduard Pfyffer, Aarau, 25. 10. 1823 (Bayerische Staatsbibliothek, Autogr. Troxler, Ignaz Paul Vital) und W. Menzel, Denkwürdigkeiten (wie Anm. 78), S. 190 f. Dass neben Menzel und Mönich auch List an der Gründung beteiligt gewesen sein muss, geht allein schon aus seiner tragenden Rolle als Finanzier des Projekts hervor (s. u.).

<sup>154</sup> Ignaz Paul Vital Troxler an Eduard Pfyffer, Aarau, 25. 10. 1823 (Bayerische Staatsbibliothek, Autogr. Troxler, Ignaz Paul Vital).

Welche ambitionierten Ziele die Teilnehmer mit ihrem Projekt verfolgten, zeigt ein Brief August Follens, der sich ebenfalls für eine Beteiligung interessierte, an seine Verlobte Susette: „Ferner wäre das Leben dort [in Zürich] zu einem Plane geeignet, der uns jetzt hier vor allem beschäftigt: Wir Freunde hier und in Deutschland geben auf künftige Ostern ein Blatt heraus, belletristisch-literarischen Inhaltes; in der Art, nur in höherem Schwung, wie das Morgenblatt. Unsere Absicht ist, nächst dem schriftstellerischen Verdienste, uns eine bürgerliche Unabhängigkeit zu gründen, was durch den Verein unserer Talente bewirkt werden kann. Solch ein Blatt ist, sobald es Ruf erworben hat, was zumal angesehen die Flachheit und Nachlässigkeit aller übrigen Blätter nicht fehlen kann, sehr einträglich.“<sup>155</sup> Follen erhoffte sich sogar bereits, zum Redakteur der „Blätter“ berufen zu werden und dadurch die Möglichkeit zu erhalten, nach Zürich in die Nähe seiner Verlobten zu ziehen.<sup>156</sup> Inwieweit das Scheitern dieses Plans – zusammen mit Follens aufbrausendem Charakter – zu einer ersten kurzfristigen Trübung des Verhältnisses zwischen Follen und List im Dezember 1823 beigetragen haben mag, lässt sich aus den Quellen nicht letztgültig beurteilen.<sup>157</sup>

In jedem Fall verschärften diese Meinungsverschiedenheit und das darauf folgende Ausscheiden Follens aus dem Teilnehmerkreis in beträchtlicher Weise das Finanzierungsproblem der „Blätter“. Von den verbleibenden Mitarbeitern (List, Mönlich, Menzel, Troxler und Rauchenstein sowie Eduard Gessner als Verleger) sah sich im Grunde nur List in die Lage versetzt, auf Anfang März 1824 die nötigen Vorschüsse zur Initiierung der Produktion zu versprechen. Troxler wollte zwar langfristig ebenfalls einen Anteil einbringen, allerdings nur, wenn List seinen Betrag zunächst mit übernehmen würde.<sup>158</sup> List wiederum verließ sich bei seinen Finanzierungszusagen auf die Verheißungen Fritz Seybolds, der ihm für seine Mitarbeit an der Neckar-Zeitung auf Februar 1824 ein Salär von ca. 1000 fl. in Aussicht gestellt hatte.<sup>159</sup> Dass diese Zahlung letztendlich ausblieb, führte Gessner im Juni 1824 an den Rand des geschäftlichen Ruins.<sup>160</sup>

Zunächst jedoch wurde das Unternehmen mit großen Hoffnungen begonnen. Am 9. Januar 1824 erschien die erste der wöchentlichen Ausgaben; bald

<sup>155</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 1. 12. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,49).

<sup>156</sup> Ebd.

<sup>157</sup> List schrieb Follen Mitte Dezember 1823 einen klärenden Brief, nachdem es wegen beleidigender „Auftritte“ Follens und einem Konflikt in der „Blattgeschichte“ zum Streit gekommen war (F. L. an [August Follen], [Aarau], [Mitte/Ende Dez. 1823] (FLA 39/23), D in List: Werke VIII, S. 280–282).

<sup>158</sup> Vgl. Eduard Gessner an F. L., Zürich, 11. 6. 1824 (FLA 20/30).

<sup>159</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 21. 12. 1823 (FLA 20/23).

<sup>160</sup> August Follen an F. L., Aarau, 8. 6. 1824 (FLA 20/38).

darauf begann man mit großem Engagement um Abnehmer zu werben.<sup>161</sup> Hinsichtlich des Inhalts der Zeitschrift hat Menzel das treffendste Urteil gefällt, der sie als ein „Conglomerat von Artikeln“ bezeichnete, in das aufgrund der unterschiedlichen Ziele und Charaktere der Teilhaber „keine rechte einheitliche Tendenz“ zu bringen war.<sup>162</sup> Die behandelten Themen reichten von Geschichte über Geographie und Ethnologie bis hin zu Literaturkritik und Unterhaltung. Das Gros der aufgenommenen Artikel machten allerdings reine Auszüge, Übersetzungen und Rezensionen literarischer Neuerscheinungen sowie aktueller Beiträge französischer und englischer Zeitungen aus. Regelmäßig zitiert wurden etwa die Pariser „Revue Encyclopedique“, die „London Literary Gazette“ und die „Edinburgh Review“. Größeres Interesse aus heutiger Sicht verdienen demgegenüber die wenigen Originalbeiträge der Herausgeber – neben Menzels philologischen Arbeiten vor allem einige Abhandlungen auf staatswissenschaftlichem und pädagogischem Gebiet, als deren Verfasser Troxler und List in Frage kommen.<sup>163</sup>

Trotz des tendenziell positiven Echos, das die „Europäischen Blätter“ innerhalb der gebildeten Welt auslösten, blieben die Verkaufszahlen insgesamt recht verhalten.<sup>164</sup> Offenbar hatte man den Bedarf des Publikums nach einer entsprechenden Publikation schlichtweg überschätzt. Lists Geraer Freund Ernst Weber fasste die Problematik im Juni 1824 einmal mit den Worten zusammen, den Beschäftigten mangle die Zeit, auch nur die besten der vielen Zeitschriften und Annalen zu lesen, und diejenigen, die die Zeit hätten, hätten kein Geld dazu.<sup>165</sup> Erschwert wurde die Lage der „Blätter“ jedoch vor allem durch den wieder einmal verstärkten Druck der auswärtigen Regierungen auf die Schweiz. Im Winter 1823/24 hatten die Verhaftungswellen der „Demagogieverfolgungen“ in Preußen, Österreich und Bayern einen neuen Höhepunkt erreicht – Dutzende Studenten wurden im Berliner Gefängnis Köpenick festgesetzt. Aus den Verhörprotokollen schienen sich neue

<sup>161</sup> Vgl. [Anonym]: Neue deutsche Zeitschriften, in: Allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur 2 (1824), S. 397–400, hier: S. 399. Für die Werbeaktionen vgl. C. F. Winter an F. L., Heidelberg, 9. 1. 1824 (FLA 19/11), Ignaz Paul Vital Troxler an Ernst Münch, Aarau, 20. 1. 1824, abgedruckt in E. Münch, Erinnerungen (wie Anm. 63), Bd. 2, S. 414 f., C. C. Becher an F. L., Elberfeld, 8. 3. 1824 (FLA 20/25). List engagierte sich auch in der Neckar-Zeitung eifrig für die Blätter; vgl. [Anonym](= Friedrich List?): Miscellen, in: Neckar-Zeitung (15. 3. 1824), S. 291 f. Die folgenden Ausgaben der Neckar-Zeitung enthalten mehrfach umfangreiche Auszüge von Artikeln der „Europäischen Blätter“; der Ausgabe vom 11. 4. 1824 lag eine Werbeanzeige der Blätter bei.

<sup>162</sup> W. Menzel, Denkwürdigkeiten (wie Anm. 78), S. 191.

<sup>163</sup> Leider wurden die Artikel der „Europäischen Blätter“ nur in den seltensten Fällen mit Siglen gekennzeichnet (im Wesentlichen nur zu Beginn des 1. Quartals 1824). Vgl. auch E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 142 f., und E. Spiess, Troxler (wie Anm. 96), S. 333–337.

<sup>164</sup> Vgl. Eduard Gessner an F. L., Zürich, 11. 6. 1824 (FLA 20/30).

<sup>165</sup> Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31).

Anschuldigungen gegenüber den in die Schweiz geflohenen „Demagogen“ zu ergeben.<sup>166</sup> Gleichzeitig übte vor allem Preußen weiterhin scharfe Kritik an der seiner Meinung nach zu milden Handhabung der Zensur durch einige Schweizer Kantonsbehörden. Diese sahen sich letztlich gezwungen zu reagieren. Bereits am 29. November 1823 verurteilte das Amtsgericht Zürich Eduard Gessner wegen der Publikation einer Verteidigungsschrift für den verhafteten „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn zu einer dreiwöchigen Gefängnisstrafe und einer Geldbuße von 100 Fr.; die Appellation wurde abgeschlagen.<sup>167</sup> Um die scharfen Züricher Zensurbestimmungen zu umgehen, beschlossen Gessner und die Teilhaber der „Europäischen Blätter“ nunmehr, den Druck der Zeitschrift vorübergehend durch den Buchhändler Jakob Diebold in Baden (Aargau) übernehmen zu lassen.<sup>168</sup> Gleichzeitig begannen sie unter der offiziellen Federführung Rudolf Rauchensteins eine eigene Druckerei in Oberentfelden (Aargau) zu errichten. Diese Entscheidung erwies sich jedoch als fataler Fehlschlag. Nicht nur verbot die Aargauer Regierung völlig überraschend den Druck der vierten Nummer vom 30. Januar 1824; wenige Tage später befahl sie auch – auf direkte Einwirkung des preußischen Gesandten – dem zuständigen Oberamtmann, „unverzüglich die Aufstellung irgend einer Buchdruckerpresse in Oberentfelden zu untersagen“. Als Rauchenstein daraufhin um die Genehmigung zur Aufstellung der Presse in Aarau ersuchte, schlug man ihm am 9. Februar sogar diese Bitte ab.<sup>169</sup> Stattdessen musste der Druck der „Blätter“ von nun an doch in Zürich bei Gessner erfolgen; die Ausgaben von 397 Gulden zur Errichtung der Entfeldener Druckerei waren „als verloren anzusehen“.<sup>170</sup> Nachdem dann zu all dem auch noch die von Seybold zugesicherte Gehaltszahlung an List ausblieb, geriet Gessner als Verleger der „Europäischen Blätter“ im Lauf des Frühjahrs 1824 zunehmend in ernsthafte Zahlungsschwierigkeiten.<sup>171</sup>

<sup>166</sup> Hans Fraenkel: Politische Gedanken und Strömungen in der Burschenschaft um 1821–1824. Männerbund und Jünglingsbund, in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung 3 (1912), S. 241–326, hier: S. 242–245, und K. Spiethoff, Die Gebrüder Follen (wie Anm. 5), S. 109 f.

<sup>167</sup> F. Stähelin, „Demagogische Umtriebe“ (wie Anm. 16), S. 43–45.

<sup>168</sup> Eduard Gessner: Rechnung der Europäischen Blätter vom 7. 6. 1824 (FLA 20/34).

<sup>169</sup> Vgl. zu den Vorgängen E. Spiess, Troxler (wie Anm. 96), S. 330 f., und den Bericht des Legationsrats v. Armin an den preußischen Minister des Auswärtigen Graf Bernstorff, Bern, 4. 5. 1824, abgedruckt in F. Stähelin, „Demagogische Umtriebe“ (wie Anm. 16), S. 48 f., hier: S. 49.

<sup>170</sup> Vgl. Eduard Gessner an F. L., Zürich, 11. 6. 1824 (FLA 20/30). Anfängliche Hoffnungen, dass die Entfeldener Druckerei zukünftig noch einmal genutzt werden könnte, bestätigten sich nicht (ebd.). Ende Juni 1824 ließ Gessner die Presse nach Zürich zurückschaffen (Eduard Gessner an F. L., Zürich, 26. 6. 1824 (FLA 20/41)).

<sup>171</sup> Eduard Gessner an F. L., Zürich, 11. 6. 1824 (FLA 20/30). Gessner verweist hier darauf, dass er schon „vor drei Monaten“ wiederholt die Zahlung des Vorschusses eingefordert hätte.

## Verzweiflung an Europa – Träume von Amerika

Als sich Friedrich List im Frühjahr 1823 in die Schweiz begeben hatte, war noch keineswegs vorauszusehen gewesen, ob es sich dabei nur um ein temporäres Exil oder um eine endgültige Auswanderung handeln würde. Im Verlauf des Sommers hatte List deshalb wieder mit Feuereifer den Kampf gegen den württembergischen Justizminister v. Maucler und für seine juristische Rehabilitation aufgenommen. Am 20. Juli sandte er nochmals eine ausführliche Denkschrift an den König, worin er seine Bitte um Aufhebung des Urteils detailliert begründete.<sup>172</sup> Gleichzeitig bereitete er mit der längst geplanten, aber mehrmals verschobenen Veröffentlichung seiner Prozessakten einen – wie er meinte – alles entscheidenden Schlag vor. Aus den bereits ein Jahr zuvor in Straßburg gedruckten Akten, der Denkschrift an den König und den gegen das Urteil vorzubringenden „Beschwerdeartikeln“ stellte er das zweite Heft seiner im Frühjahr 1823 begonnenen staatswissenschaftlichen Reihe „Themis“ zusammen. Nachdem er aus Württemberg bis in den Herbst hinein keine versöhnlichen Signale erhalten hatte, brachte List „Themis II“ Mitte September des Jahres in Zürich bei Gessner an die Öffentlichkeit.<sup>173</sup> Mehrere Hundert Exemplare wurden sogleich nach Stuttgart versandt; weitere gingen an bekannte deutsche Liberale und Intellektuelle wie Carl von Rotteck, Heinrich Luden und Lorenz Oken.<sup>174</sup> Darüber hinaus bat List die rechtswissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Freiburg, Heidelberg, Würzburg und Landshut um die Erstellung von Gutachten zu seinem Prozess – stets geleitet von der Überzeugung, dass „Deutschland [...] doch endlich

<sup>172</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 158–174.

<sup>173</sup> Zum Druck der Prozessakten in Straßburg vgl. Anm. 21. Am 21. September 1823 meldete List an Christian Friedrich Winter: „Die Noth hat endlich meinem Zauderer-System ein Ende gemacht; ich konnte nicht anders, ich musste heraus. Gessner hat meine Geschichte, die seit Jahr u. Tag gedruckt ist, u. wozu bloß noch die Vorrede u. einige Supplemente gemacht werden durften, in Commission genommen.“ (F. L. an Christian Friedrich Winter, Basel, 21. 9. 1823 (FLA 52/3 a)). Das uneinheitliche Druckbild von *Themis II* bestätigt diese Ausführungen: Neu hinzugefügt wurden den älteren Straßburger Bögen – neben den Titelblättern – zum einen die Vorrede und die ersten beiden Seiten von Kapitel 1 (Friedrich List: *Ehrfurchtsvolle Denkschrift an Seine Majestät den König von Württemberg [...]*, Zürich 1823 (= *Themis. Eine Sammlung von staatswissenschaftlichen Abhandlungen, Übersetzungen und in die Politik einschlagenden Rechtsfällen*, Bd. 2), S. I–VI u. 1–2). Anschließend folgen ohne Übergang die Seiten 5 bis 94 der Straßburger Bögen, welche Kapitel 1 bis 4 umfassen (ebd., S. 5–94). Bei den Kapiteln 5 und 6 („Denkschrift an den König“ und „Beschwerde-Artikel“) handelt es sich dann wiederum um neue Zusätze (ebd., S. 95–146). Vgl. zu alldem ferner auch F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [17. 8. 1823] (FLA 47 II/51), TD in: List: *Werke VIII*, S. 260, und F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [11. 9. 1823] (FLA 47 II/56), TD in List: *Werke VIII*, S. 262 f.

<sup>174</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 174–177, ferner F. L. an seine Frau Karoline, [Aarau], [25. 9. 1823] (FLA 47 II/55), D in List: *Werke VIII*, S. 271 f., und F. L. an Carl v. Rotteck, Basel, 16. 9. 1823, D in List: *Werke VIII*, S. 265 f.

einmal die Freude erleben“ würde, „eines dieser vielen schändlichen Justizministerien ganz kaputt gemacht zu sehen“. <sup>175</sup>

Trotz der engagierten Unterstützung durch Wilhelm Snell und die Gebrüder Follen verliefen am Ende jedoch all diese Bemühungen im Sand: Von den deutschen Gelehrten sprach nur Lorenz Oken in der „Isis“ offen aus, dass ihm das Urteil „über alle Grenzen gebildeter Völker hinaus zu gehen und einen Schandfleck auf das deutsche Volk überhaupt zu werfen“ schiene. <sup>176</sup> Die Mehrheit hüllte sich in Schweigen, die Gutachten ließen auf sich warten und die württembergische Ständeversammlung nahm ungerührt einen Ersatzmann für ihr verstoßenes Mitglied auf. Als List auch gegen diese Maßnahme Einspruch erheben wollte, wagten es weder Ludwig Uhland noch Lists alter Freund Heinrich Kessler, seinen Protest vor die Kammer zu bringen. <sup>177</sup> Vor dem Hintergrund all dieser bedrückenden Erfahrungen musste List seit Herbst 1823 immer mehr zu der Gewissheit gelangen, dass sein Exil einen dauerhaften Charakter annehmen würde. In dieser Lage erreichte ihn Mitte November der dringende Rat seines Freundes Ernst Weber, die Schweiz zu verlassen. Nicht nur sei es in Aarau „theuer zu leben“, er finde dort auch keinen „hinreichenden Schutz, falls Deine Schrift nicht von dem gerechten König von Württemberg selbst gewürdigt werden sollte, sondern etwa nur von denen, die sich dadurch compromittirt halten [...]“. Am besten würde er sich „in Nordamerika befinden, wenn eine solche Auswanderung so leicht zu bewerkstelligen wäre [...]“. <sup>178</sup>

Tatsächlich begann sich List in dieser Zeit verstärkt mit Auswandererliteratur über die USA zu beschäftigen. Besonders faszinierte ihn die „Reisebeschreibung nach Nordamerika“ des Toggenburger Bauern Johannes Schweizer. <sup>179</sup> Dieser skizzierte im zweiten Teil seiner Schrift anhand des Beispiels des Württemberger Pietisten Johann Georg Rapp und dessen frühsozialistischer Ansiedlung „New Harmony“ am Wabash River die Vorteile der gemeinschaftlichen Niederlassung von Auswanderern in Nordamerika. <sup>180</sup> Eugen Wendler ist die Entdeckung zu verdanken, dass List eine umfangreiche Rezension der „Reisebeschreibung“ in der Neckar-Zeitung

<sup>175</sup> F. L. an Carl v. Rotteck, Basel, 16. 9. 1823, D in List: Werke VIII, S. 265 f.

<sup>176</sup> [Anonym]: Rezension zur Themis, in: Isis. Encyclopädische Zeitschrift, Jg. 1823, H. 12, Sp. 1349.

<sup>177</sup> E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 182–187, und C. Brinkmann, Friedrich List (wie Anm. 2), S. 112 f.

<sup>178</sup> Ernst Weber an F. L., Gera, 16. 11. 1823 (FLA 15/30).

<sup>179</sup> Johannes Schweizer: Reisebeschreibung nach Nordamerika und durch die bedeutendsten Theile desselben, Reutlingen 1823. Darüber hinaus kannte List auch die Schrift von Ludwig Gall: Meine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in Nord-Amerika im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820, 2 Bde., Trier 1822 (vgl. Friedrich List: Tagebuch (Reise nach Amerika: Le Havre bis New York und Philadelphia), abgedruckt in: List: Werke II, hg. v. William Notz, Neuausg. Aalen 1971, S. 62–76, hier: S. 63).

<sup>180</sup> J. Schweizer, Reisebeschreibung (wie Anm. 179), S. 181–187.

publizierte, worin er das Werk in umfassenden Auszügen wiedergab.<sup>181</sup> Dabei beschränkte sich List jedoch nicht nur auf die Übernahme von Schweizer – auf ein eher einfaches Publikum ausgerichteten – Gedanken, sondern entwarf, darauf aufbauend, eine ganz eigenständige Idee, für die sich im Original kein Vorbild findet: Wenn sich, so schreibt List, eine Gesellschaft „nicht ganz unvernünftiger“ Leute zusammenschlüsse, so könnte sie sich „durch Contracte und gegenseitigen Beistand“ nicht nur vor den Risiken der Überfahrt schützen, sondern sich auch gegen Betrug beim Landkauf sichern. Sie könnte Kommissare mit „tüchtigen Empfehlungsschreiben“ vorausschicken und diese eine Gegend auswählen lassen, wo die Teilnehmer „rein auf ihren Vortheil leben könnten, da sie alle Bedürfnisse, wie z. B. Ärzte, Apotheker, Handwerker aller Art bei sich hätten“.<sup>182</sup> Allein schon die Ansiedlung – diese Aussage entnahm List nun wiederum Schweizer – werde den Preis des unbebauten Bodens um das Drei- bis Vierfache steigen lassen: „Wenn nichts gethan würde [...], als daß 30–40 Familien durch Contract genöthigt würden, sich bei einander niederzulassen und zwei Jahre lang bei einander zu bleiben, so dürfte man behaupten, ihr Glück wäre gemacht“.<sup>183</sup>

Als dann die Wirren der „Demagogenverfolgung“ im Januar und Februar 1824 immer stärker auf die Schweiz überzugreifen begannen, konkretisierte sich diese Idee immer mehr zu einer realen Handlungsoption. Unter strenger Geheimhaltung entwarf List ein Projekt zur koordinierten Auswanderung deutscher Oppositioneller nach Nordamerika und ihrer gemeinsamen Ansiedlung in der Gegend von Pittsburgh oder im Bundesstaat Ohio.<sup>184</sup> Die Grundzüge von Lists „amerikanischem Plan“ lassen sich heute nur noch aus

<sup>181</sup> E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 252–256, sowie [Anonym](= Friedrich List): *Miscellen*, in: *Neckar-Zeitung* (23. 1. 1824), S. 83 f., (25. 1. 1824), S. 92, (26. 1. 1824), S. 96, und (27. 1. 1824), S. 99 f.

<sup>182</sup> [Anonym](= Friedrich List): *Miscellen*, in: *Neckar-Zeitung* (27. 1. 1824), S. 99 f., hier: S. 100.

<sup>183</sup> Ebd.; vgl. dazu J. Schweizer, *Reisebeschreibung* (wie Anm. 179), S. 182.

<sup>184</sup> Zur Urhebererschaft Lists vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 12. 2. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,62): „Sonst zieht es mich mächtig nach Nordamerika, nach dem Lande, wo man nicht zittert und von einem beständigen moralischen Erdbeben geschaukelt wird. Alle meine sturmerprobten Freunde theilen diese Sehnsucht. Ein Bauer aus Schwaben, Rapp, an den List weiland als Kommissär des Königs geschickt ward, um ihn und seine 300 Genossen zu bekehren [...], ist daselbst im blühendsten Wohlstand; und doch brachten alle kaum ein Kapital von 80 000 fr. hinüber, welches in zehn Jahren 500 Pct. getragen hat. List arbeitet, ins Geheim, lange an einem amerikanischen Plan [...]“ . Allerdings beurteilt Follen den Zusammenhang zwischen Rapp und Lists Auswandererbefragungen 1817 hier falsch, da Rapp bereits 1805 ausgewanderte. Ob diese Verwechslung auf List oder Follen zurückgeht, lässt sich aus den Quellen nicht erschließen. Weitere Informationen über den Plan sind Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31) zu entnehmen. Die Märzhefte der „Europäischen Blätter“ enthalten einen Auszug über den Staat Ohio aus David Baillie Warden: *A Statistical, Political and Historical Account of the United States of North America*, Edinburgh 1819 (vgl. [Anonym](= Friedrich List?): *Die westlichen Staaten von Nordamerika*, in: *Europäische Blätter*, Jg. 1824, 1. Quartal, H. 10, S. 221–230, u. H. 13,





Die Stadt Pittsburgh am Ohio sollte den Zielpunkt von Lists geplanter Ansiedlung deutscher Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten bilden. – Lithographie nach einer Skizze von E. C. Gibson, 1817.

den Briefen Eingeweihter wie August Follen oder Ernst Weber erschließen. Vorrangig ging es darum, sich unter Zurücklassung aller „europäischen Vorurtheile“ auf unbewohntem Land in Form einer „Colonie begüterter Landleute“ anzusiedeln und gemeinsam die finanziellen Erträge zu beziehen.<sup>185</sup> Gleichzeitig wollten die Teilnehmer in Pittsburgh eine Zeitschrift herausgeben, von der sie erhofften, dass sie „unendlich mehr“ eintragen werde „als hier die beste Besoldung“.<sup>186</sup> Langfristig sollte die geplante Ansiedlung nicht weniger als die Keimzelle eines „verjüngten, freien, edlen Deutschlands“ darstellen – eines „neuen Vaterlandes über dem Atlantischen Meere“.<sup>187</sup>

---

S. 293–299). Dieser Artikel fand auch teilweisen Abdruck in den Miszellen der Neckar-Zeitung (28. 3. 1824), S. 344, u. (29. 3. 1824), S. 347 f.

<sup>185</sup> Vgl. Wilhelm Snell an Karoline List, [Basel], [April 1824] (FLA 20/11), und Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31).

<sup>186</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 15. 2. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,63): „Wir würden in der Hauptstadt Pittsburg eine Zeitschrift gründen, die unendlich mehr eintrüge als hier die beste Besoldung. Daneben legten wir eine Kolonie an und bezögen den Ertrag. Es ist bekannt, dass es unmöglich ist, dort zu verarmen.“

<sup>187</sup> Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31), und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7. 3. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,69).

Ausgehend von der Erkenntnis, dass „in diesem elenden, matten, ehrlosen Europa [...] das Recht keinen Schutz auf Leben und Tod“ mehr genieße, wollte man jenseits des Ozeans ein Asyl für die politisch Verfolgten begründen, einen Ort, wo „die Redlichkeit und Vernunft den Kindern“ bewahrt werden könne.<sup>188</sup> In der Tendenz zur nationalen Abgrenzung stand das Vorhaben dabei in engem Zusammenhang mit einer Reihe vergleichbarer Projekte zur Schaffung eines „neuen Deutschlands“ in Nordamerika während der 1820er und 1830er Jahre.<sup>189</sup> Andererseits sollte man aber auch die frühsozialistischen Tendenzen und Implikationen des Plans durchaus nicht unterschätzen, wie aus Lists gleichzeitiger intensiver Beschäftigung mit den Theorien Robert Owens hervorgeht.<sup>190</sup>

Unter den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz stieß das Projekt sogleich auf reges Interesse. Im November 1823 war August Follen durch das Oberlandesgericht Breslau in absentia zu der drakonischen Strafe von zehn Jahren Haft wegen Hochverrats verurteilt worden; am 23. Januar hatte der preußische Gesandte in Bern ein förmliches Auslieferungsbegehren eingereicht. Trotz des entschiedenen Willens der Aargauer Kantonsregierung, das Asylrecht zu wahren, und der relativ sicheren Position Follens, der nicht nur auf sein Kantonsbürgerrecht, sondern auch auf eine feste Anstellung sowie auf seine Verlobung mit einer Schweizerin verweisen konnte, blieb das Verfahren über mehrere Monate hinweg in der Schwebe. Erst nach mehreren abgepressten Gnadengesuchen und einem psychischen Zusammenbruch Follens ließ sich die preußische Regierung Anfang 1825 bewegen, dem Auslieferungsbegehren keine weitere Folge mehr zu geben. Das Gesuch wurde jedoch nie offiziell zurückgezogen, sodass Preußen stets ein Druckmittel gegen Follen in der Hand behielt.<sup>191</sup> Unter den „Demagogen“ in der Schweiz wurde der „Follenhandel“ zu Recht als Präzedenzfall angesehen. Vor allem schwächer gestellte Refugiés wie Karl Follen und Wilhelm Snell, die – ebenso wie List – kein Bürgerrecht besaßen, mussten nunmehr ernsthaft die Flucht in Erwägung ziehen.<sup>192</sup> Aus den Quellen lässt sich erschließen, dass neben Friedrich List und den beiden Follen-Brüdern in erster Linie die Basler Flüchtlinge

<sup>188</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 15. 2. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,63), und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 18. 2. 1824 (ebd., Ms. BRH 245/1,65).

<sup>189</sup> Vgl. hierzu Stefan von Senger und Etterlin: *Neu-Deutschland in Nordamerika. Massenauswanderungen, nationale Gruppenansiedlungen und liberale Kolonialbewegung 1815–1860*, Baden-Baden 1991, und K. Spiethoff, *Zuflucht Amerika* (wie Anm. 37).

<sup>190</sup> Vgl. E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 142–148.

<sup>191</sup> Vgl. Ernst Brand: *Die Auswirkungen der deutschen Demagogenverfolgungen in der Schweiz*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 47 (1948), S. 137–208, hier: S. 151–166, und K. Spiethoff, *Die Gebrüder Follen* (wie Anm. 5), S. 111–113 u. 118–120.

<sup>192</sup> Vgl. etwa zur Lage Karl Follens: August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7. 3. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,69).



Koryphäen der französischen Opposition: Links Victor Cousin (1792–1867). Kupferstich von Aubert. – Mitte Marc-René Voyer d'Argenson (1771–1842). Kupferstich von Ambroise Tardieu, nach 1817. – Rechts Marie-Joseph Gilbert Motier de Lafayette (1757–1834). Kupferstich von Massard.

Wilhelm und Ludwig Snell, Karl Gustav Jung und Wilhelm Wesselhöft als Kern der Auswanderergesellschaft vorgesehen waren; des Weiteren richtete List eine briefliche Einladung an Ernst Weber.<sup>193</sup> Schließlich waren die Eingeweihten auch selbst aufgefordert, um vertrauenswürdige Teilnehmer zu werben – so informierte etwa Wilhelm Snell den oppositionellen Pfarrer Heinrich Christian Flick in Petterweil.<sup>194</sup> Weber indessen beschied List, dass es sich bei „fast allen denjenigen in Sachsen, die allenfalls sich an eine solche Colonie anschließen würden“, um „Fabrikbesitzer oder freisinnige, aber eben deswegen in der Regel arme Gelehrte“ handle. Während die Ersteren ihre Besitztümer nur schwer veräußern könnten, kämen die Letzteren als „arme Teufel“ für einen solchen Plan kaum in Frage.<sup>195</sup>

Zur Prüfung der Aussichten für die Umsetzung des Auswanderungsprojekts und zur Werbung finanzieller Unterstützer reisten Friedrich List und Karl Follen Ende März 1824 gemeinsam nach Paris. Die Euphorie unter den Flüchtlingen war groß – August Follen schwärmte in einem Brief an seine Verlobte Susette: „Du sollst sehen, es wird etwas so Großes und Herrliches, wie die Welt noch nicht gesehen hat; wir bringen unsere Namen so gut auf die Nachwelt als Pann [sic!] und Washington und Franklin [...]“.<sup>196</sup> Nachdem List und Follen in den ersten Apriltagen Paris erreicht hatten, bezogen die beiden Flüchtlinge im Hotel de Genève an der Rue St. Thomas de Louvre (in

<sup>193</sup> Wilhelm Snell an Karoline List, [Basel], [April 1824] (FLA 20/11) und [Anonym]: Dr. Ludwig Snells Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der regenerierten Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften, Zürich 1858, S. 26.

<sup>194</sup> Wilhelm Snell an Karoline List, [Basel], [April 1824] (FLA 20/11).

<sup>195</sup> Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31).

<sup>196</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7. 3. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,69).

unmittelbarer Nähe des Palais Royal) Quartier.<sup>197</sup> Dort erarbeitete List einen schriftlichen Entwurf des Projekts, mit dem sie in den folgenden Tagen auf die Suche nach Subskribenten gingen. Diese sollten das Vorhaben mit der Zeichnung von Vorschüssen finanzieren und später an den erhofften Gewinnen beteiligt werden.<sup>198</sup> Karl Follen führte List zunächst bei den Oberhäuptern der französischen Republikaner ein, mit denen er bereits 1820 im Auftrag Wilhelm Snells und Pratis über die Bildung der revolutionären „Union Européenne“ verhandelt hatte: Marc-René Voyer d’Argenson (1771–1842), Victor Cousin (1792–1867) und Marie-Joseph Gilbert Motier de Lafayette (1757–1834).<sup>199</sup> Über das Ergebnis dieser Besuche berichtet ein Brief August Follens, sein Bruder sei „von d’Argenson mit väterlicher Zärtlichkeit dort

<sup>197</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/53), TD in List: Werke VIII, S. 285.

<sup>198</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/52), TD in List: Werke VIII, S. 284 f., und Ernst Weber an F. L., Gera, 2. 6. 1824 (FLA 15/31).

<sup>199</sup> Vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 14. 4. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,77), und den Kommentar in List: Werke VIII, S. 890 f. Zu Follens früherer Bekanntschaft mit den genannten Personen vgl. Edmund Spewack: Charles Follens Search for Nationality and Freedom. Germany and America, 1796–1840, Cambridge 1997, S. 95 f., A. B. Spitzer, Old Hatred and Young Hopes (wie Anm. 46), S. 203–206 u. 266–269, und K. Spiethoff, Die Gebrüder Follen (wie Anm. 5), S. 93 f. Bei den drei angeblichen Lafayette-Briefen an List vom März 1824 (FLA 22/17–19, D in List: Werke VIII, S. 283 f.) handelt es sich um Fehlzuschreibungen. Sie tragen weder seine Handschrift noch seine Unterschrift (vgl. dazu etwa Lafayette an F. L., [Paris], 26. 4. 1824, FLA 56/16). Inhaltlich sind sie allesamt dem Marquis Voyer d’Argenson zuzuweisen und auf Ende 1824 bzw. Frühjahr 1825 zu datieren. Brief I [ohne Datum] nimmt auf ein Schreiben Lists an Voyer d’Argenson vom Hohenasperg Bezug, das mit einer gesonderten Beilage an Lafayette versehen war. List hatte sich darin erkundigt, wie lange Lafayette noch in den USA bleiben werde. Voyer d’Argenson gibt in seinem Antwortschreiben an, er habe die Beilage an Lafayette weitergeleitet, glaube List wenig Hoffnung auf einen verlängerten Aufenthalt ihres Freundes bis Mitte Juli machen zu können, zweifle aber nicht daran, dass er ihm die erhofften Empfehlungen ausstellen werde (vgl. dazu auch Lafayette an F. L., Richmond, Va., 22. 1. 1825 (Abschrift in FLA 47 II/71 a), D in List: Werke II, S. 416–418). Brief II vom 8. März [1825] antwortet auf zwei neuerliche Erkundigungen Lists von Straßburg aus (vgl. F. L. an seine Frau Karoline, Straßburg, 10. 2. 1825 (FLA 47 III/64), TD in List: Werke VIII, S. 316 f., und Friedrich List: Tagebuch (Von Pforzheim nach Straßburg), abgedruckt in List: Werke VIII, S. 30–47, hier: S. 41); Voyer d’Argenson teilt ihm darin mit, dass er Lafayettes Antwortschreiben soeben erhalten habe, und bittet ihn vor der Zustellung um seine exakte Adresse (vgl. hierzu F. L. an seine Frau Karoline, Rastatt, 14. 3. 1825 (FLA 47 III/67), TD in List: Werke VIII, S. 326 f., und F. L. an seine Frau Karoline, Pforzheim, 26. 3. 1825 (FLA 47 III/71), TD in List: Werke VIII, S. 328 f.). Bei dem besagten Antwortschreiben Lafayettes handelt es sich um den o. g. Brief von Richmond, Va., 22. 1. 1825 – Voyers Aussage, er habe einen Brief für List „renfermée dans une à mon adresse datée de Harrisburg 31 janvier“ (d. h. also beigefügt einem an ihn, Voyer, adressierten Schreiben aus Harrisburg vom 31. Januar) erhalten, wurde von List dahingehend missverstanden, der beigefügte Brief Lafayettes an ihn selbst sei von Harrisburg, 31. Januar, adressiert (vgl. F. L. an seine Frau Karoline, Rastatt, 14. 3. 1825 (FLA 47 III/67), TD in List: Werke VIII, S. 326 f.). Brief III vom 20. März [1825] schließlich war das Begleitschreiben, mit dem der Marquis den Brief Lafayettes letztendlich übermittelte (vgl.

empfangen worden, und aufs ehrenvollste und freundlichste bei Lafayette“; dieser werde „ihn und den Dicken [List], dessen polit. Verfolgung ihm in Frankreich die glänzendste Empfehlung war, jetzt zur Nordam. Gesandtschaft“ begleiten; sie hätten die „ausgezeichnetste Hoffnung des Erfolgs“.<sup>200</sup>

Tatsächlich wurden List und Follen durch den amerikanischen Botschafter vorgelassen, der ihnen auch „mehrere sehr interessante Notizen“ überreichte.<sup>201</sup> Die Subskription indessen ging nur schleppend voran. Die großen Hoffnungen, die Follen auf seine Bekanntschaft mit dem reichen Sonderling und „Eremiten von Paris“, Graf Gustav v. Schlabrendorf (1750–1824), gesetzt hatte,<sup>202</sup> erfüllten sich nicht. Eine anfängliche Zusage über 5000 frs. zerschlug sich bald, da Schlabrendorf „Vorurtheile gegen A. [Amerika]“ hegte, die ihm „nicht zu benehmen“ waren. Selbst als List den Grafen nach einer „7-stündigen Audienz“ und etlichen Gläsern Burgunder bereits „ganz gewonnen“ glaubte, ließ derselbe sich zu keiner endgültigen Erklärung überreden.<sup>203</sup> Auch Lists eigene Kontakte hielten nicht das, was sie versprochen. Vom Buchdrucker Henry Rodolphe Gustave Silbermann, dem er die „Negoziation mit Banquiers“ übertragen hatte,<sup>204</sup> stellte sich gegen Ende der Reise heraus, dass er „für einen ruinirten Mann gehalten“ werden müsse.<sup>205</sup> Eine Zufallsbekanntschaft mit dem in Paris lebenden Prinzen Paul von Württemberg

---

F. L. an seine Frau Karoline, Pforzheim, 26. 3. 1825 (FLA 47 III/71), TD in List: Werke VIII, S. 328 f.).

<sup>200</sup> August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 14. 4. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,77).

<sup>201</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/53), TD in List: Werke VIII, S. 285.

<sup>202</sup> Vgl. ebd. Schlabrendorf dürfte sich hinter dem Decknamen „Altbarth“ verbergen, den List in seinen Briefen aus Paris mehrmals für einen bestimmten Bekannten verwendet. An zusätzlichen Informationen über die betreffende Person geben die Briefe nur preis, dass sie gut mit Follen bekannt war und dass sie 1824 bereits in sehr hohem Alter stand. List schreibt einmal, es sei „zu bedauern, dass das alte Gehäuse nicht mehr lange halten wird“ (F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 28. 4. [1824] (FLA 47 II/48), TD in List: Werke VIII, S. 287 f.). All diese Punkte treffen auf Schlabrendorf zu, der seit den Tagen der Französischen Revolution als reicher und freigebiger, wenn auch selbst völlig verwahrloster Philanthrop und Schriftsteller in Paris lebte. Karl Follen war bereits 1820 bei ihm eingeführt worden; überdies war Schlabrendorf mit den Eltern seiner Verlobten sowie mit Karl Gustav Jung befreundet (vgl. H. Fraenkel, Politische Gedanken (wie Anm. 166), S. 252, und August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 3. 11. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,45)). Der Deckname „Altbarth“ dürfte sich auf Schlabrendorfs „ungeheuren Bart [. . .], wie ihn allenfalls zeitgenössische Außenseiter wie Jahn oder studentische Freiheitskämpfer trugen“, beziehen (vgl. Ulrich Joost: Schlabrendorf, Gustav Graf von. In: Killy Literaturlexikon, Bd. 10, 2. Aufl., Berlin u. Boston 2011, S. 377–379).

<sup>203</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 28.4.[1824] (FLA 47 II/48), TD in List: Werke VIII, S. 287 f.

<sup>204</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 23.4.[1824] (FLA 47 II/47 a), TD in List: Werke VIII, S. 286.

<sup>205</sup> F. L. an seine Frau Karoline und August Follen, Paris, 24. 5. 1824 (FLA 47 II/57), TD in List: Werke VIII, S. 289.

verblieb ganz in der „Grenze der Konvenienz“.<sup>206</sup> Das wohl treffendste Resümee zog Wilhelm Snell, als er in einem Brief an Lists Frau Karoline schrieb: „Die Par. [Pariser] Liberale loben die Sache, aber keiner will etwas thun. Am Egoismus der Menschen wird auch diese, wie schon so manche schöne Idee scheitern. Wie oft schon haben wir uns in dem guten Glauben an die kalten Herzen getäuscht!“.<sup>207</sup>

Letztlich scheiterte der Plan zur gemeinsamen Auswanderung jedoch nicht nur an den Finanzierungsproblemen, sondern auch an mangelnder Beteiligung. Lists Schwager Fritz Seybold hatte den Plan von Anfang an brüsk als eine „Thorheit“ bezeichnet, welcher er sich zum Wohle seiner Schwester „auf alle mögliche Weise widersetzen“ werde.<sup>208</sup> Die Resultate der Reise nach Paris ließen nunmehr auch noch Karl Follen und Karl Gustav Jung aus den Reihen der möglichen Kolonisten ausscheren, da die Pläne im Haus ihrer in Paris lebenden Schwiegereltern auf „großen Widerstand“ stießen.<sup>209</sup> Follen entschloss sich aus diesem Grund Ende April zur Rückkehr nach Basel, während List noch für zwei Wochen nach London weiterreiste, um die dortigen Aufenthalts- und Arbeitsmöglichkeiten zu sondieren.<sup>210</sup> In der englischen Metropole traf er wieder mit seinem alten Basler Bekannten Prati (alias John Müller) zusammen, der sich inzwischen als Mitarbeiter mehrerer englischer Zeitungen und Zeitschriften etabliert hatte. List teilte ihm ebenfalls seine

<sup>206</sup> Vgl. F. L. an Wolfgang Menzel, Aarau, 19.7.1824 (FLA 15/32), D in List: Werke VIII, S. 295–297. Das Rätsel um Lists Pariser Bekanntschaft mit Prinz Paul von Württemberg (1785–1852) ist auf einen Fehler der Salin-Edition zurückzuführen, die denselben mit dem Geographen und Naturforscher Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) verwechselt (vgl. List: Werke VIII, S. 978). Herzog Paul Wilhelm, ein Cousin König Wilhelms I., kehrte Anfang 1824 von seiner Amerikareise zurück, hielt sich kurz in Le Havre auf, traf jedoch im März des Jahres wieder in Stuttgart ein – er kommt schon deshalb für ein Zusammentreffen mit List kaum in Frage. Prinz Paul hingegen, mit dem List auch in späteren Jahren noch Kontakte pflegte, war ein Bruder König Wilhelms. Er hatte sich im Zuge der württembergischen Verfassungskämpfe mit der restlichen Königsfamilie verfeindet und hielt sich deshalb von 1817 bis zu seinem Tod 1852 in Paris auf (vgl. Sönke Lorenz u. a. (Hgg.): *Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon*, Stuttgart 1997, S. 313–315 u. 368 f.)

<sup>207</sup> Wilhelm Snell an Karoline List, [Basel], [April 1824] (FLA 20/11).

<sup>208</sup> Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 26. 2. 1824 (UB Heidelberg, Heid. Hs. 1743), TD in List: Werke VIII, S. 896.

<sup>209</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/53), TD in List: Werke VIII, S. 285. Jung hatte eine Tochter des Koblenzer Juristen Franz de Lassaulx (1781–1818) geheiratet, dessen Witwe in den 1820er Jahren wiederverheiratet in Paris lebte (August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 3. 11. 1823 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,45)). Karl Follen hatte sich ebenfalls mit einer Tochter der Familie verlobt (ebd.). Zum Verhalten der Familie in der Auswanderungsfrage vgl. ferner F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 23.4.[1824] (FLA 47 II/47 a), TD in List: Werke VIII, S. 286, und Wilhelm Snell an Karoline List, [Basel], [April 1824] (FLA 20/11).

<sup>210</sup> F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 28.4.[1824] (FLA 47 II/48), TD in List: Werke VIII, S. 287 f.

Amerikapläne mit und empfahl ihn als fähigen Korrespondenten an seinen Stuttgarter Gönner, den Verleger Johann Friedrich v. Cotta.<sup>211</sup> Darüber hinaus besuchte er den amerikanischen Botschafter Richard Rush und führte sich mit einem Schreiben Cousins bei John Bowring ein, dem einflussreichen Herausgeber der „Westminster Review“, der auch Prati zu seinem Lebensunterhalt in London verholfen hatte.<sup>212</sup> Als List schließlich Ende Mai 1824 nach einem weiteren kurzen Aufenthalt in Paris in die Schweiz zurückkehrte, konnte er seine Reise trotz des Scheiterns des ursprünglichen Plans als Erfolg verbuchen, hatte er doch eine ganze Reihe wichtiger „merkantilisch-literarischer“ Verbindungen geknüpft.<sup>213</sup> Insbesondere die Bekanntschaft mit Lafayette, der List sogar angeboten hatte, ihn auf seiner geplanten Rundreise durch die USA zu begleiten, sollte sich während seines späteren Aufenthalts jenseits des Atlantiks als überaus wertvoll erweisen.

### Der Streit um die „Europäischen Blätter“

Bereits während Lists Aufenthalt in Frankreich begann sich immer deutlicher der Ausbruch schwerer ökonomischer Konflikte unter den Teilhabern der „Europäischen Blätter“ abzuzeichnen. Zwar hatte List seit März 1824 alles getan, um Eduard Gessner zu besänftigen. So agierte er in Paris und London als sein Bevollmächtigter, versuchte Zahlungsausstände einzutreiben und knüpfte auch Verbindungen für die „Blätter“ an.<sup>214</sup> Gleichzeitig ließ er Gessner eine Obligation über 500 Gulden zustellen, die dieser allerdings nicht einlösen konnte, da es ihr an „Legalisation“ fehlte.<sup>215</sup> Vor diesem Hintergrund begann List von Frankreich aus mit wachsender Verzweiflung seinen Schwager Seybold um Geld zu „bombardieren“.<sup>216</sup> All diese Vorstöße scheiterten jedoch

<sup>211</sup> F. L. an Johann Friedrich v. Cotta, London, 16. 5. 1824 (FLA 21/99), TD in List: Werke VIII, S. 288 f.

<sup>212</sup> Vgl. E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 209–214, und G. de Prati, *An Autobiography* (wie Anm. 44), T. 2, S. 218–220 u. 236 f.

<sup>213</sup> F. L. an seine Frau Karoline und August Follen, Paris, 24. 5. 1824 (FLA 47 II/57), TD in List: Werke VIII, S. 289, und F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 23.4.[1824] (FLA 47 II/47 a), TD in List: Werke VIII, S. 286.

<sup>214</sup> Vgl. F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/53), TD in List: Werke VIII, S. 285, Eduard Gessner an F. L., Zürich, 5. 5. 1824 (FLA 20/27) und Eduard Gessner an F. L., Zürich, 23. 7. 1824 (FLA 20/45).

<sup>215</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/52), TD in List: Werke VIII, S. 284 f., Eduard Gessner an F. L., Zürich, 5. 5. 1824 (FLA 20/27) und Eduard Gessner an F. L., Zürich, 26. 6. 1824 (FLA 20/41).

<sup>216</sup> F. L. an seine Frau Karoline, [Paris], [April 1824] (FLA 47 II/52), TD in List: Werke VIII, S. 284 f. Vgl. auch F. L. an seine Frau Karoline, Paris, 23.4.[1824] (FLA 47 II/47 a), TD in List: Werke VIII, S. 286, und F. L. an seine Frau Karoline und August Follen, Paris, 24. 5. 1824 (FLA 47 II/57), TD in List: Werke VIII, S. 289.

teils an den chaotischen Kassenverhältnissen der Neckar-Zeitung, teils an der persönlichen Haltung Johann Christoph Lades, der fälschlicherweise vorgab, List bereits bezahlt zu haben.<sup>217</sup> Gleichzeitig forderte Gessner immer dringender die Beschaffung der versprochenen Vorschüsse, wobei er auch August Follen als Lists Freund ersuchte, diesen zur Einhaltung seiner Finanzierungszusagen zu drängen.<sup>218</sup> Allein aus dem Restvermögen seiner Frau konnte List die benötigten 1000 fl. indessen kaum bezahlen, weil er angesichts seiner Auswanderungspläne auch „für die Reise u. um Zufälle besorgt“ sein musste.<sup>219</sup>

Da sich letztlich beide Seiten im Recht fühlten, kam es kurz nach Lists Rückkehr aus London zum Bruch. Der hochverschuldete Gessner reiste nach Aarau und verlangte am 6. Juni ultimativ die Auszahlung der versprochenen 1000 fl. – andernfalls sei Lists Kontrakt mit den „Blättern“ als gebrochen anzusehen.<sup>220</sup> Einen Tag später erkundigte sich List bei August Follen nach dessen Bereitschaft, „bei Gessner u. den Europäischen Blättern von heute an in [seiner] Rechts-Verhältnisse“ einzutreten und ihm künftig als Mitautor ein Honorar von  $\frac{1}{5}$  des Reinertrags für  $\frac{1}{5}$  des Gesamtmanuskripts zuzusichern.<sup>221</sup> Follen erklärte sich dazu grundsätzlich bereit, wollte den Teilnehmern jedoch nur  $\frac{1}{6}$  des Ertrags zugestehen und ein weiteres Sechstel für außerplanmäßige Mitarbeiter verwenden, um der „bisherigen Dürre der Blätter“ abzuhelfen. Zugleich ersuchte er List um eine exakte Darlegung der „Rechtsverhältnisse“, die er übernehmen sollte.<sup>222</sup> Als Follen kurz darauf klarstellte, dass er spontan „keine 1000 fl. aufreiben“ könne und sich „zu nichts verpflichten“ wolle, was er später nicht halten könne,<sup>223</sup> gewann der Tonfall sehr rasch an Schärfe. Zu allem Überfluss gerieten die Flüchtlinge auch noch über die gegenseitige Berechnung ihrer Privatverhältnisse aneinander.<sup>224</sup>

Nach wochenlangen erbitterten Auseinandersetzungen, in denen auch Menzel und Mönlich für Gessner Partei ergriffen,<sup>225</sup> musste List schließlich

<sup>217</sup> Unbekannt an F. L., Stuttgart, [Mai 1824] (FLA 16/58).

<sup>218</sup> Eduard Gessner an F. L., Zürich, 5. 5. 1824 (FLA 20/27).

<sup>219</sup> Wolfgang Menzel an F. L., Stuttgart, 30. 5. 1824 (FLA 20/26), TD in List: Werke VIII, S. 289f.

<sup>220</sup> Eduard Gessner an F. L., Aarau, 6. 6. 1824 (FLA 20/28).

<sup>221</sup> F. L. an August Follen, Aarau, 7. 6. 1824 (FLA 20/10).

<sup>222</sup> August Follen an F. L., Aarau, 7. 6. 1824 (ZB Zürich, Ms. Briefe, Follen).

<sup>223</sup> August Follen an F. L., Aarau, 8. 6. 1824 (FLA 20/38).

<sup>224</sup> Follen hatte Lists Familie während dessen Abwesenheit in seinem Haus aufgenommen und war dafür bei seiner Frau zu Tisch gegangen. Obwohl die gegenseitige Abrechnung dieser Freundschaftsdienste durchaus von Beginn an geplant war (vgl. August Follen an Susette Ritzmann, Aarau, 7. 3. 1824 (SB Winterthur, Ms. BRH 245/1,69) und August Follen an F. L., Aarau, 7. 6. 1824 (ZB Zürich, Ms. Briefe, Follen)), gerieten die Flüchtlinge letztlich auch über dieses Thema in Streit (vgl. August Follen an F. L., Aarau, 8. 6. 1824 (FLA 20/29), F. L. an August Follen, Aarau, 8. 6. 1824 (FLA 20/29 a), F. L. an August Follen, Aarau, 25. 6. 1824 (FLA 20/32), D in List: Werke VIII, S. 290 f.).

<sup>225</sup> Vgl. Wilhelm Bernhard Mönlich an F. L., Zürich, 19. 6. 1824 (FLA 20/31) und August Follen an F. L., Aarau, 24. 6. 1824 (FLA 20/35).



am 27. Juni den „Wollischwyler Vertrag“ akzeptieren, der Follen und Gessner als Unternehmer der „Blätter“ einsetzte und Mönnich für ein Jahr als Redakteur bestätigte.<sup>226</sup> Follen, der mittlerweile zur Rettung der Zeitschrift seinen Schwiegervater zu einem Vorschuss von 800 fl. bewogen hatte, erklärte sich darin bereit, die Hälfte der vor seinem Zutritt aufgelaufenen Schulden zu tilgen sowie für die Zukunft mit Gessner die laufenden Ausgaben und das Risiko zu teilen. Zum Ausgleich wurden ihnen je zwei Anteile, den weiteren Mitarbeitern (Menzel, Mönnich, Kaiser und List) je ein Anteil des Reinertrags zugestanden.<sup>227</sup> Das Vertrauensverhältnis zwischen den einstigen Freunden und List war jedoch nach all diesen Ereignissen derart zerrüttet, dass es zum Teil fast an offene Feindschaft grenzte. Nur Menzel, der im März 1824 nach Stuttgart gezogen war und von dort aus am unmittelbaren Geschehen keinen Anteil hatte, wahrte eine eher vermittelnde Position.<sup>228</sup>

Ein längerer Verbleib in der Schweiz konnte List nach dieser Entwicklung keinerlei Anreiz mehr bieten. Noch während er aber die nötigen Anstalten zur endgültigen Auswanderung in die Vereinigten Staaten traf, erreichten ihn mit einem Mal dringende briefliche Aufforderungen Fritz Seybolds, nach Württemberg zurückzukehren und gemeinsam mit ihm die Redaktion der Neckar-Zeitung zu übernehmen. Eindringlich versicherte ihm sein Schwager, dass er zuverlässige Informationen habe, wonach der König ihm, List, keineswegs feindselig gegenüberstehe und sogar eine Begnadigung möglich sei. Zu alledem erklärte sich Seybold im Falle einer Rückkehr auch noch bereit, die geschäftliche Verwaltung der Neckar-Zeitung – nach Ablauf des Kontrakts mit Lade – vollständig an List zu übergeben.<sup>229</sup> Trotz aller Zweifel ließ sich der Flüchtling letztendlich von der Zuverlässigkeit dieser vagen Behauptungen überzeugen – wohl auch in der Hoffnung, auf diese Weise seine finanziellen Verhältnisse in Württemberg endlich zufriedenstellend regeln zu können. Am 18. Juli richtete er über den Aarauer Bürgermeister Johannes Herzog ein Gnadengesuch an König Wilhelm I.<sup>230</sup> Anschließend setzte er alles auf eine Karte und reiste im „festen Vertrauen auf die großmütigen und wahrhaft

<sup>226</sup> Vertrag, die Europäischen Blätter betreffend, vom 27. 6. 1824 (FLA 20/33).

<sup>227</sup> Ebd., und August Follen an Johann Caspar Horner, Aarau, 15. 9. 1825 (ZB Zürich, Ms. M 5.30,6).

<sup>228</sup> Wolfgang Menzel an F. L., Stuttgart, 30. 5. 1824 (FLA 20/26), TD in List: Werke VIII, S. 289 f., und F. L. an Wolfgang Menzel, Aarau, 19. 7. 1824 (FLA 15/32), D in List: Werke VIII, S. 295–297.

<sup>229</sup> E. Wendler, Leben und Wirken (wie Anm. 3), S. 220–222, Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 26. 6. 1824 (FLA 16/12), TD in List: Werke VIII, S. 291, und Fritz Seybold an F. L., Stuttgart, 6. 7. 1824 (FLA 20/54).

<sup>230</sup> F. L. an König Wilhelm I. von Württemberg, Aarau, 18. 7. 1824 (FLA 19/3), D in List: Werke VIII, S. 293 f., und F. L. an Bürgermeister Johannes Herzog, [Aarau], [19. 7. 1824] (FLA 19/4), D in List: Werke VIII, S. 294 f.

königlichen Gesinnungen“ des Herrschers nach Württemberg zurück.<sup>231</sup> Die Ergebnisse dieses Entschlusses sind bekannt: Wenige Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart wurde List verhaftet und auf der Festung Hohenasperg arretiert. Wilhelm I. lehnte sämtliche Gnadengesuche ab und wies seinen Justizminister an, den Delinquenten „nach der ganzen Strenge der Gesetze zum abschreckenden Beispiel für andere“ zu bestrafen.<sup>232</sup> Erst nach mehreren Monaten zermürender Haft auf dem „Höllenberg“<sup>233</sup> erklärte sich die württembergische Regierung auf Fürsprache Cottas bereit, ihren prominenten Häftling nach Nordamerika ziehen zu lassen.<sup>234</sup> Was Friedrich List dort zu finden hoffte, war ihm inmitten des „europäischen Plunders“ bis zuletzt verwehrt geblieben: das Leben „in der freien Luft einer Republik, wo man die Leute nicht bei den Haaren herumzieht und einsperrt, wenn sie Vernunft reden“.<sup>235</sup>

## Schluss

Auf den ersten Blick liest sich die Bilanz von Lists Aufenthalt in der Schweiz während der Jahre 1823/24 wie eine nicht enden wollende Kette von Rückschlägen, Enttäuschungen und Demütigungen. Es erstaunt, wie der Flüchtling trotz alledem die mentale Stärke aufbrachte, nicht an seiner Situation zu verzweifeln, sondern weiterhin mit Entschiedenheit seinen Überzeugungen treu zu bleiben. So tragisch indessen die Zeit des Exils im weiteren biographischen Zusammenhang auch erscheint, so bedeutend waren andererseits ihre Folgen für die Entwicklung und Ausformung von Lists intellektuellem System. Der Flüchtling selbst schrieb rückblickend in einem Brief an König Ludwig I. von Bayern, er habe „erfahren, dass nichts so sehr geeignet ist, die Leidenschaften zu dämpfen und alle Kräfte im Menschen zu wecken, als das Unglück [...]“. Durch meine Reisen in der Schweiz, in Frankreich, England und in den Vereinigten Staaten, durch das Studium der Institutionen, des Gewerbslebens und der politischen und geschichtlichen, nationalökonomischen und statistischen Literatur so verschiedener Länder an Ort und Stelle habe ich hinlängliche Gelegenheit gefunden, frühere Irrtümer einzusehen und neue

<sup>231</sup> F. L. an König Wilhelm I. von Württemberg, Aarau, 18. 7. 1824 (FLA 19/3), D in List: Werke VIII, S. 293 f.

<sup>232</sup> König Wilhelm I. von Württemberg an Justizminister v. Maucler, [Stuttgart], 1. 9. 1824, D in List: Werke VIII, S. 297 f., und E. Wendler, *Leben und Wirken* (wie Anm. 3), S. 223 f.

<sup>233</sup> F. L. an Justinus Kerner, Höllenberg [Hohenasperg], 7. 11. 1824, D in List: Werke VIII, S. 302–304.

<sup>234</sup> E. Wendler, *Friedrich List (1789–1846)* (wie Anm. 2), S. 127–131.

<sup>235</sup> F. L. an Justinus Kerner, Höllenberg [Hohenasperg], 7. 11. 1824, D in List: Werke VIII, S. 302–304.

Kenntnisse zu sammeln.“<sup>236</sup> Wären seine politischen Ansichten in Europa nicht der Verfolgung anheimgefallen, dann hätte sich List im Jahr 1825 kaum entschlossen, den „Sprung ins Ungewisse“ einer Reise über den Atlantik zu wagen. So betrachtet, hatte er den Jahren der Heimatlosigkeit und des unruhigen Umherziehens nicht nur seine spätere Weltgewandtheit und geistige Aufgeschlossenheit, sondern auch seine wichtigsten praktischen Einsichten auf nationalökonomischem Gebiet zu verdanken. Aus der unmittelbaren Erfahrung des amerikanischen Wirtschaftsaufschwungs der 1820er Jahre zog List jene Lehren, die ihn wenig später zu seiner berühmten Rolle als Vordenker eines europäischen Eisenbahnnetzes und zum Theoretiker des Schutzzolls heranreifen ließen.

Darüber hinaus markieren die Schweizer Jahre auch den Beginn der theoretischen und praktischen Auseinandersetzung Lists mit dem Thema der Auswanderungs- und Kolonialproblematik. Hatten ihn schon 1817 die Resultate seiner im behördlichen Auftrag durchgeführten Auswandererbefragungen tief beeindruckt,<sup>237</sup> so befasste er sich nun erstmals intensiv mit der zeitgenössischen Literatur zur Frage der Migration und ihrer Koordinierung in Form von Auswanderungsgesellschaften.<sup>238</sup> Wenngleich sein Plan zur Gründung einer Ackerbaukolonie in den USA letztendlich fehlschlug, behielt List sein Interesse an derartigen Projekten doch lebenslang bei. Noch kurz vor seiner Abreise in Richtung New York hatte er sich Hoffnungen hingegen, gemeinsam mit Gioacchino Prati und den Brüdern Snell das „alte Vorhaben“ doch noch ausführen zu können.<sup>239</sup> In Amerika angekommen, stattete er sogleich der Rappistenkolonie Economy sowie der Stadt Pittsburgh einen Besuch ab.<sup>240</sup> In ähnlichem Zusammenhang standen während der 1840er Jahre sein Vorschlag zur Stiftung einer „Privat-Land-Kompanie“ für Auswanderer nach Nordamerika und seine Agitation für die koordinierte Ansiedlung von Emigranten in Ungarn und den Donaufürstentümern.<sup>241</sup>

In ideologischer Hinsicht näherte sich List während des Schweizer Exils einem entschiedenen, aber antirevolutionären Republikanismus an. Im Wesentlichen blieb er dieser Haltung über die längste Zeit seines Aufenthalts in den USA treu: Seine Rede auf dem Philadelphia Manufacturers' Dinner am

<sup>236</sup> F. L. an König Ludwig I. von Bayern, [Reading], [1. 11. 1828] (FLA 24/8), TD in List: Werke VIII, S. 355–357.

<sup>237</sup> E. Wendler, Friedrich List (1789–1846) (wie Anm. 2), S. 30–32.

<sup>238</sup> Vgl. dazu auch Friedrich List: Tagebuch (Reise nach Amerika), abgedruckt in List: Werke II, S. 62–76, hier: S. 65 f.

<sup>239</sup> Vgl. [John Müller](= Gioacchino Prati) an F. L., London, 6. 3. 1825 (FLA 16/34), und F. L. an seine Frau Karoline, Rastatt, 14. 3. 1825 (FLA 47 III/67), TD in List: Werke VIII, S. 326 f.

<sup>240</sup> Friedrich List: Tagebuch (Besuch bei den Rappisten), abgedruckt in List: Werke II, S. 85–93.

<sup>241</sup> E. Wendler, Friedrich List (1789–1846) (wie Anm. 2), S. 279–281, und F. L. an Arnold Duckwitz, Augsburg, 7. 5. 1843 (FLA 49/8), D in List: Werke VIII, S. 669–672.

3. November 1827 glich einer leidenschaftlichen Hymne auf das „great country where heroes are sages and sages are rulers – where, for the first time, a great empire was founded on industry, on equal rights, and on the moral force of the citizens – where the governments are mere committees of people, and conquests made for no other purpose than a participation in freedom, civilization and happiness with the conquered.“<sup>242</sup> Wenngleich List im höheren Alter wieder in die Bahnen des konstitutionellen Liberalismus zurückkehren sollte, haben die frühen Jahre in der Schweiz und in Amerika doch die gesamte Entwicklung seines politischen und nationalökonomischen Systems in entscheidender Weise geprägt. Sein entschlossenes Auftreten, seine innere Konsequenz, sein freimütiges Aufbegehren im Namen des „Common Sense“ gegen die „pharisees and scribes of the age“<sup>243</sup>, all das ist nur denkbar im Rahmen der idealistischen Aufbruchstimmung jener Zeit. Geradezu programmatisch aber erscheint im Hinblick auf das Gesamtwerk der Ausspruch, mit dem Friedrich List 1827 ein Hauptziel seiner neuen volkswirtschaftlichen Theorie formulierte: „Our business is with the people. We will speak to the people the language of the people, and the people will understand us.“<sup>244</sup>

---

<sup>242</sup> Friedrich List: Speech delivered at the Philadelphia Manufacturers' Dinner, abgedruckt in List: Werke II, S. 157–172, hier: S. 159.

<sup>243</sup> Ebd., S. 161.

<sup>244</sup> Ebd.

## „Der Töne Geister dulden keine Sklaverei“

### Der junge Hermann Kurz und der Reutlinger Liederkranz

Matthias Slunitschek

Die im frühen 19. Jahrhundert, angefangen mit Carl Friedrich Zelters noch exklusiver Berliner Sing-Akademie (1791) und Liedertafel (1808), allorts gegründeten, bald für jeden Mann frei zugänglichen Gesangsvereine und Liederkränze sind Ausdruck eines sozialen Phänomens, das Jürgen Habermas als ‚bürgerliche Öffentlichkeit‘ erkannte. Diese entfalte sich im „Spannungsfeld zwischen Staat und Gesellschaft, aber so, daß sie selbst Teil des privaten Bereichs bleibt“.<sup>1</sup> Wie die private Lesegesellschaft, die nicht nur Raum zur gemeinsamen Lektüre bot, sondern ebenso zum kritischen Austausch, kann auch der Gesangsverein als institutionalisierte Öffentlichkeit betrachtet werden. Er bietet sowohl Gelegenheit zur heiteren Geselligkeit wie zur Teilnahme am sozialen Diskurs und nimmt damit eine wichtige Rolle in der bürgerlichen Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts ein. Das Singen selbst – im Kollektiv des Chors allemal – ist nicht allein eine musikalische Turnübung, es ist immer auch eine öffentliche Demonstration, die über das Gesungene hinausweist.

Evident wird dies etwa im Liedrepertoire der Liederkränze, das von ‚Volksliedern‘ dominiert wird: Sammlungen wie Johann Gottfried Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778/1779) oder Achim von Arnims und Clemens Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“ (1806) konnten das Volkslied nachdrücklich als eine bedeutende literarische Gattung etablieren, viele Komponisten zur Vertonung und damit zur Rekonstruktion eines genuin volksmäßigen Tons anregen. Urheber solcher ‚Kunstlieder im Volksmund‘ (John Meier) und damit Leitfaden ihrer ästhetischen Ausgestaltung sollte nicht mehr der Genius des apollinischen Musenbetörers, sondern die kulturelle Praxis des arbeitenden, empfindenden, kurzum: ungekünstelten Volks selbst sein. Die Mündlichkeit als erstes Medium der Volksliteratur gewinnt dabei entsprechend an Bedeutung. Der Gesang selbst führt das Volkslied gewissermaßen zu seiner

---

<sup>1</sup> Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt 1990, S. 225. Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Gesangsvereine vgl.: Dietmar Klenke: Der singende „Deutsche Mann“. Gesangsvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler, Münster 1998.



Hermann Kurz im Alter von 30 Jahren.  
Lithografie von Georg Engelbach 1843.

ursprünglichen Quelle zurück und wird damit zum Ausdruck kultureller Identität.<sup>2</sup>

Anhand früher Dokumente des 1827 gegründeten Reutlinger Liederkranzes kann gezeigt werden, mit welchen ästhetischen Strategien im Gesang nachdrücklich ein bürgerliches Selbstverständnis ausgeprägt wird. Gerade die traditionellen Jahresfeiern in Reutlingen, zu denen von Vereinsmitgliedern oder nahestehenden Personen Oden gedichtet und komponiert wurden, sind dafür paradigmatisch. Versuchen sie doch einerseits Möglichkeit zur Selbstvergewisserung der Sänger und Vereinsmitglieder zu bieten, andererseits wird darin dem Publikum die Wertigkeit ebendieses sozialen Handelns vermittelt.

Auch der musikbegeisterte Reutlinger Schriftsteller, Übersetzer und politische Redakteur Hermann Kurz (1813–1873) dichtete einen Text für den Gesangsverein. Seine Ode „Zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranzes“ von 1830 zeigt, dass sich auch der damals sechzehnjährige Klosterschüler durchaus über die Anforderungen der bürgerlichen Selbstinszenierung in der literarischen Produktion bewusst war. Weder wird das Gedicht in der Vereinschronik des Reutlinger Liederkranzes geführt, noch von Hermann Kurz in seine 1836 bei Hallberger in Stuttgart veröffentlichten „Gedichte“ aufgenommen. Es ist allein in der handschriftlichen Sammlung der „Maulbronner Gedichte“ belegt, die Kurz für seinen Bruder Ernst (1816–1879) zu Weihnachten 1832 zusammenstellte und die heute im Heimatmuseum Reutlingen verwahrt

<sup>2</sup> Die deutsche Ausgabe der „Lieder des Ossian“ (1768) wird Anlass für Johann Gottfried Herders programmatische Schrift über das Volkslied, dessen Wirkmacht sich, nach Herder, nur in der Lebendigkeit des Gesangs zeige: „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letternart das Volk ist: desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht, und todte Lettern Verse sein [...] – davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wunderthätige Kraft ab, die diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu seyn!“ Johann Gottfried Herder: Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker, in: ders.: Werke in zehn Bänden, Bd. 2: Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781, hrsg. von Martin Bollacher, Frankfurt 1985, S. 452.

wird.<sup>3</sup> Wie das „Maulbronner Quartheft“ für die Werkgenese Friedrich Hölderlins, stellt das Manuskript der „Maulbronner Gedichte“ eine der wichtigsten Quellen für das Frühwerk des bislang als Lyriker kaum wahrgenommenen Hermann Kurz dar.<sup>4</sup>

Anhand der im Stadtarchiv Reutlingen befindlichen, von Heidi Stelzer transkribierten Briefe der Christine Barbara Kurtz an ihren Sohn kann die Beziehung von Hermann Kurz zum Mitbegründer und ersten Musikdirektor des Reutlinger Liederkranzes Johann Friedrich Dieffenbacher (1801–1882) und damit die Entstehung des Jubiläumsgedichts genauer konturiert werden. Dieffenbacher ist für Kurz' künstlerische Biographie nicht nur als Musiklehrer von besonderem Interesse. Noch vor Friedrich Silcher (1789–1860) und Ignaz Lachner (1807–1895) setzte Dieffenbacher eine Dichtung von Kurz in Musik. „Zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranzes“ ist die erste belegbare Vertonung eines Texts dieses Reutlinger Schriftstellers, der mit seiner Übersetzung des „Tristan und Isolde“ (1844) Richard Wagner entscheidend in der Ausgestaltung des gleichnamigen Musiktheaters beeinflusste. Damit konnte Kurz neben seinen literarischen und publizistischen Verdiensten auch gewichtige musikgeschichtliche Akzente setzen.

Hermann Kurz besuchte von 1827 bis 1831 die Maulbronner Klosterschule und zeigte schon hier großes musikalisches Interesse, lernte Flöte und Gitarre, spielte Kontrabass, dichtete neue Texte zu bestehenden Liedern – so etwa zu Carl Maria von Webers „Einsam bin ich, nicht alleine“ – und versuchte sich an eigenen Kompositionen.<sup>5</sup> Die Mutter freute sich über die Musikbegeisterung ihres Sohns – selbst besuchte sie regelmäßig Konzerte von Dieffenbacher –, ermahnte ihn jedoch mehrmals, nur in Freistunden die Musik zu pflegen und das „Nothwendigste zuerst“ zu besorgen. Vergebens, denn Kurz verließ die Höhere Schule trotz offensichtlicher Begabung mit einem nur mittelmäßigen Zeugnis, allein im Instrumentenspiel konnte er eine sehr gute Note vorweisen.<sup>6</sup> Während der gesamten Schulzeit blieb Johann Friedrich Dieffenbacher für Kurz erste musikalische Adresse und Quelle für Notenpapier, für Partituren oder Instrumente. Während der Schulferien wird er ihm ordentlichen Musikunterricht gegeben haben, denn Dieffenbacher lies Kurz am 27. Dezember

---

<sup>3</sup> Hermann Kurz: *Gedichte*, 67 S., HeimatM Rt., 1988/360.

<sup>4</sup> Darauf, dass Hermann Kurz als Lyriker unterschätzt sei, hat Jürgen Schweiher (Kirchheim unter Teck) mehrfach hingewiesen. Für wichtige Hinweise und Anregungen sei ihm an dieser Stelle gedankt.

<sup>5</sup> Vgl. Hermann Kurz an Eduard Mörike, Buoch, 5.07.1837, in: Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, hrsg. von Heinz Kindermann, Stuttgart 1919, S. 55 f.

<sup>6</sup> Vgl. Abgangszeugnis Maulbronn 1831, abgedruckt in: Wolfgang Schöllkopf: „Kann man auch so aus dem Stift hervorgehen?“. Hermann Kurz im Tübinger Stift, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz – Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hrsg. von Werner Ströbele, Reutlingen 1988, S. 22–30, hier S. 22 f.



Der Seminarist Hermann Kurz vor dem Seminarkonvent in Maulbronn. Zeitgenössische Federzeichnung.

1829 ausrichten, er sei zufrieden mit ihm, wenn er bis zur Vakanz die von der Mutter neben Käse und Likör zugesendeten Noten gut lerne.<sup>7</sup> Von der Instrumentenwahl waren weder Lehrer noch Mutter begeistert. Dieffenbacher warnte, wie zeitgenössische Studien auch,<sup>8</sup> vor dem Klarinettenspiel mit schwacher Lunge, aus den Worten der Mutter dagegen mag mehr die antike Sage sprechen, wonach Athene sich nur so lange am Aulos-Spiel erfreut habe, bis sie bemerkt habe, wie hässlich das Flötenspielen ihr Gesicht entstellt:

„Das Klarinetblasen bat mich Tieffenbacher [sic], dir aus allen Kräften abzurathen, weil das am allergefährlichsten für die Brust sey, u. schon viele krank gemacht habe, überhaupt muß ich dir sagen, hat mir dies Instrument

<sup>7</sup> StadtA Reutlingen, N 40 Hermann Kurz, Nr. 41, Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, Reutlingen, 27. 12. 1829.

<sup>8</sup> So bewertet etwa Friedrich Richter die Klarinette als die Lunge „vorzüglich angreifend“. Vgl. Friedrich Richter: Gesundheitsfreund oder Anweisungen und Regeln, die Gesundheit des Menschen zu erhalten, zu befördern und seine Lebensdauer zu verlängern, Quedlinburg-Leipzig<sup>2</sup>1827, S. 191.



nie gefallen, man nimmt sich sehr schlecht damit in einem Concert aus, mit so aufgeblasenen Baken, u. in einer andern Gesellschaft wo man sich durch Musik empfehlen kann, kommt es nie vor, es freut mich daß du dich auf Musik legst, aber fange nur nicht so vielerley an, sonst wirst du in keinem etwas lernen.“<sup>9</sup>

Eigene Kompositionen von Hermann Kurz sind allem Anschein nach nicht überliefert. Doch Dieffenbacher kannte höchstwahrscheinlich die musikalischen Versuche seines Schülers, wie ein nur fragmentarisch erhaltener Brief nahelegt. Dort heißt es, Dieffenbacher habe ein Lied, das Hermann vorgesungen hatte, recht wohl gefallen, so dass er es selbst spielen wolle.<sup>10</sup> Neben seinen musikalischen Fortschritten übte sich Kurz in dieser Zeit bereits auch jenseits des Schulunterrichts in allerlei



Johann Friedrich Dieffenbacher (1801–1882), Musikdirektor des Reutlinger Liederkranzes.

literarischen Kleinformen wie Sonett, Romanze oder Epigramm. Nach Verlassen Maulbronn entstand das Gedicht „Volkslied“, in dem Kurz zeigt, dass er mit einer ähnlichen Virtuosität kantable Strophen in einem unbeschwert anmutenden Volkston konstruieren kann wie Clemens Brentano in seinen Volksliedern: „Auf der blumenreichen Aue, / In dem klaren Morgenthau / Geh’n die Lämmlein silberhell; / Fischlein spielen, / Schnelle Fischlein lustig spielen / Hin und her auf kühler Well.“<sup>11</sup> Wenn Johann Friedrich Dieffenbacher also zum Jahrestag des Reutlinger Liederkranzes einen Text des jungen Hermann Kurz vertonte, geschah dies nicht aus Wohlwollen oder verlegenem Gönnerum, sondern aufgrund seines Wissens um das ausgeprägte musikalische und literarische Formbewusstsein des Schülers.

Der aus Calmbach, einem heutigen Stadtteil von Bad Wildbad, stammende Sohn eines Schulmeisters Johann Friedrich Dieffenbacher wurde mit der

<sup>9</sup> StadtA Rt., N 40 Hermann Kurz, Nr. 15, Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, o. O., o. D.

<sup>10</sup> Vgl. StadtA Rt., N 40 Hermann Kurz, Nr. 17, Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, o. O., o. D.

<sup>11</sup> H. Kurz (wie Anm. 3), S. 64.

Gründung des Reutlinger Liederkranzes im September 1827 zum Musikdirektor gewählt.<sup>12</sup> 1824 hatte der Organist Ulrike geheiratet, die Tochter des Bierwirts Eberhard Friedrich Kalbfell,<sup>13</sup> in dessen Räumlichkeiten der Liederkranz ab 1828 tagte. Nach der 1890 herausgegebenen Chronik zählte der Verein bis dato bereits 18 ordentliche und 77 außerordentliche Mitglieder aus vorwiegend gehobenen Kreisen.<sup>14</sup> Nach deren Wunsch sollten neben dem traditionellen Chorrepertoire auch modische Stücke aufgeführt werden, etwa „War’ s vielleicht um eins“ aus der mit „Kommt a Vogerl’ geflogen“ zu großer Bekanntheit gelangten Posse „Die Wiener in Berlin“ (UA 1824) von Karl von Holtei. 1830 wurde Dieffenbacher von der Kommission des Evangelischen Konsistoriums als neuer Münsterkantor nach Ulm berufen, wo er das regionale Musikleben ein halbes Jahrhundert lang prägen konnte.<sup>15</sup> So dürfte die Vertonung von Kurz’ „Zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranz“ eine der letzten Amtshandlungen von Dieffenbacher gewesen sein. Dass dieses Lied tatsächlich am 9. Oktober 1830 während des dritten Jubiläums im Gasthaus „Ochsen“, das seinen Sitz am Markplatz in den Räumlichkeiten der heutigen Kreissparkasse Reutlingen hatte, zur Aufführung kam, wird in der knappen Darstellung der Vereinschronik nicht erwähnt. Doch Gelegenheitsgedichte und Originalkompositionen zu Vereinsjubiläen waren von Anfang an üblich. So zeigen Seitenblicke auf zeitnah entstandene Gedichte, dass Hermann Kurz den gewünschten Gestus eines bürgerlich-freiheitlichen Chorlieds aufgriff und weitermodellerte. Schließlich verlieh er seinem Gedicht noch eine versteckte persönliche Note.

Zum Jahresfeste des Reutlinger Liederkranzes (im Sept.)  
Komponirt von F. Dieffenbacher.<sup>16</sup>

Wie wir hier beisammen sitzen,  
Fröhlich, frei und wohlgemuth!  
Laßt uns diese Zeit benützen,  
Sang und Klang macht alles gut.  
Und es stehen,  
Wo sie gehen,  
Sänger unter Gottes Hut.

<sup>12</sup> Wie Dieffenbacher nach Reutlingen kam, ist nicht geklärt. Zur Familienchronik vgl. LKA Stuttgart, KB 624 Bd. 13 FR Calmbach.

<sup>13</sup> Vgl. StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 77, Zubringens-Inventur-Band vom Jahre 1824, S. 82.

<sup>14</sup> Vgl. Max Schäffer: Chronik des Reutlinger Liederkranzes von 1827–1887. Nebst einem ergänzenden Anhang über die Jahre 1888 und 1889, Reutlingen 1890, S. 2.

<sup>15</sup> Vgl. Art. Dieffenbacher, in: Frank Raberg: Biographisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm, Ulm 2010, S. 66.

<sup>16</sup> H. Kurz (wie Anm. 3), S. 15 f. Orthographie und Hervorhebungen aller Zitate nach Vorlage.



Fröhlich sind wir: unsre Lieder  
 Geben uns ein schönes Glück,  
 Doch noch froher macht uns Brüder  
 Gegenseit' ger Freundesblick.  
 Wonne weben  
 Hier im Leben  
 Liebe, Freundschaft und Musik.

Frei sind wir: der Töne Geister  
 Dulden keine Sklaverei,  
 Herzen haben keinen Meister  
 Und die Melodie ist frei.  
 Magst ihn finden!  
 Magst ihn binden!  
 Spottend fliegt der Ton vorbei.

Wohlgemuth sind wir, wir mühen  
 Uns um Irdisches nicht ab:  
 Wenn die Töne aufwärts ziehen,  
 Tragen sie das Glück herab,  
 Und wir nehmen  
 Ohne Grämen,  
 Was der gute Gott uns gab.

Darum singt in freud' gen Tönen,  
 Wie das edle Dichterherz.  
 „Des Gesanges muntern Söhnen  
 Weicht im Leben jeder Schmerz:  
 Singe, singe,  
 Denn die Klänge  
 Ziehn die Seele himmelwärts!“

7. Febr. 1830.

Hermann Kurz lieferte seinem Lehrer Dieffenbacher einen sehr transparenten, zyklisch gebauten und regelmäßig gestalteten Text, der sich hervorragend zur strophischen Vertonung eignet. Die Siebenzeiler erinnern an die sogenannte Luther-Strophe, in der diverse Kirchenlieder des Reformators gedichtet wurden. Johann Wolfgang von Goethe verwendete die Strophenform sowohl für sein „Lied von der Ratte“, das in Auerbachs Keller erklingt (Faust 1, Vers 2126–2149), als auch für seine „Braut von Korinth“. Hermann Kurz lehnt sich in formaler Hinsicht an diese von Carl Loewe vertonte Ballade an, denn auch sie weist nicht nur dasselbe Reimschema, sondern am Ende jeder Strophe auch die zwei verkürzten Verse auf, die für Kurz' Gedicht so charakteristisch sind. Bereits die Wahl der Strophenform lässt auf ein frühes Gespür

für lyrische Musikalität und vor allem auf sehr gute literarhistorische Kenntnisse des späteren Ehrendoktors für besondere Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte schließen.

Inhaltlich folgt der Text einem strengen rhetorischen Muster, nach dem zunächst die Situation vorgestellt wird, danach die in der Einleitung genannten Punkte Strophe für Strophe abgehandelt und näher erläutert werden, um schließlich schlussfolgernd zum Ausgang zurückzukehren. Wie es nicht anders sein kann, heißt es schließlich: „Darum singt in freud'gen Tönen“! Eröffnet wird das Stück ebenfalls mit einem Aufruf zum Gesang und der Selbstvergewisserung, dass sich die Sänger Gottes Wohlwollens gewiss sein können – frei nach Johann Gottfried Seume: „Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“ Ein Sänger sei, laut Hermann Kurz, fröhlich, frei und wohlgenut. Diese drei Charakteristika werden in den mittleren Strophen eingehender ausgelegt.

Fröhlich sei der Sänger aufgrund der Schönheit des Chorgesangs, aber auch aufgrund der Freundschaft, die sich in der Verflechtung der Singstimmen „Wonne webend“ darlege. Bereits das Gedicht zur ersten Jahresfeier des Reutlinger Liederkranzes am 6. Oktober 1828 dokumentiert nicht nur die für Musikfreunde und Vereinsmitglieder herausgehobene Stellung des noch jungen Liederkranzes, es versucht ebenfalls die hintergründige Bedeutung des gemeinsamen Singens zu erläutern. Der Chorgesang wird hierbei als heilbringende Handlung geradezu religiös überhöht.

Wie ist uns Allen wohl zu Muthe,  
 Seitdem der Ton des Liedes halt!  
 Ja! wir empfinden erst das Gute  
 Je reiner der Accord erschallt!  
 Wie wenn Gemüth und Sang sich einen  
 In geistesfroher Harmonie  
 Wird wohl in allen Singvereinen  
 Das Ziel erreicht; doch – anders nie!<sup>17</sup>

Expliziter als Hermann Kurz bedient sich der ungenannte Dichter der alten, seit Boethius (um 480–524) weit verbreiteten Analogie zwischen der Harmonie der Welt, des Menschen und der eigentlichen hörbaren Musik: Der harmonische Gesang ist gleichbedeutend mit der Ausgeglichenheit des Gemüts, Ausdruck eines gesunden Verhältnisses von Geist und Körper ohne störende Gefühle und Affekte. Indem der Chor nun einen einträchtigen Gesang anstimmt, erreichen die Sänger diesen, einen inneren Frieden stiftenden Zustand.

<sup>17</sup> StadtA Rt., N 820 Reutlinger Liederkranz, [anonym:] Zur Jahresfeier des Reutlinger Liederkranzes, den 6. October 1828. Die Archivalien des Reutlinger Liederkranzes sind bis dato nicht erschlossen und werden vorerst noch unter oben genannter Signatur zusammengefasst.

Während die zweite Strophe die Verbundenheit der Menschen im Gesang betont, thematisiert die folgende die Freiheit des singenden Subjekts. Wie der immaterielle Ton, der sich allein im Medium der Zeit bewegt, auftaucht und wieder verklingt, ohne dass er gleich einem Sklaven zu etwas gezwungen werden könnte, verhalte es sich auch mit dem Gemüt des Sängers. Spricht Hermann Kurz nämlich von „Herz“, so meint er nicht allein das Gefühl, sondern auch die grundlegende, ungebildete geistige Disposition des Menschen.<sup>18</sup> Diese Strophe bietet eine interessante Lesart: Indem der Text die individuelle Freiheit beschwört, die sich in Musik ausdrücke, so wird ebendiese Freiheit für die Zeit des musikalischen Vortrags verwirklicht. Gesang bedeutet demnach kein bloßes Abbilden von Text in musikalischen Lagen, er kann auch zum Träger utopischer oder visionärer Zustände und Handlungen werden. Die Performanz- oder Sprechakttheorie des britischen Philosophen John L. Austin hat ein erstes Begriffsinstrumentarium geliefert, derlei Phänomene zu beschreiben. Etwas zu sagen heiße, nach Austin, gleichzeitig etwas zu tun, Sprechen sei Handlung.<sup>19</sup> In Bezug auf den Gesang kann abgeleitet werden: Etwas zu singen heißt gleichzeitig etwas zu tun, Singen ist Handlung. Ein ausgeprägtes Bewusstsein dieser besonderen performativen Qualität von Musik kann Hermann Kurz und der gesamten Reutlinger Gesangbewegung attestiert werden. Ein ebenso eindruckliches Beispiel ist etwa auch das Gedicht zum vierten Liederfest.

Der Freiheit Sprache,  
 Wenn sie die Sache  
 Des Lichtes verficht, –  
 Wird oft gedrängt  
 Und eingezwängt;  
 Im Gesange nur nicht.  
 Da darf sie tönen  
 Vor aller Welt,  
 Dem schnöden Verhöhnern  
 Nicht bloß gestellt.  
 Da tönt sie kräftig, –  
 Doch wohl überlegt, –  
 Was stark und heftig  
 Die Brust bewegt.  
 Das gewaltige Wort, –  
 Im Lied drängt' s hervor,

<sup>18</sup> Vgl. zum zeitgenössischen Sprachgebrauch u. a.: Art. Herz, in: Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung, Bd. 2, Leipzig 1838, S. 381.

<sup>19</sup> John L. Austin: Zur Theorie der Sprechakte (How to Do Things with Words), Stuttgart 1972.

Und pflanzt sich fort,  
Durch der Sänger Chor,  
Von Ohr zu Ohr. –<sup>20</sup>

Wird dieser Text gesungen, vollzieht er im Idealfall exakt das, was er beschreibt: Das Freiheitspathos wird in der Musikverstarkt, der Zuhörer bewegt, Sprache wird im Lied zum „gewaltigen Wort“. Erzählt der Text nur von der Sprache der Freiheit, wird sie im Gesang gegenwärtig! Mit dieser Art Texten reiht sich der Reutlinger Liederkranz ein in die freiheitlichen Bewegungen des Vormärz.<sup>21</sup> So ereignete sich etwa 1846 während des Konzerts des deutsch-flämischen Sangerfests eine ganz ähnliche Situation im Großen. Rund 2000 Sänger und Instrumentalisten trugen den zu diesem Anlass komponierten „Festgesang an die Künstler“ op. 68 von Felix Mendelssohn-Bartholdy nach Worten von Friedrich Schiller vor und genossen für die Zeit des Vortrags den ersehnten, doch in seinen gesellschaftlichen und politischen Konturen unscharfen Zustand der Freiheit: „Von ihrer Zeit verstoßen flüchte / die ernste Wahrheit zum Gedichte / und finde Schutz in der Kamonen Chor.“<sup>22</sup> Damit ist keine Opposition zur politischen Gegenwart ausgedrückt. Auch der Reutlinger Liederkranz verstand sich als uneingeschränkt patriotisch und konigstreu, so dass er regelmäßig den Geburtstag Wilhelms I. mit festlichem Gesang beging. Vorerst ist hier noch ein Begriff von Freiheit im besten Sinne Schillers realisiert, wonach Freiheit nur im ästhetischen Zustand voll présent sei: *per artem ad astra*.

In der vierten Strophe wendet Hermann Kurz den Blick schließlich auf das göttliche Seelenheil. Aus den „Maulbronner Gedichten“ spricht allerorts die theologische Bildung und religiöse Erziehung des Klosterschulers, sogar ein Gebet im eigentlichen Sinne ist in der Sammlung zu finden: „Von meiner schweren Sündenlast / Mogst Du mich, Herr entbinden! / Der Du für mich gelitten hast, / O laß Dich Jesus, finden!“<sup>23</sup> In dieser Zeit war noch nichts von Kurz’ späterer Glaubens- und Kirchenkritik zu lesen, die sich in ihrer ganzen Dimension erst in seinem Roman „Der Sonnenwirt“ (1856) zeigte. Im Gegen-

<sup>20</sup> StadtA Rt., N 820 Reutlinger Liederkranz, [anonym:] Oktober 1832 [Vereint zum 4 ten Liederfeste “].

<sup>21</sup> Vgl. dazu: Brigitte Gayler; Heidi Stelzer: Die Gayler in Reutlingen. Drei Vettern im 19. Jahrhundert, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 46 (2007), S. 161–236, hier S. 186 ff. Die Autorinnen weisen auch auf die Verbindung von Hermann Kurz zum Vorstandsmitglied des Reutlinger Liederkranzes Johann Jakob Gayler (1785–1867) hin. Vgl. ebd., S. 189.

<sup>22</sup> Friedrich Schiller: Die Künstler, in: Schillers Werke. Nationalausgabe, Bd. 2.1, hrsg. von Norbert Oellers, Weimar 1983, S. 395. Vgl. zum deutsch-flämischen Sangerfest: Armin Koch: Felix Mendelssohn Bartholdys „Festgesang an die Künstler“ op. 68, in: Schiller und die Musik, hrsg. von Helen Geyer; Wolfgang Osthoff, Köln; Weimar; Wien 2007, S. 247–266.

<sup>23</sup> H. Kurz (wie Anm. 3), S. 10.

teil, auch die Mutter wusste ihren Sohn noch auf dem tugendhaften Pfad christlichen Glaubens:

„dein Herz ist gut, u. du weißt  
was recht, du bist nur schwach, u. läßt dich von  
den anderen verleiten, u. glaube mir, wir sind  
es alle, nur das Gebet gibt Stärke, bitte Gott daß  
er dich auf diesem guten Wegen fortleiten möchte  
u. es wird dir so leicht werden, daß du selbst  
nichts anderes wünschst [. . .].“<sup>24</sup>

Kurz weist in seiner Ode den Gesang als ein lohnverheißendes Gebet aus, wobei der Sänger sein vom Schicksal bestimmtes Leben optimistisch und „ohne Grämen“ von einem „guten Gott“ entgegennimmt. Daraus spricht eine ausdrücklich protestantische Ethik, wonach der Mensch vor Gott nicht durch gute Tat und eigene Leistung, sondern allein durch das Wirken und die Gnade Gottes Erlösung finden kann. Indem das irdische Leben mit seinen alltäglichen Mühen für nichtig erklärt wird, wird die zweckfreie Kunst des Singens aufgewertet zum Glaubensbekenntnis mit konfessioneller Programmatik: „Der aus Glauben Gerechte wird leben.“ (Röm 1,17)

Wenn Hermann Kurz nach dieser wohlproportionierten, den Gesang allumfassend würdigenden Argumentation in der letzten Strophe noch einmal die Töne „himmelwärts“ ziehen lässt, ist dies auf den ersten Blick eine bloße Variation der vorausgegangenen Verse. Wirklich gehaltvoll wird dieses Finale erst, wenn der Hörer erkennt, dass es sich beim „edlen Dichterherz“ nicht mehr um Hermann Kurz oder ein namenloses lyrisches Subjekt handelt. Die letzten Verse zitieren mit einigen marginalen Abweichungen „Sängers Morgenlied“ von Theodor Körner. Es ist davon auszugehen, dass Kurz’ Zeitgenossen aus dem Reutlinger Liederkranz diesen Text ihres schillernden Helden der Befreiungskriege kannten und damit auch das Zitat richtig zu bewerten wussten. Mit Körner ist nie allein der Dichter gemeint, sondern immer auch der Leutnant des Lützowschen Freikorps, der bereit war, für seine patriotischen Ideale die Feder niederzulegen und mit Gewehr und Bajonett in den Kampf zu ziehen: „Denn was berauscht, die Leyer vorgesungen, / Das hat des Schwerdtes freie That errungen.“<sup>25</sup> So sind es weniger die eigentlichen Verse von Körner, die Hermann Kurz dazu bewegt haben mögen, seinen Text auf diese Weise zu beschließen. Als Theodor Körner „Sängers Morgenlied“ dichtete, war er in etwa gleich alt wie Hermann Kurz, als dieser „Zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranzes“ schrieb. Indem Kurz Körners Verse erklin-

<sup>24</sup> StadtA Rt. N 40, Nr. 27: Brief Christine Barbara Kurtz an Hermann Kurtz, Reutlingen, 10.08.1828.

<sup>25</sup> Theodor Körner: Zueignung, in: ders.: Leyer und Schwerdt. Einzige rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe, Berlin 1814, [S. 2].



gen lässt, wird dieser unmissverständlich als persönliches Vorbild benannt. Und das nicht nur im poetischen Sinn. Tatsächlich hing Kurz einer jugendlich romantisierenden Kriegs- und Revolutionsbegeisterung nach, die schließlich mit dem polnischen Novemberaufstand und dem Hambacher Fest einen faktischen Gegenstand fand. So beschloss er die Sammlung der „Maulbronner Gedichte“ 1832 mit dem in seinem Werk einmaligen Gedicht „Kriegslust“, dem Wunsch „kümmerliches Brüten“ und „zage Gedanken“ hinter sich und auf Worte Taten folgen zu lassen: „Fallen möcht’ ich in freier Schlacht, / Wenn die Schwerter, die Kugeln mein Herzblut rufen, / Ueber mich rasseln der Rosse Hufen, / Schwindet das Leben in Traum und Nacht.“<sup>26</sup>

„Zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranzes“ kann sicher auch ohne nähere Betrachtung der verhandelten Kontexte als heiteres Geselligkeitslied gelesen werden. Hermann Kurz ging es aber darum, das Thema des Gesangs von allen Seiten zu beleuchten: In nur wenigen Strophen behandelt er das Singen als menschliches, zwischenmenschliches und übermenschliches Phänomen. Es sei Ausdruck individueller Freiheit, sozialer Verbundenheit sowie religiöser Hoffnung und göttlicher Gnade. Damit wurde das Gedicht seinem Anlass gerecht und bot – wenn es denn gesungen wurde – den Sängern und ihren Zuhörern zum Jahresfest des Reutlinger Liederkranzes eine Projektionsfläche für Wünsche und Hoffnungen, die sich mit dem öffentlichen Laiengesang verbunden haben mögen. Nicht zuletzt stellte sich Kurz mit seinem Gedicht in die Tradition der politischen Dichtersänger. Dem Sechzehnjährigen war zu dieser Zeit noch nicht klar, wie die Freiheit aussehe, für die es sich zu kämpfen lohne. Das änderte sich mit den Ideen der Revolution von 1848, die Hermann Kurz mobilisieren konnten. Zwar nicht als Körnerscher Dichterheld, als Freischärler im Heer Friedrich Heckers, dafür aber als politischer Redakteur im Stuttgarter „Beobachter“: „Aller Völker bunt Gewimmel / Wird ein freier Volksverein, / Und der längst verlorne Himmel / Kehrt auf Erden wieder ein.“<sup>27</sup>

---

<sup>26</sup> H. Kurz (wie Anm. 3), S. 67.

<sup>27</sup> Hermann Kurz: Vaterlandslied, in: Der Beobachter. Ein Volks-Blatt aus Württemberg Nr. 25, Montag den 27. März 1848, zitiert nach: Werner Ströbele: Der Redakteur der Revolution. Hermann Kurz bei der Oppositionszeitschrift „Der Beobachter“, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“ (wie Anm. 6), S. 54–67, hier S. 56.



# Die „Ortsgeschichte“ des Johann Martin Schäfer, Schultheiß von Rommelsbach. Eine Handschrift aus dem 19. Jahrhundert

Roland Wolf

## 1. Einführung

„Rommelsbach. Oberamt Tübingen. Ortsgeschichte. Entworfen von Schultheiß Schäfer 1845“. Mit diesem Titel versah der Autor sein Manuskript, das Aufzeichnungen aus ca. 50 Jahren in der Mitte des 19. Jahrhunderts zusammenfasst. Auf 129 Seiten stellte er handschriftlich die Ergebnisse seiner historischen Recherchen und aktuelle Beobachtungen zusammen. Einem starken Interesse an der Geschichte folgend, wertete er alte Dokumente aus, stellte archäologische Forschungen an, um „einiges Licht in der Sache zu erhalten“,<sup>1</sup> sicherte mündlich überliefertes Wissen und zeichnete die aus seiner Sicht wichtigen aktuellen örtlichen Ereignisse auf, immer wieder nimmt er auch inventarisierende Bestandsaufnahmen vor. Für heutige Leser werden dadurch Einblicke in die alltägliche Lebenswelt eines württembergischen Dorfes im 19. Jahrhundert, aber auch allgemeine mentalitäts- und sozialgeschichtliche Einsichten eröffnet. Dabei zeigen sich die allgemeinen großen Linien der Geschichte, verwoben mit den Besonderheiten des Ortes und des Landes bei der Bewältigung der Herausforderungen ihrer Zeit.

Die Themen Schäfers gingen aus der Lebenswirklichkeit der Gemeinde hervor: Verteilungskonflikte in der Gemeinde und deren Zusammenhänge mit der großen Politik, in diesem Fall spielte z. B. die 48er-Revolution in das dörfliche Geschehen hinein, das Verhalten der Bürger, aber auch das religiöse Leben und immer wieder die Landwirtschaft, deren Grundlagen und unwägbare Wechselfälle das Leben bestimmten. Für die 1850er-Jahre wird die Beschreibung sehr dicht, das zentrale Anliegen des Autors wurde die Sorge um die Gemeinde und ihre Mitglieder, ein stetig wachsender Teil von ihnen lebte in Armut, geringe Krisenausschläge konnten bereits zu Hungersnöten führen. Seine genauen Beobachtungen und die Einblicke in die Verwaltungsabläufe ermöglichen Erkenntnisse über das Entstehen von Krisen und das damit verknüpfte Bewältigungshandeln in einem Dorf, das sich im Umbruch befand. Schäfer nahm dies vor dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrung wahr, in seine Lebenszeit fallen die Napoleonischen Kriege und die Hungerkrisen bzw. Teuerungen von 1817, 1832 und 1847, ebenfalls präsent waren

<sup>1</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 31. Die Seitenzahlen der Vorlage sind in der Transkription angegeben.



Titelblatt der Rommelsbacher Ortsge-  
schichte von Johann Martin Schäfer  
(Ausschnitt).

kann man einerseits häufig noch spezifische Besonderheiten des Ortes erkennen, darüber hinaus sind die Verhältnisse allerdings auch exemplarisch für das Leben auf dem Land, wie es in der Mitte des 19. Jahrhunderts ca. 80 % der Bevölkerung im Königreich Württemberg und in weiten Teilen Europas führten.

Die gesellschaftliche Wirklichkeit im 19. Jahrhundert war geprägt von konjunkturell und strukturell bedingten Notlagen, die die Menschen mit „unregelmäßiger Regelmäßigkeit“<sup>2</sup> trafen. War dies „der Abgesang einer alten Zeit“, wie dies bei dem Geschichtswissenschaftler Abel 1972 im Zusammenhang mit der Vorstellung von der „Krise alten Typs“ zu finden ist? Auch für die nachfolgende Zeit müssen wir feststellen, dass Hungerjahre, diesmal anthropogen verursacht, während und nach den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts Europa trafen. Eine räumliche Erweiterung der Perspektive zeigt uns Hungerkatastrophen in Ländern anderer Kontinente, die nur scheinbar weit entfernt von uns sind. Es ist zu hoffen, dass sich durchsetzt, was von James Vernon<sup>3</sup> für das 19. Jahrhundert beschrieben wird: Hunger nicht als Schicksal, sondern als Skandal wahrzunehmen.

Die Forschung hat sich in verschiedenen Disziplinen, z. B. aus den Perspektiven der Geschichtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Soziologie mit diesem Thema beschäftigt. Im 18. Jahrhundert befasste sich Thomas

ihm die im sozialen Gedächtnis sedimentierten Krisenerfahrungen früherer Zeiten, die bis zum 30-jährigen Krieg zurückreichten. Am Ende stand eine nahezu seismographisch präzise Wahrnehmung und Aufzeichnung der noch von der Landwirtschaft geprägten Lebenswelt und deren Veränderungen.

### 1.1 Hungerkrisen und Modernisierung

Schäfers Darstellung zeigt ein württembergisches Dorf, das von den großen sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen einer vorindustriellen Gesellschaft auf dem Weg in die moderne Welt erfasst wird. Darin

<sup>2</sup> Wolfgang von Hippel: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit, München 2013, S. 8.

<sup>3</sup> James Vernon: Hunger: a modern history, Cambridge, Mass. 2007.

Malthus<sup>4</sup> mit demographischen Aspekten der Gesellschaft und kommt zu dem Schluss, dass langfristig die Bevölkerungszahl die Nahrungsmittelproduktion übersteigen und dies Hungersnöte nach sich ziehen würde. Dem wird meistens entgegengehalten, dass er die Fähigkeit zur technischen Innovation im agrarwissenschaftlichen Sektor unterschätzt habe. Wilhelm Abel<sup>5</sup> und Ernest Labrousse beschrieben „Krisen alten Typs“ als Kennzeichen der vorindustriellen Welt, grundlegende Elemente dieses Verlaufs kann man in der vorliegenden Quelle zum Teil wiederfinden. Bei der Krise alten Typs handelt es sich um einen in der Wirtschaftsgeschichte für die agrarische vorindustrielle Gesellschaft beschriebenen regelmäßig wiederkehrenden Ablauf. Ausgangspunkt sind knappe Ernten oder Missernten, die zu einem Preisanstieg führen. Dies betrifft insbesondere die Bevölkerungsgruppen, die sich auf dem Markt mit Lebensmitteln versorgen müssen. Mit zunehmender zeitlicher Distanz zur letzten Ernte erreicht der Preisauftrieb, häufig im Frühsommer des folgenden Jahres, seinen Höhepunkt. Die Preisinflation kann überdies durch Getreidespekulation weiter nach oben getrieben werden. Die Mehrheit der Bevölkerung erhält keine ausreichende Nahrung und lebt am Rande des Verhungerns. Diesen Verlauf bekommt auch das Handwerk zu spüren. Der Einkommensanteil, der für den Kauf von gewerblichen Produkten zur Verfügung stand, wird zunehmend geringer, dies wirkt sich in Absatzschwierigkeiten aus, so dass die Handwerkereinkommen ebenfalls sinken. Die Krise kann nur durch eine neue, erfolgreiche Ernte beendet werden.

Weitere Faktoren wurden insbesondere in Ansätzen verwendet, die sich schwerpunktmäßig mit Hungersnöten im 20. Jahrhundert beschäftigten. Das Klima, aber auch anthropogene Faktoren wurden stärker mit einbezogen, wie z. B. Kriege oder Nahrungsmittelzugang und Nutzungsrechte, Probleme, die sozial oder politisch verursacht sein können.<sup>6</sup> Steven Engler legt eine Integration verschiedener Modelle vor<sup>7</sup> und beschreibt die Gesellschaft bereits vor der Wirkung des krisenauslösenden Faktors. Diese Konzepte haben auch zum Ziel, zu praktischen Plänen zur Vermeidung oder Eingrenzung von potenziell zukünftigen Hungersnöten beizutragen, in der vorliegenden Darstellung werden sie als Instrumente zur Analyse der in der vorliegenden Quelle erkennbaren historischen Hungerkrisen genutzt.

---

<sup>4</sup> Thomas Robert Malthus: Das Bevölkerungsgesetz, hrsg. und übersetzt von Christian M. Barth, vollständige Ausgabe nach der 1. Auflage, London 1798, München 1977.

<sup>5</sup> Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen 1972.

<sup>6</sup> Amartya Sen: Poverty and famines. An Essay on Entitlement and Deprivation, Oxford-New York 1981.

<sup>7</sup> Steven Engler: Hungersnot – Bekannte Theorien und neue Analysemodelle, in: Dominik Collet, Thore Issen, Ansgar Schanbacher (Hrsg.): Handeln in Hungerkrisen. Neue Perspektiven auf soziale und klimatische Vulnerabilität, Göttingen 2012, S. 67–83.

Rommelsbach war im dargestellten Zeitraum von verschiedenen großen Hungerkrisen betroffen, z. B. 1816/17 und 1847, darüber hinaus weist Schäfer darauf hin, dass vor 1816 bereits bedrängende Zustände im Zusammenhang mit den Napoleonischen Kriegen herrschten. Die krisenhaften Entwicklungen ab 1847 müssen als Auftakt für eine Dauerkrise gesehen werden, die Zustände blieben in den gesamten 1850er Jahren für einen erheblichen Teil der Rommelsbacher Bewohner prekär.

Im Folgenden sollen die in Schäfers Darstellung angesprochenen Krisen zum besseren Verständnis erläutert und in ihren Kontext eingeordnet werden. Ausgehend davon können allgemeine Entwicklungen auf sozialer, politischer oder ökonomischer Ebene lokal verifiziert werden. Möglicherweise können darüber hinaus vom interessierten Leser eigene Erkenntnisse aus dem Text gewonnen werden.

Welche Rolle spielten Hungerkrisen dieser Art für Rommelsbach, die durch „relativ abrupte und vorübergehende, in unregelmäßigen Zeitabständen wiederkehrende Phasen einer für breite Volksschichten existenziell bedrohlichen Verknappung und extremen Teuerung von lebensnotwendigen Grundnahrungsmitteln“<sup>8</sup> gekennzeichnet waren?

Nahrungssicherheit ist eine ständige Herausforderung, jede Gesellschaft ist gezwungen, sich dem Nahrungsspielraum anzupassen. Die Grundausrüstung für eine vorindustrielle Gesellschaft besteht aus den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften sowie dem Grund und Boden, dem gegenüber steht eine zu ernährende Bevölkerungszahl. Konsequenterweise stehen in der Darstellung Schäfers die entsprechenden Daten deshalb am Anfang unter der Überschrift „Topographie und Statistik“, diese werden in immer wiederkehrenden Bestandsaufnahmen aktualisiert.

An diversen Stellen seiner Ausführungen weist er darauf hin, dass die Rommelsbacher nicht so gravierend wie andere „volkreiche Orte“ betroffen seien, aus heutiger Sicht kann man ergänzen, dass die Hungerkrisen nach 1816/17 generell nicht so einschneidend waren wie die des 18. Jahrhunderts. Den Unterschied zu den anderen Orten führt er auf die vorhandene Landreserve zurück. In Verbindung mit dem Fleiß und der Tüchtigkeit, die er den Einwohnern bescheinigt, scheint das in „normalen Zeiten“ ausgereicht zu haben. Dennoch wurde die Bevölkerung aus unterschiedlichen Gründen nicht von Krisen verschont, es habe „manche harte[n] Stöße des Schicksals abgesetzt.“<sup>9</sup>

1643 wird Rommelsbach vollständig niedergebrannt, Schäfer spricht von noch sichtbaren Brandspuren,<sup>10</sup> im Boden fände man bei Arbeiten regelmäßig noch Ascheschichten. Bereits davor waren die Landbewohner in Mitleiden-

<sup>8</sup> Friedrich Jaeger (Hrsg.): Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 5: Gymnasium – Japanhandel, Darmstadt 2007.

<sup>9</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 41.

<sup>10</sup> Ebd. S. 43.

schaft gezogen. Auch ohne direkte Kriegseinwirkungen war Hunger durch die Verwüstung von Ernten kontinuierlich präsent. 1626 wütete eine furchtbare Epidemie, Not und Armut waren im ganzen Land entsetzlich. Die Zerstörung des Ortes 1643 war eine Folge des Kriegsverlaufs. Kaiserliche Truppen hatten nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 das wehrlose Württemberg heimgesucht und die Bewohner waren danach dem rücksichtslosen Vorgehen der Soldaten, die sich „aus dem Land ernähren“ mussten, ausgesetzt. Der Rückgang der Einwohnerzahlen, die erst 120 Jahre später wieder den Vorkriegsstand erreichten, verdeutlicht dies und lässt die dramatischen und grausamen Vorgänge ahnen, wie dies aus anderen Orten bekannt ist.<sup>11</sup>

Einen weiteren Höhepunkt der Dauerkrise, der durch eine eigene Quelle belegt ist, findet man in den 70er-Jahren des 18. Jahrhunderts. In Rommelsbach schlägt sich dies z. B. in der Bettelordnung von 1775 nieder. Der Hintergrund ist, dass sich zunehmend nicht-bäuerliche Schichten im Ort, aber auch Bettler von außerhalb durch Bettelei zu ernähren versuchten. In dem vorliegenden Dokument wurden deshalb Graduierungen der Betroffenen vorgenommen. Die Einwohner teilten sich „von selbst in 3 Theile“<sup>12</sup> a) in solche, die zur Unterhaltung von anderen etwas nöthig haben, b) die sich und die Ihrigen blos selbst zu versorgen wissen, das ist: die von anderen nichts begehren, hingegen aber auch dürftigen beyzusteuern ohnvermögend sind, und c) in Vermögliche, die noch etwas übrig haben, und der Armuth etwas mitzutheilen im Stande sind.“ Im Folgenden wird darauf hingewiesen, dass Bedürftige unterstützt und im Gegenzug zur Arbeit angehalten würden, Ortsfremde wurden nach dem „Heimatprinzip“ von der Unterstützung ausgeschlossen und die Bettelei wurde prinzipiell „bei Karrenstraff“ verboten. Diese sozialen Probleme sind Symptome der permanenten und immer stärker werdenden Krisenauslässe, deren damaliger Höhepunkt in der Hungerkrise von 1771/72 gesehen werden kann.

Das ganze 18. Jahrhundert war einerseits durch den Ausgleich der Bevölkerungsverluste des 30-jährigen Krieges geprägt, andererseits am Ende des Jahrhunderts durch Reformversuche in der Landwirtschaft. Die Bevölkerung ernährte sich noch weitgehend einseitig getreidelastig. In drei europaweiten Krisenphasen gelang es nicht mehr, genügend Brot oder Getreidebrei herzustellen, dabei wirkten Klimaschwankungen und menschlich erzeugte Probleme verhängnisvoll zusammen. Im Krisenzeitraum von 1708 bis 1712 stand die Missernte von 1709 im Zentrum, verstärkt durch den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1713). Dies führte ebenso wie der Österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748) zu enormen Preissteigerungen bei dem verknappten Getreide. Die gravierendste Krise erstreckte sich von 1770 bis 1774 aufgrund

---

<sup>11</sup> Wilhelm Borth (Red.): Rommelsbach einst und jetzt. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, Reutlingen 1990, S. 169.

<sup>12</sup> Original im Pfarrarchiv Rommelsbach. Abgedruckt in: Rommelsbach (wie Anm. 11), S. 174.

der Missernten 1770, 1771 und 1772, hervorgerufen u. a. durch ungewöhnlich harte Winter. Die Preissteigerungen erreichten zum Teil das Zehnfache des vorigen Preises.

Dadurch kam Bewegung in das Bewältigungshandeln der Obrigkeit, intensiv wurden z. B. die Diskussionen über Getreideimporte und Ausfuhrverbote geführt. Eine konkrete und weitreichende Maßnahme war die Einführung der Kartoffel als neue Ernährungspflanze. Diese „Brotfrucht der Armen“ stellte einen Fortschritt dar. Die Abhängigkeit sollte sich mittelfristig allerdings auch durch das Auftreten der „Kartoffelfäule“ als problematisch für die Verletzbarkeit der Gesellschaft herausstellen.

Die Bevölkerung lebte stets am Rande einer latenten Krise, für deren Ausbrechen reichten bereits einfache witterungsbedingte Missernten aus. Die darauf zumeist folgende Teuerung brachte akute Hungerkrisen und dauerhaften Mangel hervor, die Furcht davor war für große Teile der Bevölkerung eine stets gegenwärtige Bedrohung. Selten führte dies zum Hungertod, allerdings war mit Hungerkrankheiten oder einer allgemeinen Anfälligkeit für Infektionen zu rechnen. Die latente soziale Sprengkraft darin bedrohte permanent die gesellschaftliche Ordnung. Es ist davon auszugehen, dass ärmere Familien bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus 65–80 % ihres Einkommens für ihre Nahrung ausgeben mussten.<sup>13</sup> In Schäfers Ortsgeschichte schlägt sich deshalb immer wieder die Sorge um die ärmeren Teile der Bevölkerung nieder.

In die persönliche Lebenszeit Schäfers fallen die beiden Krisen von 1816/17 und 1847, er schildert diese aus eigener Anschauung. Wirtschafts- und sozialgeschichtlich werden sie als die letzten dieser Art in Europa betrachtet.

Der typische Ablauf, der als „Krise alten Typs“ in der Forschung bezeichnet wird, lässt sich 1816/17 in den Aufzeichnungen Schäfers gut erkennen.

Im Jahr 1817 fand eine dramatische Entwicklung statt. 1 Scheffel Dinkel, das wichtigste Getreide zu dieser Zeit, erhielt man im März für 19 Gulden 30 Kreuzer, im Juni desselben Jahres bezahlte man dafür 36 Gulden, also nahezu das Doppelte. Zum Vergleich: In den 50er-Jahren schwankte der Preis dafür zwischen 6 und 14 Gulden (1854). Kartoffeln („Erdbieren“) stiegen 1817 von 2 Gulden 30 Kreuzer auf 3 Gulden 30 Kreuzer. Diese Teuerung von 1817 führte dazu, dass es insbesondere für den „ärmeren Theil der Einwohner“<sup>14</sup> unmöglich wird, für die Familie die notwendigen Nahrungsmittel auf dem Markt zu erwerben, wenn die Vorräte sich zunehmend mit dem Abstand zur letzten erfolgreichen Ernte erschöpften. Als die Krise ihren Höhepunkt erreichte, wird kein Preis mehr notiert. Im Juli und bis zur ersten Ernte am 14. August war jeder auf sich selbst gestellt, er versorgte sich mit Nahrungsmitteln, „sie mochten auch kosten, was sie wollten“.<sup>15</sup> Die Einwohner von

<sup>13</sup> W. von Hippel (wie Anm. 2), S. 8.

<sup>14</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 45.

<sup>15</sup> Ebd. S. 46.



Rommelsbach waren Teil einer globalen Krise geworden, die in der Region und in der Wissenschaft als Hungerkrise von 1816/17 bezeichnet wird.

Monokultureller Anbau und ein wenig entwickeltes Transportsystem ließen die Preise lokal sprunghaft ansteigen. Dies hatte marktbedingt drastische Auswirkungen auf die Bevölkerungsteile, die auf Zukauf zu ihrer Versorgung angewiesen waren. Bei den oben angeführten Anteilen am Budget für Nahrungsmittel lässt sich leicht herleiten, dass dies in anderen Sektoren weitgehenden Konsumverzicht bedeutete und damit die Situation für alle verschlechterte, die auf die Einnahmen aus Gewerben angewiesen waren. Dieser Krisenmechanismus lässt sich unmittelbar aus den von Schäfer geschilderten Verhältnissen in den Jahren 1816/17 ableiten. Zur Erklärung müssen weitere Faktoren einbezogen werden. Schäfer selbst weist auf anthropogene Faktoren hin, die zur Verschärfung der Situation beigetragen hatten. Dazu gehörten die Jahre der Napoleonischen Kriege mit den österreichischen Einquartierungen, die für den Ort eine starke Belastung bedeuteten. Auch langfristige witterungsbedingte Faktoren führt er an, 1812 und 1813 hatten starke Regenfälle die Heu- und Getreideernte deutlich gemindert. Auslöser für die Teuerung 1817 war im Wesentlichen aber ein globales Ereignis des Jahres 1815, das regional nicht wahrgenommen werden konnte und in seinen Zusammenhängen und Auswirkungen erst 1920 erforscht wurde. Danach ist das „Jahr ohne Sommer“ 1816 auf den Ausbruch des Vulkans Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa zurückzuführen. Der Vulkan in der Südsee hatte eigentlich als erloschen gegolten, am 5. April 1815 war er dennoch mit hoher Intensität, einer Stärke von 7 auf dem Vulkanexplosivitätsindex, ausgebrochen. Es handelte sich um die größte vulkanische Eruption der jüngsten Erdgeschichte.<sup>16</sup> Die von ihm freigesetzte Energie entsprach etwa drei Millionen Hiroshima-Bomben, die verursachte Wolke ragte 43 Kilometer in den Himmel, verbunden war dies damit, dass 150 Kubik-Kilometer Gestein und Asche in die Stratosphäre geschleudert wurden. Der davon erzeugte Schleier um die ganze Erde führte zu einer Abkühlung des Weltklimas, die bis in das Jahr 1819 messbar war.

Die Gesellschaft schien noch weitgehend ohnmächtig gegenüber diesen regelmäßig-unregelmäßigen Krisen zu sein. Das Bewältigungshandeln der lokalen Obrigkeit richtete sich zuerst darauf, mit Mitteln der Abschreckung Armutsdiebstähle in Grenzen zu halten. So musste in Rommelsbach ein kleiner Junge, der Brot aus einer Schublade gestohlen hatte, am 22. Juni 1817 mit einer umgehängten Tafel, auf der „Brotlieb“ stand, eine Stunde lang am

---

<sup>16</sup> Daniel Krämer: „Sie haben festgestellt, dass es keinen Sommer gegeben hat.“ Der Ausbruch des Tambora (Indonesien) am 10. April 1815 und seine Auswirkungen, in: Gerrit Jasper Schenk (Hrsg.): Katastrophen. Vom Untergang Pompejis bis zum Klimawandel, Ostfildern 2009, S. 135.

Kirchweg stehen.<sup>17</sup> Landesweit wurde eine wohl koordinierte Aktion „in allen Kirchen des Königreichs zur Ermunterung der Einwohner und geduldigem Ausharren in dieser Not eine Predigt über Psalm 95 Vers 2–6 gehalten“ („[...] denn in seiner Hand ist, was die Erde bringet [...]“). Die Anpassungsstrategie<sup>18</sup> danach wurde unter König Wilhelm I. eingeleitet. Die königliche Verwaltung schuf 1817 eine Zentralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins zur „Belebung und Verbreitung der landwirtschaftlichen Industrie und des ökonomischen Wohlstandes“. Eine große Reform der Agrarverfassung leitete die Grundentlastung und die Aufhebung der Leibeigenschaft ein. Mit einer Bekanntmachung vom März 1818 wurde das Landwirtschaftliche Hauptfest in Cannstatt als agrarische Leistungsschau mit dem Volksfest verbunden. Ebenso wurde in Hohenheim eine Unterrichts- und Versuchsanstalt zur Förderung der jungen Landwirtschaftswissenschaft eingerichtet<sup>19</sup>. Als Fazit kann Schäfer noch für 1816/17 festhalten, dass der Ort im Vergleich mit anderen relativ glimpflich davorkam, er führt dies u. a. auf den Besitz von reichlichen Allmendeflächen zurück.

Diese und weitere Krisen stellten Zuspitzungen dar, denen ein langfristig anwachsendes Problem zugrunde lag. Die Spannung zwischen kontinuierlich anwachsender Bevölkerungszahl und dem kleiner werdenden Nahrungsmittelspielraum war mit den vorhandenen Produktionsmöglichkeiten nicht zu lösen. Schäfer nimmt für das Jahr 1829 zum ersten Mal Bestand auf. Er listet die Gemarkungsfläche auf, sie stellt die Basis zur Nahrungsmittelproduktion dar. Die zweite statistische Größe ist die Einwohnerzahl, 568 in diesem Jahr. Ein Blick auf die uns bekannten Zahlen bis zum Tode Schäfers zeigt die Entwicklung:<sup>20</sup>

Jahr	Einwohner
1600	230
1648	112
1763	227
1780	309
1783	293
1820	404
1829	568

<sup>17</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 b, S. 72. Die Seitenangaben beziehen sich auf eine maschinengeschriebene Transkription.

<sup>18</sup> S. Engler (wie Anm. 7), S. 78.

<sup>19</sup> Willi A. Boelcke: Das Haus Württemberg und die Wirtschaftsentwicklung des Landes, in: Robert Uhland (Hrsg.): 900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk, Stuttgart 1984, S. 658.

<sup>20</sup> Rommelsbach (wie Anm. 11), S. 183, S. 388–389.

Jahr	Einwohner
1834	516
1845	600
1853	661
1864	675
1872	767

Es ist davon auszugehen, dass die Gemeinde mit diesem Areal und den landwirtschaftlichen Möglichkeiten ca. 400 Einwohner ernähren konnte. Das entspricht der Einschätzung des Chronisten, dass der Ort relativ lange davon zehren konnte, weil er über große Landreserven, z. B. durch die Allmende, verfügte. Das sah er als entscheidenden Grund dafür an, dass der Ort von Krisen zwar getroffen, im Vergleich mit anderen „volkreichen Orten“ aber nur gering in Mitleidenschaft gezogen wurde. Erfahrungswerte deuten darauf hin, dass der kritische Punkt allerdings ungefähr im Jahr 1800 erreicht worden war.

Die weniger belasteten Jahre bis 1846, es war dies auch die Zeit, in denen die Gemeinde investieren konnte (Rathaus und Kirche), führten zu einem Anwachsen der Bevölkerung zwischen den beiden krisenhaften Einschnitten um ca. 50 %. Gesamtgesellschaftlich war dadurch die Voraussetzung für einen Pauperismus der städtischen und ländlichen Unterschichten entstanden, eine langfristige, strukturell bedingte Massenarmut. In Gebieten der Realteilung hatte sich neben den immer kleiner werdenden Bauernstellen ein Kleinhandwerk herausgebildet, das für die Betroffenen eine notwendige Ergänzung ihrer Existenz bildete. Meistens waren diese Handwerke jedoch überbesetzt, zum Teil trafen sie bereits auf die Konkurrenz der entstehenden industriellen Fertigung. Handwerksgesellen nutzten oft die Gelegenheit, in die neu entstehenden Fabriken der Frühindustrialisierung zu wechseln, allerdings waren dort in diesem Stadium noch nicht hinreichend Arbeitsplätze entstanden. Die Krise stand also bereits in einem neuen Kontext, zum Ausbruch führte aber wieder ein Einbruch in der Landwirtschaft. Die in den 40er-Jahren auftretenden schlechten Getreideernten wurden begleitet von der Kartoffelfäule. Deren Auswirkungen waren so katastrophal, dass das neue Grundnahrungsmittel nahezu vernichtet wurde. Verursacher war ein Pilz, der in den USA zuerst bekannt wurde und bereits 1845 in Frankreich, Belgien und den Niederlanden auftrat, danach in Irland verheerende Auswirkungen hatte und als die Große Hungersnot („The Famine“) in die Geschichte einging. Die Kartoffelkrankheit wurde zum festen Bestandteil der Beobachtungen von Schäfer, nahezu in jedem Jahr hält er ab jetzt das Ausmaß prozentual fest.

Welche Rolle die Mangelsituation 1847 für die Revolution von 1848 spielte, wird kontrovers diskutiert, sicher hat sie aber das Krisengefühl verstärkt, die



Gedenkblatt zur „Erinnerung an die grosse Noth u. Theuerung im Jahr 1846–1847.“ Das Blatt nimmt die Bildersprache der bekannten Gedenkblätter zur Hungersnot 1816/17 auf, erweitert das Motiv jedoch mit aktualisierenden Elementen wie einer Darstellung eines Volksaufstandes. Unbekannter Künstler, um 1847.

Zusammenhänge werden in Rommelsbach jedenfalls greifbar. Im März 1848, von Schäfer als „Schreckensjahr“ bezeichnet, kam es zu einer Versammlung in einer vermutlich aufgeregten Stimmung, der Autor und Schultheiß spricht von „Gewitter“. Es ging um die Aufteilung der Allmende als Hackteile, es ist davon auszugehen, dass insbesondere ärmere Einwohner damit ihre Möglichkeiten zum Kartoffelanbau verbessern wollten. Die Situation des Ortsvorstehers war kritisch. Sicher waren ihm etliche der Fälle von Kollegen bekannt, die den Unruhen zum Opfer fielen, so verloren in Württemberg über 300 Schultheißen ihr Amt, zum Teil unter dramatischen Umständen.<sup>21</sup> Dies muss er als bedrohlich empfunden haben, andererseits war er von der positiven Wirkung dieser Maßnahme nicht überzeugt und musste darüber hinaus auf das Eigentum der Gemeinde und deren finanzielle Situation achten, die mit der Verpachtung der Allmende verknüpft war. Dennoch entschloss er

<sup>21</sup> Nikolaus Back: Dorf und Revolution: Die Ereignisse von 1848/49 im ländlichen Württemberg (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 70), Ostfildern 2010, S. 85 ff.

sich, der Forderung nachzugeben, in seinen eigenen Worten: „Doch wurde die Sache durch Nachgeben der Vorsteher unterdrückt, und es lief die Versammlung sowie nachherige Austeilung in Frieden ab.“<sup>22</sup>

Der Unterschied zu 1817 lag einerseits im beginnenden gewerblich-industriellen Kontext, es wurden Möglichkeiten zum Verdienst gesucht, allerdings noch nicht hinreichend gefunden. Atmosphärische Unterschiede weisen auf den veränderten Zeitgeist hin. Zeitgenössische Stimmen sprechen von zunehmender Undankbarkeit der Unterschicht, Schäfer sah sich ebenfalls damit konfrontiert. Die Gemeinde musste das Geld für das Getreide zur Unterstützung der Armen vorstrecken, diese zeigten sich allerdings undankbar und trotzig „und schimpfen und rasonnieren“ und beschuldigten die Obrigkeit „der Ungerechtigkeit, des Hasses und der Parteylichkeit“.<sup>23</sup> Im Bewältigungshandeln entwickelte die Regierung ein breites Spektrum von Maßnahmen: Marktbeeinflussung zur Preisstabilisierung, Unterstützung der Gemeinden für ihre Armen durch Getreidelieferungen und Einrichtung von Suppenanstalten, installiert z. B. in Rommelsbach 1854. Wirtschaftspolitisch wirksam waren Arbeitsbeschaffungsvorhaben, z. B. für den Straßenbau und die Schiffbarmachung des Neckars. Publizistisch agierte man mit Informationen zur Bekämpfung der Kartoffelkrankheit.

Nach der Krise 1847 und nahezu durchgehend in den 1850er-Jahren wurde deutlich, dass die traditionellen Reaktionsmöglichkeiten der Gemeinde immer weniger griffen. Die Ausweitung der Produktionsmöglichkeiten stieß an Grenzen, der eigene Anbau von Nahrungsmitteln konnte nicht ausgeweitet werden. Angesichts der strukturellen Probleme konnte eine eigentliche Krisenbewältigung nicht mehr stattfinden, es ging nur noch um die Linderung von Symptomen. Da dies in manchen Fällen als unzureichend empfunden wurde, griffen Einzelne auch zu nicht legalen Aktionen, die Diebstähle häuften sich.

Da Schäfer 1849 mit einer chronikartigen Aufzeichnung beginnt, kann man einen großen Teil dieser Krisensymptome und entsprechender Reaktionen erkennen. Als Schultheiß musste er schon von Amts wegen einen Blick auf die Armen haben. Die Gemeinde war davon unmittelbar betroffen, sie war für die Unterstützung der Bedürftigen zuständig. Landesweit hatte sich die Quote der Unterstützten von 1,9 % (1830) bis in die Mitte der 50er-Jahre auf etwa 3 % erhöht, danach sank sie wieder, zurückgeführt wird dies auf die steigenden Löhne in Landwirtschaft und Gewerbe.<sup>24</sup> Dieselbe Entwicklung ergibt sich in den Zahlen, die Schäfer laufend fixiert. Er kann rückblickend für das Jahr 1817 noch feststellen, dass „der Ort gar keine eigentlich Armen enthielt“.

---

<sup>22</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 56.

<sup>23</sup> Ebd. S. 56.

<sup>24</sup> Manfred Hettling: Reform ohne Revolution: Bürgertum, Bürokratie und kommunale Selbstverwaltung in Württemberg von 1800 bis 1850, Göttingen 1990, S. 155.

1851 meldeten sich acht Familien nahrungslos, die Unterstützung gegen Arbeit erhielten, 1852 wurden 15 Familien in diesem Status vermerkt. Armutsdiebstähle häuften sich dennoch, sodass eigene Wachen aufgestellt werden mussten.

Durch die Verteilung der Allmende 1848 war die letzte nennenswerte Landreserve ausgeschöpft, selbstständige Existenzen auf agrarischer Grundlage konnten nicht mehr zusätzlich geschaffen werden. Ein möglicher Ausweg war, im Gewerbe Verdienstmöglichkeiten zu suchen. Durch die ansteigenden Bevölkerungszahlen wurden die Chancen darin immer schlechter, zusätzlich gerieten die Gewerbe immer stärker unter den Konkurrenzdruck der aufkommenden Industrie. Landesweite Statistiken weisen dies als allgemeinen Trend aus. In den 1840er-Jahren lebten bereits fast 50 % der Familien im Land vom Gewerbe<sup>25</sup> und waren damit einer größeren Krisenanfälligkeit ausgesetzt als Familien, die sich von der Landwirtschaft ernährten. Auf dem Bürgerzettel des Orts aus dem Jahr 1850<sup>26</sup> weisen von 159 Eintragungen nur noch 33 die Berufsangabe Bauer auf. Das neu auftretende Übermaß von Zwangsversteigerungen (Gantfällen) in der Gemeinde, die Schäfer beklagt, ist ebenfalls ein überregional greifbares Problem. Im Königreich Württemberg fallierten gerichtlich erfasst 1840 ca. 1000 Personen oder Betriebe, Mitte der 50er-Jahre stieg die Zahl auf ca. 5000.<sup>27</sup>

Den Einwohnern, die sich dem Schicksal nicht fügen wollten, eröffneten sich zwei Perspektiven, auszuwandern oder eine Arbeit in der entstehenden Industrie zu suchen.

Arbeitsmigration im Nahraum hatte es immer gegeben, nun führten Dauerkrisen und Beschäftigungslosigkeit zu Auswanderungswellen in weiter entfernte Regionen. Nachdem Württemberg 200 Jahre zuvor durch die Folgen des 30-jährigen Krieges ein Einwanderungsland geworden war, wurde es im 18. Jahrhundert zunehmend zum Auswanderungsland, im Laufe des 19. entwickelte sich dies zum Teil zu einem Massenphänomen. Nicht nur arme, landlose Tagelöhner, auch der „mittlere Mann“, der seine Existenz bedroht sah, versuchte auf diese Weise dem Abstieg zu begegnen, wobei es durchaus auch sein konnte, dass man sich in den Vereinigten Staaten einfach bessere Voraussetzungen erhoffte. Nach Umfragen unter Auswanderern, z. B. 1804<sup>28</sup> gaben  $\frac{4}{5}$  wirtschaftliche Motive an; religiöse oder politische, die durchaus auch vorhanden waren, machten nur einen geringen Teil aus. Schäfer erwähnt diese Auswanderungen von ganzen Familien, der Besuch eines ehemals Ausgewan-

---

<sup>25</sup> Ebd. S. 153.

<sup>26</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 66 ff.

<sup>27</sup> M. Hettling (wie Anm. 24), S. 152.

<sup>28</sup> Volker Trugenberger: Auswanderung. Ursachen, Motive, Ziele, in: Von Affinstätten zu Affstätt. 700 Jahre Geschichte eines Dorfes im Gäu, hrsg. von der Stadt Herrenberg, Herrenberg [1987], S. 2. Onlineausgabe: <http://resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-45371>.

dernten wird sogar als herausragendes Ereignis ausführlicher geschildert. Einen statistischen Überblick über die Zahlen erhält man durch die Auswertung verschiedener Quellen: Bürgerrechtsverzichtserklärungen, Gemeinderatsprotokolle, beide Chroniken (Schäfer, Zimmermann). Daraus ergibt sich folgendes Bild: Von 1817 bis 1830 handelt es sich um einzelne Fälle, danach kommt es fast jährlich vor (Zahlen zwischen 1 und 4 pro Jahr). In den 50er-Jahren steigt die Zahl deutlich an: 1852: 25, 1853: 8, 1854: 4, 1856: 12, 1859: 8 Personen. Häufig unterstützten die Gemeindeverwaltung und der Staat solche Auswanderungswilligen, die auf Unterstützung angewiesen waren oder sogar aus ihrer Armut heraus straffällig wurden.

Die zu einem ganz wesentlichen Teil demographisch bedingte Krise der alteuropäischen Agrargesellschaft konnte jedoch nur durch die neuen Wirtschafts- und Produktionsformen der Industrialisierung überwunden werden. Schäfer registriert deren Heraufziehen zuerst als Konkurrenz der Maschinenspinner zur herkömmlichen Flachsverarbeitung, schließlich aber auch als großes Potenzial, das insbesondere mit dem Eisenbahnbau verknüpft ist. Dieser bietet Beschäftigung und Transportmöglichkeiten zur Verteilung der Lebensmittel und anderer Waren.

Die in den folgenden Jahren entstehenden Arbeitsplätze in der Industrie wurden gerne angenommen. Dabei bildete sich die typische Arbeitsweise des Nebenerwerbslandwirts heraus, von den „echten“ Bauern manchmal ein wenig herablassend als „Rucksackökonom“ bezeichnet. 50 Jahre später beschreibt Zimmermann in seiner Chronik diese Dorfbewohner: „Viele Bauernsöhne haben sich der Industrie zugewendet, ohne die Liebe zur Scholle zu verlieren. So ist es bei der Mehrzahl der Landwirtschaftstreibenden so, daß der Mann (vielleicht auch noch 1 Sohn, 1 Tochter) ins Geschäft geht und die Frau mit den Kindern den kleineren oder größeren Grundbesitz umtreibt. In der Erntezeit nimmt der Fabrikler Urlaub oder nimmt es gar auf sich, vor und nach der Fabrikarbeit zu mähen und anderes. Später bleibt der Vater zu Hause und es gehen die Söhne und Töchter ins Geschäft. Der Vater hat indessen einige Grundstücke erworben, vielleicht auch geerbt, und nun kriegt er noch die Hackteile und freut sich, dem Sklavendienst in der Fabrik entkommen zu sein. Nun stopft er wie die anderen Bauern seine Pfeif, ladet Mist oder holt Futter (*em Klai*) und versäumt nicht, immer zeitig einen Most zu holen.“<sup>29</sup>

Für die Rommelsbacher bedeuteten Hungerkrisen stets aufs Neue, Situationen eklatanten Mangels mit den Möglichkeiten ihrer Dorfgemeinschaft zu bewältigen. Die Ordnung des sozialen Zusammenlebens wurde dabei immer wieder bedroht, Regeln wurden verletzt, Gewalt deutete sich an, schließlich wurde das Ventil des Auswanderns benötigt, bis sich die Möglichkeit des Auskommens für die angewachsene Bevölkerung in der industrialisierten Welt

---

<sup>29</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 b.

bot. Allerdings konnte damit nicht vermieden werden, dass sich neue Problemfelder eröffneten. Die Prozesse der Modernisierung zeigen sich nicht nur im wirtschaftlichen Bereich durch die aufkommende Industrialisierung, sondern ebenso durch die in dieser Zeit auch für Rommelsbach stattfindende Ablösung der auf dem feudalistischen System beruhenden Verpflichtungen für die Bauern.<sup>30</sup>

In der Ortsgeschichte des Johann Martin Schäfer und durch die in ihr enthaltenen sensibel und präzise aufgezeichneten Beobachtungen werden nicht nur lokale Begebenheiten dargestellt, sondern auch die Wahrnehmung des Übergangs von der alteuropäisch agrarischen Gesellschaft zu den sich abzeichnenden neuen, modernen Lebensformen wird sichtbar.

## 1.2 Autor und Text

Johann Martin Schäfer lebte von 1787 bis 1870 in Rommelsbach. Verheiratet war er mit Maria Barbara, geb. Müller, die 1849 verstarb, gemeinsam hatten sie fünf Kinder. Von Beruf war er „Feldmesser“, also Geometer. Belesen und gebildet, wie er war, beschäftigte er sich mit vielen Dingen, die über den Ort hinausreichten. Die Abschriften von Zeitungsartikeln im Rahmen seines Manuskriptes deuten auf ihn als Verfasser hin. Seine ebenfalls an verschiedenen Stellen mitüberlieferten Briefe und nicht zuletzt das vorliegende Manuskript zeigen seine scharfsinnige Beobachtungsgabe und stilistische Sicherheit im Ausdruck. In der Gemeinde war er hoch geachtet, erkennbar ist dies an den führenden Funktionen, in die er immer wieder gewählt wurde. Seine politische Überzeugung war pointiert konservativ, dies lässt sich aus der deutlichen Kritik an der Wahl „radikaler“ Abgeordneter 1848 und in den folgenden Jahren erkennen. Eine zeitgenössische Beschreibung seiner Person liegt nicht vor, allerdings kennzeichnet ihn der ihm folgende Chronist Lehrer Zimmermann mit einer Charakterisierung, bei der er, wenn wir dafür das Entstehungsjahr 1913 annehmen, noch aus dem sozialen Gedächtnis schöpfen kann. In der Einleitung bezeichnet er ihn als „intelligent und schriftkundig“,<sup>31</sup> anlässlich dessen Verpflichtung 1845 notiert er: „Er ist der bekannte Landfeldmesser und Chronikschreiber mit gutem Stil, sachlicher Art und feiner Schrift, aber sicher auch selbstbewusst und manchmal gewalttätig.“<sup>32</sup>

<sup>30</sup> Die Rechte in Rommelsbach waren nach 1806 vollständig in württembergischer Hand. 1817 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Abgaben wurden für ablösbar erklärt. Bis 1847 erfolgten daraufhin viele Einzelregulierungen, 1849 erfolgte der Abschluss durch die Gesetze zur Ablösung des Zehnten. Die Frondienste wurden 1838 von bisher ungemessenen in gemessene umgewandelt, das bewahrte die Bevölkerung vor Überraschungen. 1840 wurde die Jagdfron gegen die Zahlung von 100 Gulden abgelöst, 1849 wurden sämtliche Frondienste abgeschafft.

<sup>31</sup> StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 b, S. 2.

<sup>32</sup> Ebd. S. 86.



Das Manuskript liegt handschriftlich in einem Halblederband in Folio vor, 32,7 x 21,5 cm, es umfasst 129 handgeschriebene Seiten mit 23 eingebundenen Beilagen. Heute wird es im Stadtarchiv Reutlingen unter der Signatur Gemeindearchiv Rommelsbach Nr. 579 a verwahrt. Später entstanden noch zwei Handschriften unter der Überschrift „Chronik“,<sup>33</sup> begonnen von Lehrer Eugen Zimmermann, die als Ergänzung herangezogen werden.

Die vorhergehenden Stationen hat Zimmermann festgehalten. 1934 wurde die Chronik nach Rommelsbach zurückgebracht. Studienrat Rommel aus Freudenstadt, der Schwiegersohn des Schultheißen Raiser, war nach seinen eigenen Berichten durch den Vorgänger von Pfarrer Schüle in den Besitz der Blätter gelangt und übergab diese nun der Gemeinde. Zimmermann hat daraus einige Informationen für seine „Chronik der Gemeinde Rommelsbach“ verwendet. Danach war es in der Gemeinde in verschiedenen Händen, 1989 wurden Auszüge anlässlich des Ortsjubiläums „900 Jahre Bempflinger Vertrag“ ausgewertet.

Die Entstehung kann aus dem Text rekonstruiert werden. Die erste beschriebene Seite enthält die Angaben „1845 bis“, ergänzt wurde mit Bleistift und einer anderen Handschrift „1864“ und das Todesdatum „1870“. Der Beginn der Aufzeichnungen liegt, wie aus dem Text hervorgeht, mindestens im Jahr 1829, dazu greift Schäfer auf schon vorliegende eigene Notizen zurück, die er aus aktuellem Anlass vorgenommen hat, etwa zum Verlauf der Preisentwicklung in der Hungersnot 1817. Soweit sich dies rekonstruieren lässt, sind in der tabellarischen Übersicht die Entstehungszeiten angegeben.

Schäfer gibt seinem Text die Überschrift „Ortsgeschichte“, im laufenden Text spricht er von „Darstellung“, der weiterführende Chronist Zimmermann spricht von „Ortschronik“. Man stellt unterschiedliche Schreibformen fest, da er seine Aufzeichnungen nicht als durchgehende Narration niederschrieb. Er beginnt mit einer Bestandsaufnahme, die er auf das Jahr 1829 datiert, danach fasst er seine Erkenntnisse zur „älteren Geschichte“ zusammen. Grundlage dafür waren sicher mündliche Überlieferungen, in den 90er-Jahren des 18. Jahrhunderts setzen seine eigenen persönlichen Erfahrungen ein. Zur Verfügung stehen ihm ebenfalls die Dokumente aus der örtlichen Verwaltung, deren Bestand er auf den Seiten 62–69 beschreibt. Einen größeren Einschub bildet der Bericht über seine archäologischen Nachforschungen, mit denen er die älteste Besiedlung der Gemarkung aufklären will. Die aktuellen zeitgenössischen Ereignisse führt er fort bis zum Jahr 1849. Auffallend ist, dass danach die politischen Bemerkungen zunehmen, hier schlägt sich die allgemeine Politisierung nach der Revolution nieder. Verschiedene Listen der Bürger und

---

<sup>33</sup> Chronik I des Hauptlehrers Eugen Zimmermann von den Anfängen bis 1918. 185 S. (StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 b) sowie Chronik II von Oberlehrer Eugen Zimmermann, fortgeführt von Oberlehrer Walter Beck (ab 1938) von 1918 bis 1968. Band mit 186 S., StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 c.

Gebäude verdeutlichen die Ausgangslage für die 1850er-Jahre, diese werden chronikartig festgehalten, der letzte Eintrag erfolgt 1864. Erwähnenswert ist noch ein Einschub seiner Bestandsaufnahme und Analyse der Flurnamen („Gewende Namen“).

*Tabellarische Übersicht mit der aus dem Text rekonstruierten Entstehungszeit (Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Handschrift):*

Inhalt	Entstehung
S. 3–38 Bestandsaufnahme, Ortsbeschreibung Kirchliche Geschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Grundsteinlegung der Kirche 1827, Liste der Pfarrer Beschreibung der archäologischen Erkundungen und Ausgrabungen der „Römerhügel“ Geschichte der Gemeinde bis 1817	1829
S. 38–68 Ereignisse bis 1849 (Revolution 1848/49), wirtschaftliche Beschreibung 1849, Abschriften von Bürgerzetteln von 1693, 1750 1850, Gebäude 1849	1849–1850
S. 69–97 Politische Verhältnisse 1849/50 Flurnamen	1849–1850
S. 97–129 Chronik der 1850er-Jahre Bilanz des Jahrzehnts. Ereignisse bis 1864 Tod König Wilhelm I.	1851–1864

### 1.3 Editorische Notiz

Die Handschrift umfasst 129 Seiten (s. o.), zusätzlich wird im Text auf einige Anlagen verwiesen. Die originalen Seitenzahlen sind zwischen // integriert. Die Schriftform kommt nach der Klassifizierung von Süß<sup>34</sup> der „Schreibschrift des 19. Jahrhunderts“ am nächsten und ist insgesamt gut lesbar.

Die Transkription folgt buchstabengetreu der originalen Schreibform. Das bedeutet, dass auch orthographische Schreibungen, die den heutigen Regeln nicht entsprechen, übernommen wurden. Das Textverständnis wird dadurch nicht gefährdet, da die Schreibungen den heute gebräuchlichen zumeist entsprechen.

Die Zeichensetzung wurde an einigen Stellen zur besseren Lesbarkeit dem heutigen Gebrauch angepasst. Abweichungen von der heutigen Schreibung betreffen regelmäßig die Groß- und Kleinschreibung, die Schreibung von k

<sup>34</sup> Harald Süß: Deutsche Schreibschrift. Lesen und Schreiben lernen, München 2004.

statt ck, einfachem z statt tz, th statt einfachem t, y statt i sowie den Gebrauch von einfachem und doppeltem s bzw. ß. Eindeutige Abkürzungen wurden stillschweigend aufgelöst.

*Währung und Maße,<sup>35</sup> weitere Abkürzungen*

f.	Gulden (zu 60 Kreuzer)
x.	Kreuzer
lb.	Pfund
Scheffel	Getreidemaß. 1 Scheffel entspricht 177,22 l und ist unterteilbar in 8 Simri
Morgen	Flächenmaß. 1 Morgen entspricht im Königreich Württemberg zu dieser Zeit 3149 m <sup>2</sup>
p. p.	et cetera

## 2. Edition<sup>36</sup>

Inhalt

Topographie und Statistik (S. 139) – Ältere Geschichte, Kirchliche [Geschichte] (S. 143) – Örtliche Geschichte (S. 154) – Bürgerzettel 1693, 1750, 1850, Gebäudeliste (S. 173) – Flurnamen (S. 181) – Chronik 1851 bis 1864 (S. 197)

### //1//Rommelsbach, Oberamt Tübingen

Ortsgeschichte

Entworfen von Schultheis Schaefer von 1845 bis 1864<sup>37</sup>

### //3//a) Topographie und Statistik

Rommelsbach, ein evangelisches Pfarrdorf im Oberamt Tübingen,<sup>38</sup> liegt an der östlichen Spitze des genannten Oberamts und stößt gegen Morgen an das

---

<sup>35</sup> Wolfgang Trapp, Heinz Wallerus: Handbuch der Maße, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung, Stuttgart 2012.

<sup>36</sup> Den Abgleich der Transkription mit der Originalvorlage unterstützten Roland Brühl, Gerald Kronberger und Nicole Spiller vom Stadtarchiv Reutlingen sowie Herr Werner Krauß vom Redaktionsbeirat der Geschichtsblätter.

<sup>37</sup> „1864“ ebenso in Bleistift nachgetragen wie weiter unten „† 11. 2. 1870“. Dieser Eintrag und die folgenden Seitennummern wurden möglicherweise vom späteren Chronisten Lehrer Zimmermann vorgenommen. Auf ihn gehen vermutlich ebenso einige der Randbemerkungen zurück.

<sup>38</sup> Rommelsbach gehörte seit 1444 zum Amt, dann zum 1758 geschaffenen Oberamt Tübingen, das 1934 in Kreis Tübingen umbenannt wurde. 1938 wurde die Gemeinde dem Kreis Reutlingen zugeteilt.

Oberamt Urach bei der Gemarkung von Reicheneck, gegen Mittag an die Oberämter Urach und Reutlingen, bei den Markungen von Sondelfingen und Reutlingen, gegen Abend an die Markung Sickenhausen und gegen Mitternacht an Altenburg und Oferdingen. Die Entfernung von der Oberamtsstadt Tübingen beträgt drei Stunden. Der Ort enthält gegenwärtig am 1. Januar 1829 72 Wohn- und 13 Ökonomiegebäude, 87 Bürger<sup>39</sup> und Witwen 9, und im Ganzen eine Seelenzahl von 568 Seelen. Die Ortsmarkung enthält als Resultat der Landesvermessung an

Aekern	553 $\frac{6}{8}$	Morgen
Wiesen	230 $\frac{6}{8}$	Morgen
Gärten	17 $\frac{4}{8}$	Morgen
Weiden	180 $\frac{2}{8}$	Morgen
Länder	61	Morgen
Gebäude und Hofraum	8 $\frac{6}{8}$	Morgen
Wege, Bäche etc.	26 $\frac{6}{8}$	Morgen
	<hr/>	
	1078 $\frac{6}{8}$	Morgen

worzu noch 90 Morgen Waldung kommen, welche die Gemeinde im Schönbuch besitzt und die ihr von Seiten des Staats als Eigenthum zur Entschädigung für vormals gehabte Schönbuchsgerechtigkeiten<sup>40</sup> im Jahre 1823 abgetreten und zugetheilt worden sind.<sup>41</sup>//4//Gült- und Zehenderr ist das Haus Wür-

<sup>39</sup> Geregelt wurde dieser Status im Bürgerrechtsgesetz für das Königreich Württemberg vom 15. 4. 1828, ergänzt 1833. Es handelt sich um ein persönliches Recht, das nicht an den Aufenthalt in der Heimatgemeinde gebunden war. Zumeist wurde es durch Geburt erworben, möglich war ebenfalls die Heirat mit einem Bürger, der der Gemeinderat zustimmen musste. Entscheidend für die Gemeinden war die Verpflichtung, ihre Bürger „im Falle der Dürftigkeit“ aus den öffentlichen Kassen zu unterstützen.

<sup>40</sup> Den Rommelsbachern stand im nahen Schönbuch, wie über 50 weiteren Gemeinden auch, das Recht zu, den Schönbuch zu nutzen. Seit 1348 gehörte dieser zum Herrschaftsbereich der Württemberger, 1383 wird „Rumelspach“ als berechtigt aufgeführt. Diese Schönbuchgerechtigkeiten waren genau definiert und bestanden darin, dass es der Bevölkerung gegen Abgaben erlaubt war, Tiere zur Weide einzutreiben und sich mit Bauholz und Brennholz zu versorgen. Im 19. Jahrhundert begann die königliche Finanzkammer, die Ablösung dieser Rechte zu betreiben, um den Wald wirtschaftlicher nutzen zu können. Rommelsbach, das keinen eigenen Wald mehr besaß, erhielt zum Ausgleich 90 Morgen „vom Herrschaftswald“ als Ersatz für die am 9. Mai 1823 vertraglich abgetretenen Rechte.

<sup>41</sup> Nachtrag am Rand: „Die Brandversicherungs-Summe beträgt 1829 39 250 f. nach dem Resultat der Landesvermessung:

1 Kirche
65 Wohngebäude
33 Öconomie-Gebäude
<hr/>
99“



temberg<sup>42</sup> und in dessen Namen das Königliche Kameralamt Lustnau. In kirchlicher Hinsicht ist der Ort dem Decanat-Amt Tübingen untergeordnet.

Der Ort Rommelsbach bildete früher mit den 4 Orten Oferdingen, Altenburg, Sickenhausen und Degerschlacht ein eigenes Unteramt und das Unteramtsgericht, in welchem ein Amtmann präsierte, entschied über kleinere Streitsachen und Vergehen und übte überhaupt die kleinere Gerichtsbarkeit aus. Zum Amtmann wurde jedesmal der im höchsten Dienstalder stehende Schultheiß zu Rommelsbach und Oferdingen erwählt. Der letzte starb zu Rommelsbach im Jahr 1815. Zu Oferdingen war das gemeinschaftliche Rathaus und der dortige Schullehrer versah das Actuariat. Die Administrative war jedoch getrennt und jeder Ort hatte seinen eigenen Bürgermeister, nur einige Brücken und Steege innerhalb des Unteramtsbezirks und namentlich der Neckarsteeg bei Altenburg wurde auf gemeinschaftliche Kosten, nach einem gewissen Verhältnis unterhalten. Die Organisation von 1811 hob diese mehrere Jahrhunderte fortbestehende Einrichtung auf, und das im Jahr 1778 erbaute Rathaus wurde als für das Ganze entbehrlich der Gemeinde Oferdingen käuflich überlassen.

Von der Verbindlichkeit zur Unterhaltung des Neckarsteegs bei Altenburg pro rato<sup>43</sup> mitzuzahlen, wollten sich nun die vier Orte Oferdingen, Rommelsbach, Sickenhausen und Degerschlacht nach dem aufgehobenen Amtsverband und nachdem der Steeg im Februar 1823 durch den großen Eisgang gänzlich hinweggerissen worden war, nicht mehr verstehen und diese Baulast der Gemeinde Altenburg allein zuwenden, allein diese beschwerte sich und es erhob sich ein weitläufiger Prozeß, der bis jetzt noch nicht entschieden ist. Der Steeg ist indes seither nicht gebaut.<sup>44</sup>

---

<sup>42</sup> Württemberg hatte seit 1444 durch Kauf vom Reutlinger Patrizier Hans Teufel d. J. die Ortschaft inne und übte damit die hohe und niedere Gerichtsbarkeit aus. Im Laufe der Zeit konnten die Zuständigkeiten immer weiter ausgebaut werden. Ein großer Teil der Rechte und Einkünfte als Grund- und Leihherr wurde 1750 durch Kauf vom Kloster Zwiefalten erworben, der große Zehnt ging von der Rohrdorfer Kommende des Johanniterordens nach dessen Auflösung 1806 an die württembergische Herrschaft über. Diese Konzentration vereinfachte die Ablösung der Abgaben und Dienste, die 1817 begann. Die komplizierte Staffelfung der Pflichten erforderte viele Berechnungen und Verträge, die in der Zeit von 1817 bis 1847 geschlossen wurden und dafür sorgten, dass sukzessive immer weitere Lasten beseitigt wurden. Die Abschaffung des Zehnten und damit letztlich die Umwandlung des Grundbesitzes in frei verfügbares Eigentum wurde im Zusammenhang mit der 48er-Revolution erreicht. Es wurde für Rommelsbach ein Ablösungskapital errechnet, das in Raten bis zum 1. Januar 1873 zu bezahlen war.

<sup>43</sup> Anteilig.

<sup>44</sup> Randbemerkung: „Der Verband wurde in letzter Instanz durch das Königliche Obertribunal aufgehoben und der Neckarsteeg nicht mehr gebaut.“

## b) Ältere Geschichte

### 1. Kirchliche

Erst mit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hebt sich die Geschichte Rommelsbachs an, unerachtet der Ort, der ursprünglich aus 4 Höfen bestund, lange vorher schon existiert haben mag. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die Entstehung des Orts römischen Ursprungs sei,<sup>45</sup> da die Römer unstreitig entweder im Orte selbst oder wenigstens in der Nähe desselben einen festen Standpunkt oder längeren Aufenthalt gehabt haben, diß beweisen theils der Name des Ortes selbst, der sehr wahrscheinlich seinen Namen<sup>46</sup> theils von den Römern theils von dem Bache an dem er liegt, erhielt, andererseits aber sind, wie wir nachher sehen werden, unläugbare Beweise von dem Aufenthalt der Römer auf der Ortsmarkung vorhanden.//6//Das älteste schriftliche Document, das uns bis jezt bekannt ist, ist vom Jahr 1401. In diesem Jahre wurde dahier eine Frühmeß Caplaney gestiftet und von dem Constanzer Bischöflichen Vicariat fundirt und bestätigt, auch dem Pfarrer zu Oferdingen untergeordnet, welchen der Caplan in seinen Amtlichen Verrichtungen so viel wie möglich zu unterstützen hatte. Die Frühmeß Capelle stund wo die jezige Kirche steht, außerhalb des Orts, und das Caplaney Haus gleich vor derselben.

Das Einkommen dieser Frühmeßpfründe bestund größtenteils aus Güthergenuß und Theilgebühren aus 23 Jauchert Akers im Hau. Merkwürdig ist, daß ein großer Theil dieser Besoldungs-Güther auf Reuttlinger Markung liegen und noch jezt der hiesigen Pfarrei zuständig sind. Was sich vielleicht auf folgende Weise erklären läßt: Zur Zeit der Stiftung der Frühmeß Kaplaney

---

<sup>45</sup> Für einen römischen Ursprung der Gemeinde gibt es keine Belege. Die Herleitung des Namens Rommelsbach von der Anwesenheit der Römer und möglicherweise einer Ansiedlung durch Legionäre ist im 19. Jahrhundert offensichtlich populär und Schäfer gibt diese Version wieder, bezeichnet sie aber selbst als Mutmaßung. In der Forschung zur Namensgebung wird dies nicht mehr vertreten, stattdessen gibt es mehrere Hypothesen, vgl. Rommelsbach (wie Anm. 11), S. 103 f.; vgl. Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997, S. 440. Danach geht der Name in die Phase des fränkischen Landesausbaus im 8. Jahrhundert zurück. Unter den Siedlungen dieser Zeit findet sich verschiedentlich das Grundwort *-bach*. Die Orte sind weitgehend Rodungssiedlungen, die aufgrund der Bevölkerungszunahme entstanden. Die unter fränkischer Herrschaft lebenden Alemannen waren gezwungen, statt extensiver Vieh- und Weidewirtschaft zunehmend Ackerbau zu betreiben. In diese Phase fallen einige Ausbausiedlungen, möglicherweise auch Rommelsbach. Ebenso fällt in diese Zeit die Ansiedlung von Bevölkerung aus romanischen Landesteilen des Frankenreichs, die im Gefolge von fränkischen Herren nach Alemannien gebracht werden. Dafür spricht die alte Schreibweise „Romanisbach“. Ungeklärt muss aber trotzdem bleiben, ob sich Rommelsbach auf die Ansiedlung romanischer Bevölkerungsteile bezieht oder auf den Eigennamen eines fränkischen Herrn. Eine dritte Möglichkeit besteht in der Anknüpfung an den älteren Flurnamen „Römmelwäldchen“ oder „Rummelswälle“ in Verbindung mit dem Dietenbach.

<sup>46</sup> Randbemerkung: „In einer Zwiefalter Urkunde schreibt sich der Ort Romanisbach.“

gehörte der Ort einem Patrizier der Reichsstadt Reutlingen eigenthümlich zu, dieser hieß Hans Tufel und hatte große Besitzungen in der Umgebung, auch war lange vorher schon Rommelsbach nach Reutlingen eingepfarrt, und sogar die Todten musten auf den dortigen Gottesaker hingetragen werden, erst mit der Stiftung der Frühmeß Caplaney scheint der Ort nach Oferdingen eingepfarrt worden zu seyn, wahrscheinlich nun sind die Pfarrgüther auf Reuttlinger Markung eine Herausgabe der dortigen Pfarrey an die hiesige neu errichtete Caplaney oder aber sind es fromme Stiftungen von Reuttlingern, vielleicht vom Gutsherrn selbst, es ist übrigens ungewis, ob der Gutsherr oder die Maltheser Ritterordens Commende Rohrdorf<sup>47</sup>, der damals der große Frucht- und Heuzehende auf Rommelsbacher Markung schon zustund, diese Caplaney gestiftet habe, so viel ist gewis, daß sich später die Commende im Besize des Patronat-Rechts der Caplaney, so wie die Pfarrei Oferdingen, befand, und dieses durch einen Vertrag vom 3. September 1586 an Württemberg abtrat.

Es ist ungewis ob diese Caplaney bis zur Reformation fortgedauert habe, die Fortdauer ist jedoch sehr wahrscheinlich, weil die Frühmeß Capelle sich bis zur Reformation erhielt, auch sich die Gemeinde dieses Recht nicht wollte streitig machen lassen, auch sogar die Commenthurei Rohrdorf noch, welche erst anno 1586, als schon die Reformation vorüber war, und die Caplaney notwendig aufgehoben seyn muste das Präsentationsrecht an Württemberg verhandelte. Freilich konnte dieses Recht nie von dem der Pfarrey Oferdingen getrennt werden und Württemberg mag auch damals schon vielleicht die Errichtung einer eigenen Pfarrei in Rommelsbach beabsichtigt haben.

Vor und nach der Reformation war der Ort Filial von Oferdingen und blieb es auch bis zum Jahre 1681, um welche Zeit als sich die Bevölkerung Rommelsbachs immer mehr vermehrte, die Einwohner sich genöthigt gefunden, um die Einrichtung einer eigenen Pfarrei zu bitten, was ein solcher Mißgriff war, dessen sich die Enkel und Urenkel in langer Zeit noch beklagen werden. Nach vielen Deliberationen mit dem damaligen Pfarrer zu Oferdingen über die Herausgabe desjenigen Theils der Pfarrbesoldung, welche er von Rommelsbach bezog, wurde ihnen endlich ihre Bitte gewährt, jedoch unter der Bedingung, daß sie den Bau eines neuen Pfarrhauses so wie das *onus fabricae*<sup>48</sup> oder die Unterhaltung desselben zu übernehmen hätten. Auch wurde das Pfarreinkommen bestimmt und dieses theils aus den Einkünften der längst schon aufgelösten Caplaney, das bisher der Pfarrer zu Oferdingen bezog, theils von der Gemeinde selbst, theils auch von der Herrschaft fundiert.

---

<sup>47</sup> Der Johanniterorden geht bis in die Zeit vor dem Ersten Kreuzzug zurück. Die Johanniter waren bis 1586 die Patronatsherren der Pfarrei Oferdingen/Rommelsbach und erhielten dafür den großen Zehnten. Bis 1806 verfügten sie über Besitzungen im heutigen Reutlinger Nordraum.

<sup>48</sup> Kirchenbaulast.





Rommelsbach, mit der 1650 erbauten und zu Zeiten Schäfers ersetzten Kirche. Im Hintergrund die Feldmarkung, direkt um das Dorf Obstwiesen und Gärten. Aquarell von Andreas Kieser, um 1683.

Ich habe oben die Bitte um die Errichtung einer eigenen Pfarrey einen großen Mißgriff genannt, ich mus nun auch zeigen warum: Durch die Bedingung, daß die Gemeinde das nötige neue Pfarrhaus selbst zu bauen und zu unterhalten habe, hat sich die Gemeinde eine Baulast zugezogen, welche ihre Kräfte bei weitem übersteigen mus, daß dieses erst später fühlbar wurde als das anno 1681 neu erbaute Pfarrhaus anfang älter zu werden und mehr in Verfall zu gerathen, da es ohnehin nicht dauerhaft gebaut worden war, und große Summen daran nuzlos verwendet wurden und noch mehr da es//9//vor einigen Jahren für ganz irreparabel erklärt, und im Frühjahr 1825 auf den Abbruch verkauft wurde. Jezt soll nun ein neues Pfarrhaus wieder gebaut werden, und da zu gleicher Zeit eine neue Kirche von der Gemeinde erbaut werden mus, so müste die kleine stille fleissige Gemeinde zu Grunde gehen, wenn ihr nicht von Seiten höchster Behörde an die Hand gegangen worden wäre.

Meines Bedünkens hätten sollen die dermaligen Einwohner Rommelsbachs mit der Bitte um Errichtung einer eigenen Pfarrey noch länger zuwarten, späterhin hätte sich der Filial Verband von der Mutterkirche zu Oferdingen bei der immer mehr zunehmenden Bevölkerung doch auflösen müssen und dann hätte entweder die gnädigste Herrschaft oder der damalige Zehendherr die Malteser Ritterordens Commende Rohrdorf wegen dem Bau des Pfarrhauses vielleicht in Anspruch genommen werden können. Ich will jedoch unsere braven Vorfahren keineswegs tadeln, daß sie zu voreilig gehandelt hätten. Diese haben allerdings sehr große Opfer gebracht, und wir dürfen uns an der jezigen Baulast gar nicht grämen, wenn wir bedenken was jene vor uns gethan haben. Unsägliche Leiden hatten sie während des 30 jährigen Kriegs erduldet, an

Krankheiten, Hunger und auf der Flucht waren viele umgekommen, aber dieser Krieg raubte ihnen vollends alles, was sie bis jetzt noch gerettet hatten indem im Jahre 1643<sup>49</sup> fast der ganze Ort samt der Kirche durch die öster//10//reichischen Heere vorher ausgeplündert, dann angezündet, ein Raub der Flammen wurde. Dennoch war kaum der Krieg geendet, und viele hatten vielleicht noch nicht einmal ihre eigenen Wohnungen errichtet, als sie schon wieder anfangen, aus ihren eigenen Mitteln, zwar durch eine mäßige Brandsteuer unterstützt, auf die Trümmer der Alten, eine neue Kirche, zu erbauen, so daß diese schon im Jahre 1650 eingeweiht werden konnte.

Dreissig Jahre später bauten sie das jetzt abgebrochene Pfarrhaus, gleichfalls auf ihre Kosten; man mus mit Recht gestehen, daß diese Aufopferungen für eine so kleine Gemeinde gewis nicht gering gewesen sein mögen. Wahrscheinlich waren sie des Filial Gottesdienstes überdrüssig, vielleicht war es auch ein wenig Stolz mitunter, wenn sie bedachten, daß ihre Vorfahren doch wenigstens einen eigenen Kaplan hatten. Schon bei der Errichtung der jetzt noch stehenden Kirche müssen sie auf eine eigene Pfarrey abgehoben haben; weil dieselbe viel größer als die alte – vielleicht noch aus den Zeiten der Frühmesse stehenden Kirche gebaut worden ist.

Genug, Rommelsbach erhielt im Jahre 1681 einen eigenen Pfarrer und dieser hies M. Johannes Hebsaker und war gebürtig aus Reuttligen.

Die Einwohnerschaft war von da an stille, ruhig und zufrieden, mit ihren, in einem Zeitraum von 140 Jahren aufeinander folgenden 6 Pfarrern,<sup>50</sup> jeder-

<sup>49</sup> Von 1634 bis 1648 wurde Württemberg sehr stark durch die Kriegereignisse in Mitleidenschaft gezogen. Die Schweden als Vormacht der Protestanten hatten die entscheidende Schlacht bei Nördlingen verloren, sodass die kaiserlichen Truppen ungehindert in den Südwesten vordringen konnten. Aus einer Reihe von weiteren Schlachten ging kein eindeutiger Sieger hervor. Die umherziehenden Soldaten waren zumeist darauf angewiesen, für ihre Ernährung selbst zu sorgen, de facto bedeutete dies, dass sie in unglaublicher Weise zu Lasten der Bevölkerung plünderten und raubten. Im Herzogtum Württemberg sank die Einwohnerzahl durch Hunger, Seuchen und Totschlag von ca. 410 000 1633/34 auf rund 171 000–175 000 Einwohner um 1655, vgl. die neu errechneten Zahlen bei Wolfgang von Hippel: Das Herzogtum Württemberg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel von Steuer- und Kriegsschadensberichten 1629–1655. Materialien zur historischen Statistik Südwestdeutschlands, Stuttgart 2009, S. 32.

<sup>50</sup> Randbemerkung S. 10–11: „Diese [= Pfarrer] waren folgende:

- 1.) M. Johann Andreas Hebsaker 1681–1691
- 2.) M. Johann Friedrich Jung, 1691–1704
- 3.) M. Johannes Majer, 1704–1715
- 4.) M. Joh. Jakob Schweikart, 1715–1763
- 5.) M. Amandus Valentin Dobel 1764–1801
- 6.) M. Christoph Eberhard Dinkelaker 1801–1821  
Vacatur 1821–1830
- 7.) M. Johannes Dehlinger, 1830–1832
- 8.) M. Christian Lempp, 1832–1858
- 9.) M. Joh. Christian Engel 1858–1876 von Eschenbach Oberamt Göppingen, aufgezogen  
27. Juli 1858, investiert den 1. August 1858

zeit//11//froh, des Filialgottesdienstes enthoben zu seyn, scheute man keine Opfer, welche sowohl die alte ihrem Verfall nahende Kirche, als das Pfarrhaus verursachten, an beiden wurden schon vor etwa 60 Jahren bedeutende Reparaturen vorgenommen, was aber, da die Sache unverständigen Handwerksleuten anvertraut wurde, ihren gänzlichen Verfall noch mehr beschleunigte, als endlich vor etlichen Jahren die Regierung vollends beide Gebäude gänzlich für irreparabel erklärte, so war man der Aufbringung der Baukosten, da wie schon gesagt beide Baulasten auf der Gemeinde liegen, sehr in Zweifel. Die Gemeinde hatte zwar seit einiger Zeit aus Frucht und Holzverkäufen und andrer Commun-Revenüen<sup>51</sup> ein kleines Capital gesammelt, aber das mochte nicht viel helfen, da der ganzen Kosten sich immer auf 25 000 f. belaufen mochte, was freilich die Kräfte der Gemeinde, zumal bei den bösen Zeiten, bei weitem überstieg.

Es musten daher sowohl von dem Ortsvorstand als den höheren Königlichen Behörden nach Mitteln gerungen werden, die nöthigen Baukosten grossentheils auf eine Weise sich zu verschaffen, ohne daß die Lasten zu empfindlich auf die Gemeinde zurückfallen würden. Dieses wurde nun auf folgende Weise ins Werk gerichtet://12//Schon im Jahre 1816 wurde von Seiner Königlichen Majestät ein Beitrag zum Kirchenbauwesen von 450 f. aus dem Kirchengut und später aus der Privatkasse des Königs eine großmütige Unterstützung von 200 f. verwilligt und erhoben, auch wurde der Gemeinde erlaubt, ihre Noth in öffentlichen Blättern dem Publikum darstellen, und um Unterstützung bitten zu dürfen, was zwar dem Zweck nicht ganz entsprach, doch aber mehrere lobenswerte Beysteyern zur Folge hatte, selbst aus Wien wurden von einem Ungenannten 25 f. eingesendet.

Während diß auf einer Seite so fortging, was man auf Seiten der Gemeinde auch nicht müßig, sich die Hilfsmittel zu verschaffen, es wurde also von Seiten des Ortsvorstands allein aufgeboten die Kommun-Revenüen möglichst zu erhöhen, es wurde Holz verkauft, das Gemeindeobst das früher unter die Bürger vertheilt worden, wurde gleichfals verkauft, mehrere Gemeinde-Plätze wurden umgebrochen und mit Haber eingesät und dieser sodann verkauft, und alles Geld zu Capital angelegt, so daß sich dieses in kurzer Zeit ordentlich vermehrte. Alles dieses würde jedoch nicht hinreichend gewesen sein die Mittel in so kurzer Zeit herbeizuschaffen, wenn nicht das Königliche Consis-

---

10.) Carl Friedrich Baur 1877–1887

11.) Wilhelm Ludwig Elsenhans 1888–1895 von 1895–1900. Vacatur wegen Erneuerung des Pfarrhauses

12.) Wilhelm Müller, geb. 24. Februar 1841 in Tübingen. Pfarrer hier seit 9. Januar 1901, nachher in Neckartenzlingen bis 1911

13.) Pfarrer Ernst Bender 1912–1922 von Großglattbach.“

Wechsel der Schreiberhand ab Ziffer 9. Die folgenden Pfarrer wurden also nachgetragen.

<sup>51</sup> Einkünfte der Gemeinde.

torium im Einverständnis mit den//13//betreffenden höheren Königlichen Behörden den Entschluß gefast hätte[n],

„Die hiesige Pfarrei so lange vacat zu lassen, als die nach Bestreitung eines Pfarrverwesers zu erübrigende Summe der Pfarrbesoldung einen Fond gebildet habe, der zur Erbauung des Pfarrhauses und der Scheuer hinreichend seye.“

Es wurde also der seit 1801 hier gewesene und von Mönchweiler Oberamts Sct. Georgen jezt zum Großherzogtum Baaden gehörig, hierher beförderte Pfarrer Herr Christoph Eberhard Dinkelaker auf Ostern 1821 auf die Pfarrei Holzelfingen Dioecese Reutlingen versetzt und der dermalige Pfarrer zu Degerschlacht, Herr M. Johann Christian Ehmann mit einem jährlichen Gehalt von 312 f. zum Pfarramtsverweser angeordnet. Die Pfarrgüther wurden nun auf die Dauer von der Pfarr Vacatur verpachtet, die Zehnden und sonstigen Gefälle aber jedesmal von der Erndte verkauft und zur Verwaltung ein eigener Baufonds Rechner, in der Person des Schultheis Schäfer aufgestellt, und die Oberaufsicht über diese Verwaltung dem Königlichen Oberamt Tübingen und dem Cameralamt Lustnau übergeben.//14//

Auch das Reformations-Säkularfest am 31. Oktober 1817 wurde in hiesiger Kirche feierlich begangen und anstatt Verschönerungen in der alten Kirche anzubringen, wurde auf Kosten der Gemeindekasse das Bildniß Luthers, von dem Maler Bek in Reutlingen gemalt, angeschafft und über dem Altar aufgehängt. Dieses schöne gutgetroffene Gemälde wird einstens auch die Wände der neuen Kirche zieren.<sup>52</sup>

Ich werde in diesem Abschnitte nur noch die feyerliche Legung des Grundsteins der neuen Kirche vortragen, die weiteren Verhandlungen über den Bau derselben, die Versezung p. p. eignen sich in die örtliche Geschichte und werden hienach folgen.

Mit der Amtsführung des neuen Pfarrverwesers war man im Orte so wohl zufrieden, daß man, da das Königliche Consistorium einige mal einen Pfarr Vicar hieher versetzen wollte, Bittschriften einreichte und um Belassung in dem bisherigen Zustand bat, was dann immer auch gewährt wurde. So dauerte der Zustand fort, bis zum Jahr 1827, als man von Seiten der Königlichen Regierung ernstlich darauf drang, einmal doch mit dem Bauwesen anzufangen, und nun entschlos man sich zu dem Bauwesen für den Sommer 1827 und zwar sollte mit der Kirche//15//der Anfang gemacht werden, alles wurde nun hiezu ins Werk gerichtet, Plane und Überschlüge gemacht, Akorde verhandelt und dann der Anfang wirklich gemacht, so daß am 2. August der Grundstein der Kirche gelegt werden konnte.

<sup>52</sup> Am Rand: „Diesem wurde in der neuen Kirche zum 300-jährigen Jubelfeste der Übergabe der Augsburger Confession das seines Collegen Philipp Melanchthon, gleichfalls von Bekh in Reutlingen gemalt, beygesellt.“

Alles war zu dieser Feyerlichkeit vorbereitet und der große Ekquader an der vorderen südöstlichen Ecke unten an der Straße hierzu gewählt, in welchen ein viereckiges Loch eingehauen worden, um darin die hiernach beschriebenen Sachen aufzubewahren, als alles hineingestellt war, wurde die Öffnung mit Kohlenstaub ausgefüllt und mit einer Eisenplatte bedeckt und dann der obere große Quader darüber hergewälzt. Die Schriften, Früchte und der Wein wurden in gläserne Boutillen verschlossen, das Geld aber frey in Pappier eingewickelt und hineingelegt.

Vormittags 9 Uhr versammelten sich ungemein viele Zuschauer, sowohl von hier als der Umgegend, namentlich von Reuttlingen auf dem Bauplaze. Die Schuljugend mit ihrem Lehrer stimmte dann den vierstimmigen Choral Gesang „Lobe den Herren“ an und nach Beendigung der 2 ersten Verse hielt der Pfarrverweser folgende

„Rede über Beschreibung der Feyerlichkeiten bei Legung des Grundsteins der neuen Kirche//16//zu Rommelsbach Ober- und Dekanatsamt Tübingen am 2. August 1827 gesprochen von dem seit Georgi 1821 als Pfarramtsverweser dahier angestellten Pfarrer zu Degerschlacht M. Johann Christian Ehmann:

Der in der Höhe und im Heiligthumme wohnt und in dieser fröhlichen Erndezeit unsere Herzen aufs neue mit Speise und Freude erfüllet, der Vater der Liebe sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern, damit wir und unsere nachkommenden Geschlechter immer fester und unbeweglicher erbauet werden auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Ekstein ist, welcher ist Gott über alles gelobet in Ewigkeit Amen.

Es ist hochgeschätzte und theuerste, eine seltene feyerliche Handlung, welche uns heute an dieser Stätte vereinigt, wo auf den Trümmern eines gewöhnlichen Menschenhauses ein neues Gotteshaus aufgeführt und der Grundstein desselben nun feyerlich gelegt werden soll.

Wir versetzen uns im Geiste in die frühere Jahrhunderte, um die Bedeutung und den Wert unserer heutigen frommen//17//Besinnung zu würdigen, und den Bau eines neuen Tempels vor der Jezt- und Nachwelt zu rechtfertigen.

Nach den nur sparsamen Andeutungen, welche einige geschichtliche Bruchstücke uns gewähren, stand schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem gegenwertigen Standpunkt unserer alten Kirche eine Frühmeßkapelle, welche mit Genehmigung der damaligen Abtey Zwiefalten, wohin die hiesige – einst nur aus wenigen Familien bestehende Gemeinde mit Guth und Blut gehörte, und bis zum Jahre 1806 mit der Malteser Ordens Commende Rohrdorf-Däzingen in Feudal-Verhältnissen stand, erbaut und als eine Fialkirche von der Pfarrey Oferdingen, theils vor theils nach der Reformation bis zum Jahre 1681 versehen, wo Rommelsbach

müde der langen kirchlichen Abhängigkeit sich durch Gründung einer eigenen Pfarrei zur kirchlichen Selbstständigkeit erhob.

Von einem furchtbaren Unglücke wurde Rommelsbach etwas früher in der Mitte des 17. Jahrhunderts getroffen, indem unter den Verheerungen des 30jährigen Kriegs im Jahre 1643 der ganze Ort mit seiner Kirche ein Raub der Flammen wurde. Aus ihrer Asche stand dann, mittelst einer gesammelten Brandsteuer die jezt noch stehende Kirche empor, //18// welche am Sonntage Misericordias Domini<sup>53</sup> des Jahres 1650 durch den damaligen Amtsdecan Balthasar Raith zu Derendingen feierlich eingeweiht wurde.

Daß jedoch diese Kirche auf keinem Felsen gegründet, mithin Jahrhunderte nicht zu trozen im Stande war, bewiesen die Risse und Spalten welche in den Grundmauern derselben sichtbar sind und schon manche Besorgnisse erregten.

Mit vielfältigen der Gemeinde lästigen Kostenaufwände wurden von Zeit zu Zeit Verbesserungen unternommen, der den Einsturz drohende Kirchturm abgehoben, aber damit dem ursprünglichen Gebrechen des Gebäudes nicht abgeholfen, so daß schon seit 30 Jahren das Bedürfnis eines neuen Kirchenbaues gefühlt und mit den Jahren immer dringender und unabweislicher wurde. Die endliche Befriedigung dieses Bedürfnisses und die Ausführung längst entworfenener und wieder verworfener Pläne war unsren Tagen aufbehalten, so drohend auch der Drang der Zeit einem solchen Unternehmen entgegen trat, denn nicht nur eine neue Kirche, auch ein neues Pfarrhaus, eine neue Pfarscheuer sollte gebaut und ein neuer Begräbnisplatz zu gleicher Zeit angelegt und alle diese Kosten aus den schwachen Mitteln einer nur aus 448 Seelen //19// bestehenden Gemeinde bestritten werden. Zwar wurde schon im Jahre 1816 zum Kirchenbau ein Beitrag von 450 f. aus dem evangelischen Kirchenguth und später aus der Privatkasse des regierenden Königs Majestät eine großmütige Gabe von 200 f. gnädigst bewilligt, worzu neuerdings in folge öffentlicher Aufforderungen, die höchsten Orts gestattet wurden, einzelne dankenswerthe Privatbesteuern selbst aus dem fernen Auslande kamen. Bey der offenbaren Unzulänglichkeit der vorhandenen Baumittel blieb indessen zur möglichen Erreichung des Zwecks kein anderer Ausweg übrig, als die höhern und höchsten Behörden um Gestaltung einer allgemeinen Collecte anzusprechen.

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen wurde endlich dieselbe durch die preiswürdige Unterstüzung unseres hochverehrten Herrn Oberamtmanns Wekerlin und des Hochwürdigten Herrn Dekans und Professors Dr. Münch in Tübingen, so wie durch den lobenswerthen Eifer der Ortsvorsteher im vorigen Winter glücklich ins Leben gerufen, so daß im Laufe dieses Frühjahrs in sämtlichen evangelischen Kirchen des Königreichs eine Sammlung

---

<sup>53</sup> Zweiter Sonntag nach Ostern, 1650 der 28. April.

veranstaltet wurde, von deren Gesamtbelauf//20//eine bedeutende Erleichterung der Baulast sich hoffen läßt und ihr mit der Hülfe Gottes und theilnehmender hoher und niederer Menschenfreunde, welchen hier öffentlicher, lauter, inniger Herzens-Dank zugerufen und Gottes reiche Vergeltung gewünscht wird, uns in den Stand gesetzt sehen, heute nachdem schon im März d. J. erfolgden Abbruche des zum vorliegenden Zweke von dem Bürger alt Jacob Lang erkauften Hause nebst Scheuer den Grundstein zu einem Tempel zu legen, dessen Vollendung die Meisterhand unseres verehrten Herrn Kreisbauraths Roth und die Geschicklichkeit des Werkmeisters Stoll und des Balliers Grosch in Tübingen so wie des Werkmeisters Dezel von Reuttlingsen der Mit- und Nachwelt verkünden wird, einen Tempel wo wir und unsere Nachkommen den allein wahren Gott und den, den er gesandt hat, Jesum Christum im Geiste und in der Wahrheit verehren, wo wir Worte des Friedens, des Trostes, der Ermahnung, der Warnung vernehmen, wo wir unsere Neugeborne dem dreimal heiligen Gotte weihen, Ver söhnungs-Tod unsers göttlichen Mittlers im Mahle der Liebe feiern, dem Bunde ehelicher Liebe und Treue das Siegel himmlischer Weihe aufdrücken//21//und unsere der Schule entwachsene Jugend in dem Schoos der Christen-Gemeinde segnend aufnehmen, wo wir Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung vor dem Herrn gemeinschaftlich aussprechen, wo wir mit einem Worte gesegnet werden sollen mit allerlei geistlichem Seegen in himmlischen Güthern durch Christum.

Möchte dieser hohe heilige Zweck der öffentlichen Gottes-Verehrung vorerst an Dir erreicht werden, theure Gemeinde, zu deren Besten diß neue Gotteshaus gebaut wird! Möchtet ihr durch Wort und That beweisen, daß auch ihr auf Christo mit erbauet seyd zu einer Behausung Gottes im Geist! Dann wird die Herrlichkeit des Herrn an euch, sich offenbaren, dann werdet ihr das Eurige dazu beitragen, daß der große Bau der Christlichen Kirche wachse zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Vest ist sie nun gemauert die Grundmauer auf welcher das der Anbetung des großen Gottes gewidmete Gebäude ruhen soll. Der Ekstein der die heilige Last zu tragen vorzüglich bestimmt ist, soll nun mit einigen bedeutungsvollen Andenken an diese feierliche Stunde gefüllt, vestgemauert und für die ganze Zeit, da das neue Gotteshaus stehen wird, //22//verschlossen werden. Der Bau der Kirche selbst soll in kurzer Zeit emporsteigen und mit seinem Giebel und Kreuze zum Himmel weisen, der unser aller Vaterland ist.

Wo Du aber o Herr nicht das Haus bauest, so arbeiten umsonst, die daran bauen, darum flehen wir, Du wollest auch zu diesem Bau, der ein Dir geweihtes Heiligthum werden soll, Deinen Seegen verleihen. Bewahre nach Deiner Güte alle, die daran bauen und arbeiten vor Unglück und Schaden, segne das Werk ihrer Hände, damit das Haus das sie bauen, eine deiner Verehrung würdigen Stätte werde. Bewahre diesen Bau, wenn er vollendet sein wird, vor Feuer und anderen zerstörenden Unfällen. Segne

jedes Wort, das in diesem Haus gebettet, gesungen und gepredigt werden wird, und laß es leuchten und brennen in den Herzen der Hörer als ein himmlisches Licht, das ihre Augen erleuchte und ihren Pfad durchs irdische Leben zum Ziele des Glaubens erhelle. O Herr hilf, o Herr laß alles wohl gelingen, Amen!

Der Sitte gemäß legen wir nun einige Erinnerungszeichen an diese Stunde, welche verborgen bleiben sollen, so lange der Bau dieser Kirche stehen bleiben//23//wird, in den Grundsteinen derselben und zwar:

1.) Einige Münzen geschmückt mit dem Bilde unseres allgeliebten Königs Wilhelm<sup>54</sup> des Wohlthäters, auch dieser Gemeinde und Beförderer ihres Kirchenbaues namentlich

- a) einen Kernenthaler von dem Kreisbaurat Roth in Reutlingen,
- b) ein Guldenstück, von dem hiesigen Gemeindepfleger Johann Georg Raiser,
- c) ein vier und zwanzig Kreuzerstück von dem Pfarrverweser M. Ehmann,
- d) ein zwölf Kreuzerstück von dem Schultheiß Johann Martin Schäfer,
- e) sechs Kreuzer-Groschen, ein- und halbe Kreuzer-Stücke von dem Geometer Schäfer.

(Während dem diese Münzen eingelegt wurden, sprach der Pfarrer): „Du gibst einem Könige langes Leben, daß seine Jahre währen immer für und für. Erzeige ihm Güte und Treue, die ihn behüten, so wollen wir deinem Namen lobsingend ewiglich“, Psalm 61, 7–9.

2.) Hierauf die Früchte des Feldes von diesem und das Gewächs des Weinstocks vom vorigen Jahre.

„Du feuchtest die Berge von oben her, du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zum//24//Nutzen der Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest und daß der Wein erfreue des Menschen Herz, und Brod des Mensch sein Herz stärke.“ Psalm 104, 13–15.

„Aber Jesus spricht zu seinen Gläubigen: Ich bin das Brod des Lebens, wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer an mich glaubet der wird nimmermehr dürsten.“ Johannes 6, 35.

3.) Ferner: Die vorstehende Rede und schriftliche Nachricht über die Erbauung dieser Kirche.

„Der Herr hat ein Reich und herrschet unter den Heiden, er wird einen Saamen haben, der ihm dienet, vom Herrn wird man verkündigen zu

---

<sup>54</sup> König Wilhelm I. von Württemberg (1781–1864), von 1816 bis 1864 zweiter König von Württemberg. Württemberg war 1806 auf Betreiben Napoleons zum souveränen Königreich erklärt worden. Wilhelm I. folgte seinem Vater auf dem Thron und galt in der ersten Regierungsphase bis 1848 als eher liberaler Landesvater, der die Wirtschaft förderte und aus dem neuen Staat ein einheitliches Verwaltungsgebilde schuf. Danach verfolgte er eine zunehmend restaurative Politik. Ablesbar ist dies z. B. in der vorliegenden Chronik in dem Verhalten als Reaktion auf die Wahlen nach 1848.





Die 1827–1828 neu errichtete Kirche, daneben das Rathaus. Aufnahme der 1960er Jahre. Foto: Dohm.

Kindeskind. Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen, dem Volke das gebohren wird, daß ers thut.“ Psalm 22, 29, 31, 32.

Und nun möge unter dem Segen des Herrn der Grundstein geschlossen und festgemauert werden.

(Während dieses geschah sprach der Pfarrer weiter):

„Es spricht der Herr: Siehe ich lege zu Zier einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Ekstein, der wohlgegründet ist. Jes. 28, 16.

„Der Stein, den die Bauleute verworffen haben, ist zum Ekstein worden.//25//Von dem Herrn ist das geschehen und er ist wunderbarlich vor unsern Augen.“ Math. 21, 42.

„Das ist der Stein, der zum Ekstein worden ist. Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen seelig werden.“ Apostelgeschichte 4, 11, 12.

„Einen andern Grund kann niemand legen außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ.“ 1. Cor. 3, 11.

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, Amen!“

Das Gebet, des Herrn, der Seegen und die Absingung der übrigen Verse des angefangenen Liedes endigten die religiöse Feyer des Tages.

Zum Schluß thaten die meisten Anwesenden der Gewohnheit gemäs drei Schläge mit dem Hammer auf den Grundstein.

Bey der feyerlichen Legung desselben bestund der weltliche Ortsvorstand aus dem Schultheissen Johann Martin Schäfer, dem Gemeindepfleger Johann Georg Raiser, Stoll, den Gemeinde Rhäten

Johann Martin Müller Mezger  
 Jakob Reicheneker  
 Veit Schur Weber  
 Johann Ludwig Knapp  
 Johann Martin Schäfer, Feldmesser  
 Stiftungspfleger Johann Martin Raiser Stoll,  
 Amtsdienner Johann Martin Gekeler.//26//

Die längst schon erbetene Collecte, welche im Februar 1827 von dem Königlichen Consistorium in allen evangelischen Kirchen des Königreiches ausgeschrieben und theils mittelst Aufstellung der Opferbeken, theils durch abgeordnete Deputationen von Haus zu Haus ersammelt wurde, betrug nach der abgelegten Rechnung 1694 f. 48½ x. und die Privatbeitrage mehrerer Personen 103 f. 3 x., zusammen 1797 f. 51½ x. und hat die hier ledig verstorbene Anna Barbara Raiserin unterm 13. August 1817 zu Anschaffung einer Gloke 200 f. legirt, wovon der Zins bis 1828 ebenfalls 100 f. beträgt. Hievon wurde die jezige kleine Gloke angeschafft, und von Glockengießer Schmelz in Biberach gegossen.//27//

## b) Örtliche Geschichte

Diese ist sehr im Dunkeln und aus den vorhandenen wenigen Daten lassen sich nur Muthmassungen folgern. Das Örtchen war im Anfange zu unbedeutend und zu abgelegen, als daß wir bei irgend einem merkwürdigen Vorfalle in der Geschichte dessen Erwähnung erwarten dürften. Indessen mag sich im grausten Alterthum die Gegend um Rommelsbach und vielleicht das Örtchen selbst sehr vor anderen hervorgethan haben, weil hier merkwürdige Spuren von irgend einer wichtigen Begebenheit vorhanden sind, die sich zwar öfters in unserem Vaterlande vorfinden, die aber immerhin dem Orte selbst noch in unseren Tagen Wichtigkeit geben und auf die ungemein frühe Cultur der Gegend schliessen lassen.

Ich habe vorhin schon berührt, daß es sehr wahrscheinlich seie, daß der Ort Rommelsbach den Römern seine Entstehung verdanke. Ich belege diese Muthmassungen mit folgenden Gründen:

1.) Schon der Name des Ortes mag von den Römern herrühren, die wahrscheinlich an dem vorbeifliessenden Bache eine Niederlassung hatten und den

sie vielleicht Römerbach nannten, woraus nach und nach Rommelsbach entstanden.

2.) Mehrere auf der Markung befindliche sehr wahrscheinlich römische Grabhügel.//28//

3.) Das sogenannte Römerwäldchen in der Nähe derselben.

4.) Die Eröffnung eines wahrscheinlich römischen Grabes, im Dorfe selbst, bei Erbauung der neuen Kirche im Sommer 1827.

Die Punkte 2 und 3 mag folgende aktenmäßige Erzählung über die vorgenommene Eröffnung der vorhandenen Römerhügel erläutern, und ich schließe deswegen die bei dieser Gelegenheit verfassten Akten und Berichte zur vollkommenen Erläuterung in den Anlagen bey.

Im März 1823 machte ich dem Königlich Statistisch Topographischen Bureau zu Stuttgart über das Vorhandensein der Römerhügel auf hiesiger Markung folgende Anzeige:

„An das Königl. Statistisch Topographische Bureau in Stuttgart.

Der gehorsamst unterzeichnete kann nicht umhin, veranlasst durch die günstige Aufnahme seiner früher an Hochdasselbe übergebenen Aufsätze folgende – wie ihn dünkt die nicht ganz uninteressante Anzeige zu machen.

Auf der Gemarkung von Rommelsbach (seines Wohnorts) Oberamts Tübingen liegen auf einer ¼ Stunde vom Dorfe entfernten, ganz nahe an der Reuttlinger Grenze befindlichen, etwas erhöht liegenden Ebene, die Bühlen//29//genannt, 7 runde Hügel in einer jedoch nicht ganz geraden Linie von Osten nach Westen theils von 60–80 Fus im Umfang und 6, 8, 10, 12 Fus in der Höhe haltend. Die Hügel sind oben ganz abgerundet und enthalten eine reine nicht mit Steinen vermischte Erdart, wie die der Umgegend, auch sind die äusersten am östlichen und westlichen Ende liegenden 2 Hügel sowohl an Umfang als Höhe die beträchtlichsten, und es kann also kaum bezweifelt werden, daß dieselben durch Menschenhände, die bei irgend einer wichtigen Veranlassung gebaut und nicht von ungefähr durch die Natur gebildet worden sind. Die Vermuthungen über den Ursprung dieser Hügel sind mancherley. Bald will man sich für Grabhügel der Vorzeit, bald für zerfallene Fortifications-Werke von einem im grauen Alterthume hier gestandenen Schlosse, von dem jedoch durchaus keine Spuren sichtbar sind, bald auch für Befestigungen von einem vormals hier gestandenen Lager halten, von dem aus die gegenüberliegende Burg Achalm niedergeschossen worden sei. Nachgrabungen sind bis jezt noch keine veranstaltet worden.

Unter diesen 3 Meinungen scheint dem Unterzeichneten die erste, nemlich daß diese Begräbnisplätze, etwa aus den Römerzeiten seien, die wahrscheinlichste und zwar aus folgenden//30//Gründen:

1) Das Areal dieser Hügel ist Gemeindsgrund und war früher, so wie die entferntere Umgegend mit grossen uralten Eichen bepflanzt, was an die

Todtenhaine der Vorzeit erinnert. Auch will man früher in kleinen Entfernungen um diese Hügel deutliche Spuren von Todten-Gräbern nach Art der unsrigen auf unsren Gottesäkern befindlichen, bemerkt und in der Umgebung alte Waffen gefunden haben. Ferner

- 2) ist nicht gar weit von diesem Orte das sogenannte Römerwäldchen, ein ganz dik mit Eichen bewachsener etwa 3 Morgen haltender Gemeindsplatz, von dem die Sage geht, daß die Römer bei ihren Kriegszügen in Deutschland in dieser Gegend ein Lager gehabt und diesen Platz durch einen hohen Wall eingezäunt und darin ihr mitgeführtes Vieh aufbewahrt und vorzüglich mit Eicheln gefüttert hätten, wovon die noch jezt stehende Eichen entsprossen seien. Deutliche Spuren von dem Walle sind indessen noch vorhanden.

Ist nun die Sage richtig, daß einst ein römisches Lager hier gestanden, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß die beschriebenen Hügel aus dieser Zeit herrühren, und noch wahrscheinlicher ist es, daß es Begräbnisplätze vornehmer Römer seien, die vielleicht in einer in der Nähe vorgefallenen Schlacht//31//geblieben und um ihre Andenken zu ehren unter diesen Hügel begraben worden sind. Das Ganze gründet sich jedoch nur auf Muthmaßungen und Sagen. Und früher als einer dieser Hügel nicht eröffnet wird, kann man nicht wohl zur Gewißheit gelangen.

Gewiß aber muß die Geschichte der Entstehung dieser Hügel immer und besonders für den Alterthumsforscher merkwürdig bleiben und es wäre gewiß der Mühe wert, wenn sich der Verein zur Emporbringung der Vaterlandskunde bemühen würde, einiges Licht in der Sache zu erhalten. p. p. der 31. Merz 1823.

Auf diese Eingabe erfolgte die mündliche Aufmunterung, daß ich auf meine Kosten sollte wenigstens einen der Hügel öffnen lassen, mit der Zusicherung einer Unterstützung, wenn sich die Kosten zu sehr erhöhen würden. Ich richtete diß auch wirklich ins Werk und lies am 3. Januar 1825 zwey der vorhandenen Hügel eröffnen das Resultat ist in dem unter Litr. A anliegenden Protokoll-Auszuge zu ersehen, ich übergab das Gefundene sowie den Protokoll-Auszug<sup>55</sup> dem Vorsteher des Topographischen Bureaus, Herrn Professor

<sup>55</sup> Die Protokolle, Grabungsberichte und der Schriftwechsel mit dem Königlichen Statistischen Topographischen Bureau, die hier als Anhänge A–K aufgeführt sind, werden hier wiedergegeben, soweit sie vom Autor selbst in den laufenden Text integriert sind. Alle Schriftstücke werden im Stadtarchiv Reutlingen aufbewahrt. Die Grabungen begannen 1825 unter der Leitung von Schäfer, 1827 führte er eine zweite Ausgrabung durch. 1838 forschte Professor Gayler an den Hügeln. Von den verschiedenen Thesen – römischer oder germanischer Begräbnisplatz – ließ sich keine nachweisen. Aufgrund seiner Zweifel und einiger Hinweise zog Gayler auch die Möglichkeit keltischer Herkunft in Betracht. 1941 begann sich der Archäologe Oscar Paret mit den Hügeln zu beschäftigen und datierte sie in die Hallstattzeit. Nach seinen jüngsten Auswertungen fasst Christoph Morrissey das aktuell gültige archäologische Ergebnis zusammen, danach handelt es sich um eine Grabhügelgruppe aus der Hall-

Memminger zu Stuttgart am 15. Februar 1825 und von dieser Stelle erhielt ich später das unter B anliegende Decret vom //32//28. Merz nämlichen Jahres mit der Zusicherung von einer Unterstützung von 11 f. aus der Staats Casse, wenn ich mit der Eröffnung der weiteren Hügeln fernerhin fortfahren sollte.

Im Württembergischen Jahrbuche p. 1825 erschien auch die Anzeige und Erklärung des Gefundenen, wie es der unter Litr. C. anliegende Auszug ausweist.

Indessen wars mir doch zu kostspielig grössertheils aus meinen Mitteln die fernere Nachgrabung zu bestreiten, ich beschloß daher eine Gesellschaft zu vereinigen zu suchen, welche die Kösten [!] durch freiwillige Beiträge deken und überhaupt das ganze Geschäft in höhere Wichtigkeit bringen würden. Ich übergab daher unterm 21. December 1825 das unter D anliegende Einladungs-Programm, samt der Bittschrift E dem Topographischen Bureau und von diesem erfolgte die Genehmigung nach dem anliegenden Decret F vom 23. Januar 1826.

Ich lies nun das Program in der Gegend vorzüglich in Tübingen cirkuliren, wo selbst sich besonders der Herr Professor Dr. Schübler<sup>56</sup> der Sache ungemein thätig annahm und bald waren so viele Subscribenten unterzeichnet, daß die Kosten der Nachgrabung gedeckt schienen, mit der Arbeit konnte indessen verschie//33//dener Hindernisse wegen erst im Frühjahr 1827 der Anfang gemacht werden, dieselbe dauerte vom 26. Merz abwechselungsweise bis 10. April. Die nähern Resultate enthält das unter G anliegende Protokoll, das von mir geführt wurde und noch ausführlicher der von dem Herrn Professor Schübler in Tübingen verfaßte Bericht H welcher jedem Gesellschafts-Mitgliede zugetheilt wurde.

Dem Königlichen Topographischen Bureau übergab ich einen Protokoll-Auszug und erhielt von dieser Stelle das Decret J, vom 17. May 1827 und später den in dem Decret vom 23. Januar 1826 bewilligten Beytrag von 15 f. von der Königlichen Staats Casse.

Die gefundenen Sachen wurden nun einstimmig von der Gesellschaft der Alterthums Sammlung bei der Universität Tübingen, wohin ich solche schon früher in Verwahrung gegeben hatte, förmlich geschenkt und übergeben, wie solches das unter K anliegende Schreiben der Herrn Professors Bohnenberger<sup>57</sup> zu Tübingen ausweist.

---

stattzeit, also um Überreste der keltischen Besiedlung, vgl. Christoph Morrissey: Die Grabhügel bei Rommelsbach, Stadt Reutlingen, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg, Bd. 22/1, Stuttgart 1998, S. 217–235. Die Grabhügel sind heute stark abgeflacht und können im Gelände nur noch mit einem geschulten Auge erkannt werden.

<sup>56</sup> Gustav Schübler (1787–1834), Professor für Naturgeschichte und Botanik in Tübingen, 1787–1834.

<sup>57</sup> Vermuthlich der Mathematiker, Astronom und Landvermesser Johann G. F. Bohnenberger (1765–1831).

Auch im Schwäbischen Merkur vom 10. Mai 1828 Nr. 113 erschien folgender Aufsatz:

„Rommelsbach, Tübinger Oberamts  
(Gefundene Alterthümer)//34//

Auf einer erhöht liegenden Ebene der hiesigen Orts Markung finden sich sieben runde Hügel von verschiedener Höhe und Ausdehnung. Dem Bemühen des hiesigen Geometers Schäfer gelang es, eine Gesellschaft von Freunden der Alterthums-Kunde zu vereinigen, welche im verflorbenen Sommer mehrere dieser Hügel auf ihre Kosten eröffnen lies. In einer von Kohlen, Asche und verbrannten Steinen vermischten Erde wurden folgende Gegenstände aufgefunden: 8 goldene Ringe aus plattgetriebenem Goldblech, mit einfachen Verzierungen, 21 Stücke grössere und kleinere Ringe von Kupfer von 2 bis 10 Zoll im Durchmesser; ein regelmässig geschliffener harter Stein, warscheinlich ein Stück von einer Streit Axt; einige durchbohrte kleine Kugeln von ächtem gelblichbraunem Bernstein; Bruchstücke von Urnen und zerbrochenen Gefässen von schlecht gebrannter Masse und schwarzer Farbe; es gelang aber nicht, ein einziges Gefäß seiner Form nach zu erhalten, sie lagen meist schon zerdrückt in den Hügeln, mehrere von einem männlichen Körper herrührende Knochen p. p. Schon bei einer frühern Ausgrabung eines Hügels wurde eine Art Gürtel aus Kupfer Stängeln, welche durch kleine Ringchen miteinander verbunden waren, aufgefunden. Ferner 15 kleine Kupfer-Ringe und ein hohler Ring. Die kunstlose Arbeit der Urnen läst keinen römischen Ursprung vermuten, warscheinlich war der Platz ein Opfer und Be//35//gräbnisplatz der alten Ureinwohner.

Die nahe Umgegend ist Gemeindsgrund, und war früher und ist zum Theil noch ein uralter Eichenwald. Diese gefundenen Gegenstände sind nun von der Gesellschaft der bei der Landes-Universität angelegten Sammlung von Alterthümmern die im Vaterland gefunden werden, geschenkt und übergeben worden. Im jezigen Frühjahr wird nochmals ein Versuch mit Eröffnung mehrerer in der Nähe dieser Hügel befindlicher Gräbern ähnlicher Erhöhungen gemacht werden.

Diese fernere Nachgrabung ist jedoch bis jezt unterblieben, unerachtet der Stadtrath zu Reuttligen, auf deren Markung die oben angeführte Stelle befindlich ist, nach der anliegenden Signatur L bereits die Erlaubnis hiezu erteilt hatte.

Aus dem bereits gesagten und auch in den Beylagen angeführten geht nun hervor, daß diese Hügel entweder

- a) römische Begräbnisse oder aber
- b) der Platz, ein Opfer- und Begräbnis Platz der alten Ureinwohner gewesen seie.

Beide Meinungen betrachtet, lassen auf ein hohes Alterthum mit Recht schliessen, und man kann letztere Meinung annehmen, ohne dadurch derjenigen über den Aufenthalt der Römer in dieser Gegend zu schaden, //36// hatten ja dieselbe schon zu Christi Zeiten ein erstes Kastell auf der Achalm! Ist diß richtig, warum wolte man zweifeln, daß auch sie bei ihrem mehrjährigen Aufenthalte in ihren Lagern, in der nahen Umgegend Niederlassungen anlegten und es ist aus der Geschichte bekannt, daß sich dieselben am nördlichen Fusse der Alp vorzüglich auf längere Zeit niedergelassen haben, worzu sie die schon früher durch die Ureinwohner etwas urbar gemachte Gegend veranlast haben mochte.

Der oben angeführte § 4 die Eröffnung eines warscheinlich Römischen Grabes im hiesigen Dorfe hat folgende Geschichte zum Grunde:

Bey Ausgrabung der Fundaments Öffnungen zu der neuen Kirche dahier im Sommer 1827 sties man, in dem gegen die Vicinal-Strasse<sup>58</sup> etwas erhöht liegenden Garten, auf welchen die Kirche zum Theil zu stehen kam, auf eine Art ausgemauerten 4 eckigen Kellers von etwa 12 Fus ins Gevierte und 10 Fus Höhe. Die 4 Seitenmauren waren von denen hier häufig vorkommenden rauhen Akersteinen gut und dauerhaft aufgeführt, das aus Baksteinen bestehende Gewölb aber war in die Oefnung herabgesunken, die hölzerne Thüre führte von der Ost Seite mittelst einiger Staffeln herein und war noch mit eisernen Schloß und Bändern versehen. //37// Im Garten selbst war keine Spur davon selbst keine Vertiefung von dem eingestürzten Gewölbe sichtbar; hart daneben stand ein alter Birnbaum.

Die Oefnung selbst war mit ungeheuer vielen Bruchstücken von Töpfer Waaren ausgefüllt, die zum Theil ihrer Form nach einen uns ganz unbekanntem Zwek gehabt haben mochten; leider war ich nicht zu Hause, als diese Entdeckung gemacht worden und als ich 4 Wochen später nach Hause kam, fand ich zwar die Öffnung noch, selbige aber und namentlich den Fusboden genauer zu untersuchen, war mir wegen dem bereits hineingestellten Gewölbe worauf jezt der Thurm steht nicht mehr möglich. Nur einige gut erhaltene 3 Zoll hohe und 3 Zoll weite runde, innwendig hohle und mit Boden und Dekel versehene Gefässe konnte ich noch retten, in dem Dekel befindet sich ein rundes 1½ Zoll weites Loch und auf der Seite wohl gegen oben ist ein kleines Loch, so daß ein Federkiel durchgestekt werden könnte. Das eine von diesen Gefässen, die ich noch besize, ist vom Rauche schwarz angelauffen, sie sind von gewöhnlicher Erde gebrannt, aber ohne Glasur.

Ein anderes Stük ist ein gegen vorn Ovales 4 eckiges Stük mit einer runden holen Handhabe, ebenfalls mit einem kleinen Loch auf der Seite. Ich halte die

---

<sup>58</sup> Vicinalstraßen sind „solche Straßen, welche chausseemäßig angelegt sind, aber nicht auf Staatskosten sondern auf Rechnung des Oberamts unterhalten werden.“, Beschreibung des Oberamts Reutlingen, bearb. von Johann Georg Daniel Memminger, Stuttgart-Tübingen 1824, S. 75.

erstere, wovon eine Menge angetroffen worden sein solle, für Todten Lampen, wie man deren in den Römer Gräbern schon viele gefunden hat. Die übrigen Scherben und Bruchstücke//38//rührten warscheinlich von Urnen her, die durch den Einsturz des Gewölbes zertrümmert worden sind.

Schade daß nicht jemand zugegen geweste, der diese Oefnung und die darinn verwahrten Gegenstände näher untersucht und ans Licht gezogen hätte.

Ich halte diese Oeffnung für ein Grabmal und zwar für ein Römisches, vielleicht auch für ein Deutsches, Lampen und Bruchstücke von irrden Geschirr findet man auf allen Römischen Kirchhöfen, wie namentlich zu Stuttgart in Menge, eine genaue Untersuchung derselben würde ein befriedigendes Resultat herbei geführt haben.

Rommelsbach gehörte in den frühesten Zeiten wahrscheinlich dem Grafen-hause Achalm zu, welches beinahe die ganze Umgegend besaß, bei Stiftung des Klosters Zwiefalten durch die genannte Grafen vergabten dieselbe, zwar nicht das ganze Örtchen, sondern nur 3 Landacht Höfe<sup>59</sup> und 21 Lehen-Höfe nebst mehreren einzelnen Güthern an jenes Kloster, welche Gefälle auch dasselbe bis zum Jahr 1750 bezog und durch einen eigenen Beamten, welcher zu Neuhausen an der Erms seinen Siz hatte, neben vielen andere Gefällen in der Gegend verwalten lies. Das Örtchen kam, auf welche weise ist mir nicht bekannt, an einen Reuttlinger Patrizier Namens Johannes//39//Teufel, und wurde von diesem anno 1444 neben Sikenhausen, Altenburg und Deger-schlacht an den Grafen Ludwig I. von Württemberg verkauft.

Das Kloster Zwiefalten übergab gleichfalls die im hiesigen Orte bis zum Jahr 1750 bezogene Gefälle durch den Vertrag wodurch dieses Kloster die Reichsunmittelbarkeit, eigene Forstgerichtsbarkeit und verschiedene andere Rechte erhielt, welche früher von Württemberg angefochten wurden, dagegen an letzteres neben Erlegung einer baaren Summe von 210 000 f. noch die 3 Dörfer Oedenwaldstetten, Gros Engstingen und Neuhausen, nebst vielen Rechten und Gefällen in 34 Württembergischen Ortschaften, (worunter auch Rommelsbach) abtrat an Württemberg. Der Vertrag ist in Spittlers Urkunden-Sammlung<sup>60</sup> Thonus 1, Seite 23 p. p. enthalten.

Die Maltheser Ritterordens Commende Rohrdorf besaß seit undenklichen Zeiten den grossen Frucht Zehenden, den Heuzehenden und mehrere einzelne Güther auf der Markung, der Heuzehende und die Güther aber wurden schon anno 1527 von dem damaligen Ordensgrosmeister Michael von Tachenhause, dem Bauren Paul Feßler zu Oferdingen gegen die Obliegenheit das nöthige Vaselvieh für die 3 Orte Rommelsbach, Oferdingen und Altenburg halten zu müssen zu Lehen verliehen. Der Besizstand des grossen Frucht

---

<sup>59</sup> Landacht = besondere Form der Abgabe.

<sup>60</sup> Ludwig Timotheus von Spittler: Sammlung einiger Urkunden und Aktenstücke zur neuesten württembergischen Geschichte, Bd. 1, Göttingen 1791.



Zehendens gieng im Jahr 1806 bei Aufhebung der Commenthurei an Württemberg über.

Eigene Edle wird wohl schwerlich der Ort//40//jemals gehabt haben, weil sich keine Spur von einer Burg auf der Markung befindet, nur ein Feld-District gleich hinter der Kirche wird in alten Lagerbüchern „Bei des Grafen Thor“ genannt, welches auf das Daseyn eines Schlosses in dieser Gegend hinielen könnte. Auch wurde vor einigen Jahren, als an der baufälligen Kirche das Fundament untersucht und nachgegraben wurde hart an der Kirche ausserhalb des Gottesackers ein hölzerner Sarg aufgedeckt, welcher mit Schloß, Bändern und eisernen Handgriffen versehen war, in dem Sarge, der von eichen Holz war, lag ein riesenmässiges Gerippe. Nach dem Zeugnisse alter Leute stund früher ein sehr grosser fruchtbarer alter Birnbaum auf derselben Stelle. Wer dieses gewesen ist freilich in tiefes Dunkel gehüllt.

Im 30 jährigen Kriege muste der Ort auch vieles durchmachen, unsägliche Leiden und Drangsale hatten die Einwohner betroffen, viele waren geflohen, vor Hunger und an der Pest gestorben, als auch gegen dem Ende des Kriegs im Jahr 1643 der ganze Ort durch feindliche Kriegs Völker nochmals ausgeplündert und samt der Kirche ein Raub der Flammen wurde, nur eine einzige kleine Wohnung, die jezt zu einer Scheuren umgeschaffen ist, solle sich noch gerettet haben und aus jener Zeit her schreiben. Mann findet im ganzen Orte richtige Spuren von diesen Brandstätten und überall findet man, wo nachgegraben wird Kohlen und Asche. Der Ort scheint sich vor dem 30-jährigen Kriege mehr gegen Westen gezogen zu haben//41//und war entweder grösser als der jezige oder weitläufer gebaut; die Häuser standen zum Theil an der Kirrlochgasse und zum Theil in den jezigen neuen Gärten und die sogenannte Heergasse oder das jezige Heergäslen war im Dorfe gelegen.

Die Einwohner sammelten sich jedoch bald wieder und fiengen an ihre Häuser und vornemlich ihre Kirche wieder zu erbauen, so daß diese schon im Jahr 1650 eingeweiht werden konnte, und es scheint auch, daß sich ihr Wohlstand schnell etwas gehoben habe, den schon im Jahre 1681 wurde ihnen auf ihre Bitten eine eigene Pfarrei und zwar nicht ohne kleine Opfer von Seiten der Gemeinde verwilligt.

Was den Wohlstand der Einwohner eigentlich so schnell wieder hob, das war theils ihr Fleis, wordurch sie sich von den zimmlich guten Güthern der Markung den möglichst hohen Ertrag zu versichern suchten, theils halfen auch ihre viele Allmande,<sup>61</sup> die die Gemeinde damals noch besaß und die

---

<sup>61</sup> Allmand (Allmende): Gemeinschaftsbesitz, über dessen Verwendung die Gemeinde entscheidet. In Rommelsbach bestand dieser Besitz aus einem Drittel der Gemarkung, überwiegend am Rand der Gemarkung. Neben dem Sondereigentum an Höfen für die einzelnen Bauern war diese Besitzform notwendig für Wege, Waldungen und Viehweiden. Dadurch hatte auch die soziale Gruppe, die kein eigenes Land besaß, die Möglichkeit zur Viehhaltung. Als die Bevölkerungszahl immer weiter anstieg, wurde die Allmand gegen eine geringe Gebühr zunehmend aufgeteilt. Für diese „Hackteile“ waren die Bürger nutzungsberechtigt. Da

größtentheils zu sehr guten Waiden benutzt wurden, sehr zu ihrem Emporkommen.

Still, friedlich und fleissig verlebten nun die Einwohner Rommelsbachs hundert Jahre hindurch, wohl mag es in diesem Zeitraum auch manche harte Stöße des Schicksals abgesetzt haben, auch die frühere Kriege und Kriegslasten mögen dem Dorfe und seinen Bewohnern manchen sauren Schweiß abgepreßt haben, allein die Geschichte schweigt davon und genug auch aus diesem Gedränge arbeiteten sich die Einwohner ruhmvoll heraus.//42//

Am 22. August 1771 nachmittags 3 Uhr brach in dem Amthause Feuer aus, das so schnell um sich griff, daß nicht das geringste daraus gerettet werden konnte. Haus und Scheuer, nebst 2 Nachbarshäusern brannten ab. Dieser Brand hatte wichtige Folgen für den Ort, weil alle Documente zu Grunde giengen, und nun sämtliche Güter-, Steuer-, Meß- und andere Bücher neu hergestellt werden musten; zu dem Ende wurde die ganze Markung Stük vor Stük von dem Geometer Christian Friderich Roth zu Stuttgart noch im nemlichen Späthjahr frisch aufgemessen und hienach das neue Meßbuch errichtet, das als Grundlage zu der ganzen Renovation diente, diese Renovation selbst besorgte im Namen der Amtschreiberei Tübingen der aufgestellte Renovator Johann Friderich Renz, und so kamen, freilich nicht ohne bedeutende Opfer der Gemeinde die noch gegenwärtigen Güther-, Haisch-, Gült- und andere Bücher zu Stande.

Von dem Jahr 1796 an bis 1814 während der Zeit als die Kriegs Unruhen<sup>62</sup> in Deutschland herrschten, hatte Rommelsbach manches durchzumachen, nicht sowol an Quartiren bald freundlicher bald feindlicher Truppen, als auch an vielen Lieferungen und sonstigen Prästationen<sup>63</sup>, doch ohne sonstiges Unglück zu erleiden. Plünderung, Brand oder andere dergleichen Unglücke kamen nicht vor.//43//

Ein grösseres Unglück als vielleicht noch keines seit der Existenz Rommelsbach erschien, erfuhr dasselbe jedoch am 20. Januar 1797 Nachmittags 2 Uhr durch ein Donnerwetter. Schrecklich tobte der Sturm, fürchterlich rollte der Donner, in schwarze Nacht war die Gegend gehült, Schlossen<sup>64</sup> wie Gänseier, ja ganze Massen von Eis fielen herab, und verheerten den ganzen Feldsegen der Markung; nicht eine Handvoll Früchte blieb übrig, die Bäume waren durch den erschrecklichen Sturm fast alle zu Grunde gerichtet, in dem nahen Eichenwald wurden ganze Eichen samt Stok und Stiel aus dem Boden heraus-

---

es sich um eine wichtige Sozialreserve handelte, wurde die Allmand immer wieder zum Thema.

<sup>62</sup> In den Napoleonischen Kriegen war Württemberg mit Napoleon durch den Rheinbund verbündet und verpflichtet, ihn zu unterstützen und Truppen für ihn zu stellen. Eine große Belastung war ebenfalls die Einquartierung von Soldaten.

<sup>63</sup> Abgabe, Leistung.

<sup>64</sup> Hagel, vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 15, Sp. 774–776 (Onlineausgabe: <http://woerterbuchnetz.de/DWB>).

gerissen und ganze Strecken fortgeschleudert auf denjenigen Häusern deren Dachseite sich nach Westen kehrte, wurden über 60 000 Dachplatten zerschlagen, in diesen Häusern richtete sodann der in Strömen herabfallende Regen noch grosse Verheerung an und verdarb vollends alles, was noch verdorben werden konnte.

Das Wasser drang überall ein und füllte Keller, Ställe, Scheuren, verheerte auch noch vieles an den Güthern und mit vieler Mühe konnte man die auf der Waide befindliche Viehheerde nach Hause bringen; kurz der Ort sahe so jämmerlich aus, daß kein gefühlvolles Herz, ohne Rührung bleiben konnte. Zudem war derselbe noch mit einer drückenden Oesterreichischen Einquartirung belegt.//44//

Es ist leicht zu erachten, welche Kosten die Einwohner hatten, bis sie ihre Wohnungen wieder herstellten und bis sie sich Nahrungs-Mittel für ihre Familien und Futter für ihr Vieh für das ganze Jahr hindurch verschafften und zwar alles aus eigenen Mitteln. Kein Mensch bekümmerte sich um das unglückliche Örtchen, selbst die gnädigste Herrschaft glaubte dadurch, daß sie die bedeutende Gefälle und Gültfrüchten für das laufende Jahr sich erst im folgenden und in diesem also doppelt zahlen lies, alles gethan zu haben.

Es ist kein Wunder wenn durch diesen Unglücksfall die ohnehin durch die Kriegsdrangsale erschöpften Einwohner noch mehr in Schulden geriethen, wovon jezt noch trotz alles Fleisses und Sparsamkeit viele nicht getilgt sind.

Im August 1815 wurde der bisherige spizige Kirchthurm wegen drohender Gefahr des Einstürzens abgebrochen, auf dem darauf stehenden Kreuz stand die Jahrzahl 1664. Der Thurm mus also erst später die spizige Figur erhalten haben, da ja die Kirche schon 1650 eingeweiht wurde. Einstweilen wurde nur ein niederes Dach hinaufgemacht.

Auch in den Jahren 1816 und 1817 wo die grosse Theuerung und der allgemeine Hunger in Europa wütheten, hatten die//45//Einwohner Rommelsbachs manchen harten Kampf durchzumachen, jedoch im Verhältnis gegen andere volkreiche Orte, weit weniger als dieselben. Die Ursache davon war, weil der Ort gar keine eigentliche Arme enthielt und die meisten Einwohner, die, wenn sie auch keine Acker besizen, doch wenigstens ihre Gemeindtheile mit Kartoffeln anpflanzen konnten, welche einen zimmlich ordentlichen Ertrag gewährten, auch die Feldfrüchte geriethen ordentlich, indessen war auch dieses nicht hinreichend und auch fremde Hülfe musste in Anspruch genommen werden, was bei der ausserordentlichen Theuerung der Viktualien<sup>65</sup> natürlicherweise dem ärmern Theil der Einwohner zur Last fallen und den ärmern so wie den mitlern Mann so in Schulden stürzen musste, daß er mehrere Jahre mit Abtragung derselben zubringen musste.

---

<sup>65</sup> Lebensmittel.

Folgendes ist eine kurze Übersicht der Frucht- und Viktualien Preise von mir selbst aufgezeichnet.

Am 11. Merz 1817 galt zu Reuttlingen

1 Scheffel Dinkel <sup>66</sup>	19 f. 30 x.
1 Simri Gersten	4 f.
1 Simri Haber	1 f. 44 x.
1 Simri Erbsen	2 f.
1 Simri Kernen	5 f. 30 x.

den 16. Mai zu Reuttlingen

1 Scheffel Dinkel	29 f.
1 Simri Gersten	5 f.
1 Simri Haber	2 f.
1 Simri Erdbire <sup>67</sup>	2 f. 30 x. //46//

den 6. Juni 1817 zalte man zu Tübingen für

1 Scheffel Dinkel	36 f.
1 Simri Kernen	9 f.
1 Simri Gersten	7 f.
1 Simri Erdbire	3 f.
1 Ay	4 x.

den 10. Juni zu Reuttlingen

1 Scheffel Dinkel	38 f.
1 Simri Erdbire	3 f. 30 x.
1 Haber	23 f.

Von dieser Zeit an fand kein Preis mehr statt, und jedes suchte Nahrungsmittel zu bekommen, sie mochten auch kosten, was sie wollten.

Am Sonntage Exaudi 1817 wurde in allen Kirchen des Königreichs zur Ermunterung der Einwohner und geduldigern Ausharren in dieser grossen Noth eine Predigt über Psalm 95 Vers 2–6 gehalten.

Die Aussicht auf die künftige Erndte war sehr schön, nur rückte sie nicht so schnell heran als man allgemein wünschte.

Am 14. August 1817 als dem ersten Erndtetag wurde Morgens feierlicher Gottesdienst gehalten. Der Altar war mit Blumen geschmückt und auf demselben und dem Taufstein lagen mehrere heurige Früchte, zum Exempel

<sup>66</sup> An erster Stelle der Notierungen steht durchgehend Dinkel, im alemannischen Raum war es jahrhundertlang die am häufigsten angebaute Feldfrucht.

<sup>67</sup> Kartoffeln.

Krautt, Rüben, Bohnen, Cucummern,<sup>68</sup> Kohlraben, so wie Korn- und Gers-  
tengarben auch Aepfel p. p. Der Geistliche hielt eine rührende Rede am Altare  
und die Gemeinde sang in Zwischenpausen Danklieder mit thränenvollen  
Augen.//47//Nach geendigtem Gottesdienst ging die ganze Gemeinde in  
Prozession unter dem Gesang der Schulkinder und dem Geläute der Glocken  
auf das Feld hinaus in die Gassenäker, wo Pastor abermals eine passende Rede  
hielt, und die Schnitter zur Arbeit ermunterte. Froh kehrte die Gemeinde  
sodann nach Haus zurück, mit dankbarer Erinnerung gegen den Schöpfer der  
den Tag uns erleben lies, der eine harte und herbe Zeit beschloß.

### Fortsetzung der ferneren Geschichte des Orts

Nachdem nun endlich im Jahr 1829 das neue Pfarrhaus auf die Stelle des Alten  
aber grösser, und ebenso die Scheuer erbaut worden war, wurde die Pfarrey  
unterm 14. April 1830 mit einem Einkommen von 799 f. zur Besezung  
ausgeschrieben, und bald darauf der dormalige<sup>69</sup> Rektor am Gymnasium zu  
Ravensburg M. Johannes Dehlinger zum Pfarrer ernannt.

Dieser bezog seine Pfarrey im August 1830 und es wurde seine Investitur  
und die Einweihung der neuen Kirche an einem und eben demselben Tage vor-  
genommen, am 30. August 1830.

Nur 2 Jahre war er auf dieser Stelle, indeme er schon im Frühjahr 1832  
allzufrühe für seine Familie starb und die Pfarrey somit wieder erledigt  
wurde.//48//

Diese wurde am 3. Juli 1832 zu 810 f. Gehalt wieder ausgeschrieben, und  
hierauf unter dem 19. September nämlichen Jahres Pfarrer Lempp zu Grafen-  
berg hiezu ernannt.

Die alte Kirche stund auf dem nordwestlichen Theile des Gottesakers, der  
Östliche Theil derselben oder der Chor bestund aus der uralten Frühmeß  
Kapelle, was sich an der älteren Bauart der Fenster deutlich erkennen lies,  
noch deutlicher aber beim Ausbruch des Fundamentes sich zeigte, der Brand  
von 1643 mus daher die Seitenmauern nicht zerstört haben, an diese wurde im  
Jahr 1650 der übrige westliche Theil nebst dem Thurme angebaut.

Da dieser Platz für die neue Kirche nicht tauglich erfunden wurde, weil er  
keinen vesten Grund zeigte, so wurde dem Bürger Jacob Lang Schmid sein  
Haus und Hofplatz mitten im Dorf für 888 f. abgekauft, und die Kirche dort-  
hin gebaut; Lang versetzte im Jahr 1828 sein Haus auf die Egarth an der  
Reuttlinger Strasse, und dieses war das erste Gebäude in diesem Reviere, das  
sich bis jezt 1848 um 21 Gebäude vermehrt hat.

---

<sup>68</sup> Gurken.

<sup>69</sup> Am Rand: „den 2. Juni 1829“.

Auch im Keller und Fundament des//49//Pfarrhauses fand man das Fundament und den Keller des alten Caplaney Hauses. Es stund auf der selben Stelle wo jezt das Pfarrhaus steht.

Es wurde nun endlich auch im Jahr 1840 das Schul- und Rathhaus mitten im Dorfe an der Strasse nach Oferdingen erbaut, ein stattliches Gebäude mit einem Thürmchen und einer Gloke. Ein Schulhaus war bis jezt nicht vorhanden und diese wurde in dem Wohnhause des Schulmeisters gehalten, welcher dafür jählich 30 f. Hauszins bezog. Rathhaus war ebenfalls keines vorhanden. Es wurde zu diesem Behufe der Bauplaz von Johann Martin Armbruster Zimmermann um 850 f. erkauf und derselbe veranlast sein Haus abzurechen und in Neuen Gärten aufzuschlagen. An dem neuen Gebäude enthält der erste Stok parterre die gewölbte Bakküche mit Gemeindebakofen und Obstdörre nebst den nöthigen Eingängen, so wie die Stallung des Schulmeisters.

Der zweite Stok enthält 2 Lehrzimmer, Holz und Futterkammern.

Der 3. Stok die Wohnungen der Lehrer, Küche p. p.

Der 4. Stok endlich die Rathszimmern nebst dem Arrest.

Die Kosten von diesen 3 bedeutenden Bauwesen, erlaufen sich nach den gefertigten Berechnungen auf folgendes://50//

1.) Bei der Kirche inclusive des Bauplazes, der Orgel, Uhr, Glocken p. p.	15 888 f. 46 x.
2.) Pfarrhaus und Scheuer	6 993 f. 20 x.
3.) Schul- und Rathhaus inclusive Baulplatz	11 000 f.
zusammen:	33 882 f. 6 x.

Hiezu dürfte noch kommen als inner dieser Periode angeschafft:

1 neue Feuersprize	800 f.
Erbauung einer Remise hiezu	200 f.
	<u>1 000 f.</u>
zusammen:	34 882 f. 6 x.

Auch auswärts nahm man Anteil an den Merkwürdigkeiten und Aufopferungen Rommelsbachs, es erschienen dieserhalb in der Stuttgarter Schwäbischen Chronik folgende Aufsätze:

1.) am 10. Mai 1828

„Rommelsbach, Tübinger Oberamts. Gefundene Alterthümmer

Auf einer erhöht liegenden Ebene der hiesigen Orts Markung finden sich sieben runde Hügel von verschiedener Höhe und Ausdehnung. Dem Bemühen des hiesigen Geometers Schäfer gelang es, eine Gesellschaft von Freunden der Alterthumskunde zu vereinigen, welche im verflossenen Sommer 1827 mehrere dieser Hügel//51//auf ihre Kosten eröffnen lies. In einer von Kohlen, Asche verbrannten Steinen vermischten Erde wurden

in den verschiedenen Hügeln folgende Gegenstände aufgefunden: 8 goldene Ringe aus plattgetriebenem Goldblech, mit einfachen Verzierungen; 21 grössere und kleinere Ringe von Kupfer von 2 bis 16 Zoll im Durchmesser; ein regelmässig geschliffener harter Stein, warscheinlich ein Stück von einer Streitaxt; einige durchbohrte kleine Kugeln von ächtem gelblicht-braunem Bernstein; Bruchstücke von Urnen und zerbrochenen Gefässen von roher schlecht gebrannter Masse und schwarzer Farbe; es gelang aber nicht ein einziges Gefäß seiner Form nach zu erhalten, sie lagen meist schon zerbrochen und zerdrückt in den Hügeln; mehrere von einem männlichen Körper herrührende Knochen p. p. Schon bei einer frühern Ausgrabung eines Hügels wurde eine Art Gürtel aus Kupfer-Stengeln, welche durch kleine Ringchen miteinander verbunden waren, aufgefunden; ferner 15 kleine Kupferringe und ein hohler Ring. Die kunstlose Arbeit der Urnen läst keinen römischen Ursprung vermuten, warscheinlich war der Platz ein Opfer- und Begräbnisplatz der alten Ureinwohner; die nahe Umgegend ist Gemeindsgrund, und war früher und ist zum Theil noch ein uralter Eichenwald. Diese gefundenen Gegenstände sind nun von der Gesellschaft der bei der Landes-Universität angelegten Sammlung von Alterthümmern die im Vaterlande gefunden wurden, geschenkt und übergeben//52//worden. Im jezigen Frühjahr wird nochmals ein Versuch mit Eröffnung mehrerer in der Nähe dieser Hügel befindlicher Gräbern ähnlicher Erhöhungen gemacht werden.“

2.) den 11. Januar 1840

„Oeffentliche Bauten eines kleinen Dorfes. Wenn grössere Städte, wie zum Beispiel Eßlingen, Heilbronn und andere sich öffentlich ihrer zunehmenden Verschönerung und ihrer Bauten rühmen, so dürfte es einem ganz kleinen Orte wohl auch erlaubt seyn, seine Aufopferungen zu öffentlichen Zweken in älterer und neuerer Zeit an den Tag zu legen. Es ist hier die Rede von einem kleinen Dörflein, das im lieben Vaterlande wenig bekannt, weil es von allen Comerzialstrassen entfernt ist, und nur aus 516 Seelen besteht. Rommelsbach (im Oberamt Tübingen) ist sein Name. Ohne Zweifel hatte dieses Dörflein seine erste Entstehung einem römischen Wachtposten zu verdanken, wie die auf der Markung vorkommenden gleichlautenden Namen Römerthal, Römersee, Römerwäldchen; ferner vorhandene Römer-Hügel und Gräber auf diese Vermuthung hinweisen. Schon im Jahr 1681, als dasselbe nur aus 40 Bürgern bestund, schuf es sich eine eigene Pfarrei, stellte die Kirche und Pfarrgebäude her und stiftete noch namhafte Beiträge zur Pfarrbesoldung.

Im Jahr 1803 nachdem es wenige Jahre vorher durch ein einem Orkan ähnlichen Hagelwetter fast ganz zu Grunde//53//gerichtet worden war, gieng es der ganzen Umgegend mit dem schönen beispiele voran, indem es seine Ortswege mit bedeutenden Kosten chauseemässig herstellen ließ, und seither hat es vieles auf gute Vicinalstrassen verwendet. Im Jahr 1828



Acht Goldohrringe der Späthallstattzeit (Mitte 6. Jahrhundert v. Chr.), 1827 von Schäfer bei seinen Untersuchungen der Rommelsbacher Grabhügel entdeckt. Heute in der Abteilung für Jüngere Urgeschichte und Frühgeschichte der Universität Tübingen. Foto: H. Jensen.

baute es aus eigenen Mitteln eine schöne geschmackvolle und geräumige Kirche mit einer prachtvollen Orgel was einen Kosten [!] von 15 000 f. verursachte. 1829 baute es die Pfarrgebäude wieder neu mit 8000 f. Kosten und endlich im verflossenen Sommer 1839 wurde gleichfalls aus eigenen Mitteln ein grosses Schul- und Rathhaus gebaut, was einen Kosten von ungefähr 12 000 f. verursachen wird. So wurden also in einem Zeitraum von 11 Jahren fünf und dreissigtausend Gulden, mit Ausnahme einiger auswärtiger Unterstützungen auf neue öffentliche Bauten verwendet, ohne die kleine Gemeinde in bedeutende Schulden zu stürzen, was sich freilich nur durch eine weise Oeconomie und jahrelanges Sammeln erklären läst. Gewis ein Beispiel, wie im Vaterlande selten eines aufzuweisen seyn wird.“//54//

Am 31. October 1828 Morgens 4 Uhr brannte das Haus des Jacob Vollmers ab, dieser baute es jedoch in folgendem Sommer auf der nemlichen Stelle aber in kleinerem Maasstabe wieder auf, derselbe zog mit seiner Familie im Jahr 1832 in Gesellschaft 2er weiterer Familien von hier nach Amerika aus, woselbst er bald darauf gestorben seyn soll.

Am 1. Februar 1847 morgens 5 Uhr brannte das Wohnhaus von Johann Georg Knapp ab, und nur mit der grösten Mühe und Anstrengung, konnten



die Nachbarshäuser gerettet werden; auch er baute im folgenden Sommer sein jeziges Wohnhaus auf der Stelle des Alten wieder auf.

Im Monat Februar 1845 resignirte Altershalber der seit dem Jahr 1813 angestellt gewesene Schultheis Johann Martin Schäfer dahier nachdem er 32 Jahre lang die Ortsvorsteher Stelle zum Theil in sehr mislichen Zeiten und unter mancherley Mishelligkeiten ruhmvoll bekleidet hatte, und es wurde an seine Stelle am 12. Februar 1845 der Verfasser dieser Darstellung, gleichen Namens wie der Abgetretene, von der Bürgerschaft als Schultheis gewählt, den 25. nämlichen Monats von der Königlichen Kreisregierung ernannt und den 15. März nämlichen Jahres von dem Königlichen Oberamt vor der versammelten Gemeinde auf dem Rathhause verpflichtet und ins Amt eingewiesen.

Auch die Jahre 1846 und 1847, noch mehr aber das politisch aufgeregte Jahr 1848 übten grossen Einfluß auf die//55//Moralität und den Wohlstand der Innwohnerschaft aus. Durch die Kartoffelkrankheit<sup>70</sup> welche auch hier in den beiden ersten Jahren zimlich stark auftrat, durch einige vorhergehende, gerade nicht schlechte Erndten, die aber doch etwas mager ausfielen, besonders die Sommerfrüchte, waren die Vorräthe bald erschöpft und man muste auch hier um Unterstützung für die ärmere Einwohnerschaft einkommen, so daß man in den beiden genannten Jahrgängen für circa 1000 f. Frucht, theils von dem Königlichen Kameralamt Tübingen, theils von der Unterstützungs Commission erhielt, welche theils in natura theils zu Mehl gemahlen an die Armen gegen Wiederersatz des Ankaufspreises abgegeben wurde. Die Gemeinde muste dieses Geld an das Kameralamt bezahlen und sie kann nun zusehen, wie sie solches wieder von den Empfängern erhalten wird.

Hier ereignete sich nun jener Vorfall, welcher den Zustand der Moralität der Einwohnerschaft genugsam bezeichnet, daß in der Nacht vom 4./5. Mai 1847 von 3 hiesigen Bürgern 12 Centner Mehl von dem angelegten Mehlvorrathe für Armenzwecke aus dem Rathhaussaale weggestohlen wurden.

Dadurch daß den Armen so reichliche Unterstützung gereicht wurde, wurden dieselben trozig, verlangten weder zu arbeiten noch zu zalen, und beharrten auf Unterstützung, diß ist eine Folge, womit der Ortsvorsteher viel zu kämpfen hat, statt zu arbeiten und sein Brod redlich zu verdienen, räsonnirt man und schimpft über seine//56//Vorgesetzten und beschuldigt sie der

---

<sup>70</sup> Zu Beginn der 1770er-Jahre stiegen die Getreidepreise, als Reaktion darauf wurde der Kartoffelanbau in vielen deutschen Territorien unterstützt. Schnell wurde die effektiv anzubauende Kartoffel zum „Brot-surrogat für Besitzarme“ (vgl. F. Jaeger (wie Anm. 8), S. 406), und bekam dadurch eine soziale Funktion. Diese herausragende Rolle in der Subsistenzsicherung wurde durch die von einem Pilz ausgelöste Kraut- und Knollenfäule zum existenzbedrohenden Problem. Bereits früher traten Kartoffelmissernten auf, dramatische Ausmaße nahm dies allerdings mit den 1842 in Nordamerika auftretenden Pilzsporen an, die sich von dort ausgehend auf der ganzen Welt verbreiteten. Sie gedeihen besonders in kaltem und feuchtem Klima. Die Auswirkungen führten bereits in der Mitte der 1840er-Jahre zu Massenauswanderungen aus verschiedenen europäischen Regionen, z. B. aus Irland.

Ungerechtigkeit, des Hasses und der Parteylichkeit, diese Gebrechen hat das Schreckensjahr 1848 vielfach hervorgerufen und es ist in demselben mancher Ortsvorsteher gefallen, der nicht sauber auf der Brust war.<sup>71</sup>

Indessen lief es im hiesigen Orte dennoch so zimmlich ruhig ab, nur ein einziges mal drohte das Gewitter loszubrechen, als am 29. März 1848 die Gemeinde auf dem Rathhause versammelt war, um über die in diesem Frühjahr zur Gleichstellung aller Bürger im Allmandgenusse ausgetheilten 77 Morgen Allmanden zu treffende Bestimmungen zu berathen. Doch wurde die Sache durch Nachgeben der Vorsteher unterdrückt und es lief die Versammlung so wie nachherige Austheilung in Frieden ab.

Der Plaz worauf die alte Kirche stand wurde nach dem Abbruch derselben geebnet und zu dem kleinen Gottesaker gezogen, welcher dadurch eine schöne, recht freundliche Ansicht erhielt, er wurde auch zugleich mit einer steinernen Mauer eingefast.

Die Kirche selbst enthielt an sich durchaus nichts merkwürdiges und war ein dumpfes und finsternes Gebäude, selbst ein Grundstein wurde nicht aufgefunden. An der Wand hieng ein Epitaphium mit goldener Innschrift des 1763 gestorbenen hiesigen 48jährigen Pfarrers Johann Jacob Schweikhart, auch an den Wänden waren einige schlechte//57//alte Gemälde aus der biblischen Geschichte und dem jüngsten Gericht auf die Wand gemalt, angebracht.

Etwas mehr Werth hatten die Gemälde an der Emporkirche, auf hölzerne Tafeln gemalt. Sie enthielten Darstellungen aus dem neuen Testamente, waren Stiftungen hiesiger Bürger und wurden in den 1760er Jahren von dem Maler Bekh in Reuttligen gemalt. Die Orgel wurde an die Gemeinde Holzelfingen verkauft und steht in der Kirche daselbst.

Der Ort Rommelsbach an einem sanften südlichen Bergabhange erbaut, hat eine sehr freundliche und angenehme Lage und genießt eine herrliche Aussicht auf das nahe Alpgebürge vom Hohenzollern bis zum Hohenstauffen. Die neuen öffentlichen Gebäude und mehrere stattliche Privat-Gebäude geben dem Ort ein stattliches Ansehen. Die Reinlichkeit der Strassen wird haupt-

---

<sup>71</sup> Im Frühjahr 1848 traten 319 Schultheißen in Dörfern zurück, vgl. dazu N. Back (wie Anm. 21), S. 97. Die Rücktrittswelle muss als ein „Austausch der lokalen Eliten großen Stils“ gesehen werden. Nach den Untersuchungen von Birgit Bayer (Ich bleibe nicht mehr über Nacht Schultheiß! Die Bewegung gegen die Schultheißen in Württemberg im Frühjahr 1848 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Bd. 1033) Frankfurt am Main u. a. 2006) war dies begleitet von Demonstrationen, Tumulten, Verweigerung von Steuern oder verschiedenen Formen der Gewaltanwendung. Danach bezogen sich die meisten Konflikte auf adlige Feudalherren, die es in Rommelsbach in dieser Form nicht gab, oder auf die Person des jeweiligen Schultheißen. Nikolaus Back weist nach, dass die anfänglich politischen Unruhen im Rahmen der 48er-Revolution auch auf dem Lande zu beobachten waren und als Fortsetzung eine Politisierung stattfand, die bisher in der Forschung nicht beachtet wurde. Von daraus hervorgehenden politischen Organisationsformen berichtet Schäfer nicht, allerdings beobachtet und kommentiert er genau die folgenden Wahlen, sicher eine Folge der Politisierung auch der dörflichen Öffentlichkeit.

sächlich durch die gepflasterten Strassencandeln bewirkt, womit man seit einigen Jahren angefangen hat, den Ort nach und nach zu versehen. Derselbe enthält im Jahr 1849 108 Haupt- und 35 Nebengebäude, welche zusammen nach dem Brandversicherungs-Cataster einen Werthanschlag von 130 300 f. haben.

Die Einwohnerzahl beträgt 643 Seelen und die Bürgerschaft beträgt 148 und es ist somit Thatsache, daß sich die Einwohnerschaft in diesem Jahrhundert um mehr als die Helfte vermehrt hat.<sup>72//58//</sup>

Die herrschenden Zustände des Orts und seiner Bewohner zu Anfang des Jahres 1849 möchte ich folgendermassen schildern: Man sollte freilich meinen der Oecon[omie]-Zustand des Orts sollte sich in neuerer Zeit in höherem Grade heben, als nun auch vollends der letzte Rest der Allmanden unter der Bürgerschaft vertheilt und von dieser cultivirt worden ist, so daß nun jezt jeder Bürger 1 Morgen 1½ Viertel guten, der Cultur zugänglichen Allmandplatz besitzt und sich auf diese Weise eine kleine Familie davon ernähren kann. Der Ort baut auch mehr Früchte als er nöthig hat, welch übrige Theile auf dem Fruchtmart zu Reuttlingen abgesetzt werden. Auch aus Vieh wird jährlich eine schöne Summe erlost. Der Ertrag der Früchte möchte im Durchschnitt pro Morgen folgender seyn: Dinkel 6–7 Scheffel, Haber 3 Scheffel – 3 Scheffel 4 Simri, Gersten 4 Scheffel.

Der Viehstand betrug im Jahr 1846 325 Stück, 1847 316 Stück, 1849 316 Stück. Indessen mochte dieses alles nicht dazu beitragen, die Einwohnerschaft wohlhabend zu nennen, die Gemeinde ist übervölkert und hat bereits schon viele Arme und die letzte Allmandvertheilung ist noch zu neu, als daß man von ihr wohlthätige Folgen spüren sollte.

Einen ergiebigen Nahrungszweig hat der Ort seit einiger Zeit durch den früher sehr stark betriebenen Flachsbaue verloren. Dieser ist durch die Aufhebung//59//ung der Sommerschafweide, noch mehr aber durch die Maschinen-spinnereien fast auf Nichts herabgesunken, und wird sich später nur noch auf den eigenen Bedarf beschränken. Dagegen kommt der Obstbau sehr in Aufnahme.

Indessen ist der meiste Theil der Einwohnerschaft sehr fleissig und baut seine paar Akerstücke und seine Allmandtheile emsig, um ihnen den höchsten Ertrag abzugewinnen. Die Erfahrung lehrt hinlänglich, daß, wer hier fleissig und sparsam ist, sein gutes Fortkommen findet. Bloss einzelne sind vorhanden, denen das Lob des Fleisses und der Sparsamkeit nicht gespendet werden kann, und darum kommen sie auch zu nichts.

Eigentliche reiche Bürger giebt es hier nicht, nur einige sind wohlhabend zu nennen, so wie es auch nur wenige giebt, welche schuldenfrei sind.

---

<sup>72</sup> Zwischen 1818 und 1846 hatte sich die Bevölkerung im Königreich Württemberg jährlich um 1,1% vermehrt (vgl. Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989, Stuttgart 1989), in Realteilungsgebieten wie Rommelsbach führte dies zu einem ansteigenden Bevölkerungsdruck.

Nachstehende Berechnung wird eine annähernde Darstellung des Gesamtvermögens der Gemeindeangehörigen darthun.

Nach der Meßtabelle von 1771 enthält die Markung

Aeker 456 Morgen à 250 f.	114 000 f.
Wiesen 217 Morgen à 300 f.	65 100 f.
Weinberge 7 Morgen à 150 f.	1 050 f.
Vorlehen 2½ Morgen à 50 f.	125 f.
Gärten 12 Morgen à 500 f.	6 000 f.
Allmanden 334 M. à 50 f.	16 700 f.
Wald 90 Morgen à 150 f.	135 000 f.
Der Gebäudewerth nach dem Brandversicherungscataster	130 300 f.
Summe Liegenschaften	<u>346 775 f.//60//</u>

Hinzu kommt noch Activcapital der Einwohner

nach der Capitalsteueraufnahme	25 800 f.
316 Stüke Vieh à 40 f.	12 640 f.
400 Stüke Schafe à 4 f.	1 600 f.
und kann dasjenige, was in den Häusern steht noch angenommen werden auf 148 Bürger im Durchschnitt à 200 f.	29 600 f.
	<u>69 640 f.</u>
zusammen	416 415 f.

Rechnet man hiervon die Schulden, welche auf der Einwohnerschaft ruhen und zwar:

1. Solche, welche in dem aus 4 Bänden bestehenden Pfandbuch enthalten sind, welche betragen hinzu mag	66 474 f.
2. ⅓ tel von dieser Summe kommen, welche Privatschulden und unversichert sind mit	22 158 f.
zusammen	<u>88 632 f.</u>

Dieses von obiger Summe abgezogen bleibt als reines Vermögen: 327 387 f.

Es verhalten sich demnach die Schulden zu dem ganzen Vermögen wie 1 zu 4¾. Somit erscheint folgendes Resultat: Es kommt auf 1 Einwohner im Durchschnitt die Summe von 510 f. reines Vermögen, was doch nicht so ganz ungünstig erscheint, und auf die Person ein jährliches Interesse von 25 f. 30 x treffen würde. Hoffen wir, daß mit der//61//Zeit die Vermögens-

zustände der ärmeren Ortseinwohner auch wieder heben und sich bessern werden.

### Religiöser Zustand

Die öffentlichen Gottesdienste welche regelmäsig gehalten werden, werden auch fleissig besucht.

Man sollte fast meinen der religiöse Zustand der Einwohnerschaft habe sich in einem hohen Grade gehoben, denn namentlich diesen Winter über haben sich hier 3–4 Privatversammlungen gebildet, welche häufige Zusammenkünfte halten, und sich an religiösen Vorträgen erbauen. Hiezu haben besonders die zeitweise auch hier gehaltenen Vorträge des Reisepredigers Werner aus Reutlingen<sup>73</sup> Veranlassung gegeben. Nur schade daß dessen Ansichten mit jenen der früheren Pietisten im offenen Widerspruche steht, und kein Theil dem andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen will.

Was den Aberglauben anbelangt, so ist zur Ehre der Einwohnerschaft zu bekennen, daß dieser fast ganz aufgehört hat. Geister- und Gespensterfurcht ist gänzlich ausgerottet, und der Hexenglaube herrscht nur noch in einigen wenigen Familien, die sich von ihm hinreissen lassen, wozu die in unserer Nachbarschaft ansässigen handwerksmässigen Hexenbanner Veranlassung geben. Doch die Zeit wird auch diesen Unfug vollends ausrotten und dem Unwesen ein Ende machen.//62//

Die Gemeinderegistratur und die Ortsbibliothek sind in einem eigenen Zimmer auf dem Rathhause aufgestellt. Erstere enthält alle Gemeinerechnungen von 1693 an bis auf den heurigen Jahrgang, ausserdem alle sonst nöthigen Bücher, als Gütherbücher 8 Bände, Kaufbücher, Protocollbücher, Befehlbücher und 4 Bände Unterpfandsbücher p. p. Letztere errichtet bei der Pfandbereinigung von 1825.

Die Bibliothek ist an Umfang unbedeutend. Die Regierungsblätter von 1806 an, alle neuesten Gesezesbücher und einzelne oeconomische Schriften sind in ihr enthalten.

Zur Vergleichung wird die Abschrift eines Bürgerzettels vom Jahr 1693 hierher gesetzt.

---

<sup>73</sup> Gustav Werner (1809–1887) wirkte zu dieser Zeit in Reutlingen und baute das Bruderhaus auf. Es ist davon auszugehen, dass Gustav Werner seinen theologischen Ort nicht im Pietismus hatte, sondern vielmehr große Affinität zu dem Theologen Swedenborg pflegte. Vgl. Eberhard Zwink: Gustav Werner und die Neue Kirche. Die Auseinandersetzung mit dem Swedenborgianer Johann Michael Mittnacht (Swedenborg in der Württembergischen Landesbibliothek, Bd. 2), hrsg. von Eberhard Zwink, Stuttgart-Reutlingen 1989. Onlineausgabe: <http://www.wlb-stuttgart.de/referate/theologie/gwnk-001-042.pdf>. Letzter Zugriff: 15. 4. 2014; Johannes Michael Wischnath: Im Banne Swedenborgs und des Animalischen Magnetismus – Gustav Werner, Ludwig Hofaker und ihr Tübinger Freundeskreis im Licht alter und neuer Quellen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 48 (2009), S. 9-191.

- |                                 |                                 |
|---------------------------------|---------------------------------|
| 1.) Joh. Fridr. Jung, Pfarrer   | 23.) Andreas Nekar              |
| 2.) Hans Neuscheler, Schuldheis | 24.) Martin Schäfer             |
| 3.) Jerg Rüst                   | 25.) Hans Vollmer               |
| 4.) Jerg Müller                 | 26.) Bartle Rist                |
| 5.) Martin Thumm                | 27.) Martin Rist                |
| 6.) Hans Raiser Edion           | 28.) Jerg Neuscheler            |
| 7.) Martin Weber                | 29.) Jacob Raiser, Edion        |
| 8.) Jung Jerg Neuscheler        | 30.) Stoll                      |
| 9.) Jerg Raiser Stoll           | 31.) Martin Jedele              |
| 10.) Christian Neuscheler       | 32.) Jacob Stiefel              |
| 11.) Hans Miller                | 33.) Hans Jacob Rist            |
| 12.) Jacob Bantz, Schulmeister  | 34.) alt Jerg Neuscheler        |
| 13.) Ernst Vollmer              | 35.) Hans Jacob Neuscheler      |
| 14.) Jerg Vollmer//63//         | 36.) Hans Jerg Raiser           |
| 15.) Jerg Vollmers Wittib       | 37.) Hans Raiser, Schneider     |
| 16.) Adam Miller                | 38.) Hans Wandel                |
| 17.) Hans Neuscheler            | 39.) Michael Neuschelers Wittib |
| 18.) Martin Rist, Klein         | 40.) Bartle Rist                |
| 19.) Hans Raiser, Stotz         | 41.) Bartle Reicheneker         |
| 20.) Martin Neuscheler          | 42.) Bastian Reicheneker        |
| 21.) Hans Schmidt               | 43.) Conrad Koch                |
| 22.) Hans Raiser, Schall        | 44.) Jerg Schmidt               |

Im Jahr 1750 waren es folgende Bürger://64//  
Bürgerzettel von 1750

- |  |  |
|--|--|
| 1.) H. Pfarrer Joh. Jac.<br>Schweikhardt | 16.) Jacob Neuscheler                          |
| 2.) Georg Neuscheler, Schultheis         | 17.) Jerg Neuschelers Wittib                   |
| 3.) Jerg Raiser Ödion                    | 18.) Hans Martin Neuscheler                    |
| 4.) Marx Bukmüller                       | 19.) Jung Hs. Jerg Rüst                        |
| 5.) Hans Jacob Neuscheler                | 20.) Hans Hermann                              |
| 6.) Hans Martin Lutz                     | 21.) Hans Jerg Hermann                         |
| 7.) Michael Rüst                         | 22.) Jacob Raiser Stoll                        |
| 8.) Conrad Rüst                          | 23.) Alt Hans Jerg Neuscheler                  |
| 9.) Jerg Neuscheler, Joch.               | 24.) Hans Jerg Jedelin                         |
| 10.) Jerg Vollmers Wittib                | 25.) Hans Jerg Neuscheler                      |
| 11.) Jacob Webers Wittib                 | 26.) Hanß Raiser Oedion                        |
| 12.) Jacob Lutz                          | 27.) Jerg Bukmüller                            |
| 13.) Hans Jacob Müller                   | 28.) Hans Jacob Bukmüller                      |
| 14.) Hans Jacob Schmauder                | 29.) Hans Martin Thumm                         |
| 15.) Hans Jacob Raiser                   | 30.) Joh. Christian Dörnacher,<br>Schulmeister |

- |   |                                   |
|---|-----------------------------------|
| 31.) Hans Jerg Wandels Wittib           | 42.) Hans Jacob Wagner            |
| 32.) Hans Martin Nagel                  | 43.) Hans Neuscheler              |
| 33.) Hans Jerg Haupt                    | 44.) Hans Jerg Tramm              |
| 34.) Martin Webers Wittib               | 45.) Hans Martin Tramm            |
| 35.) Lucas Weber                        | 46.) Martin Raiser Stollen Wittib |
| 36.) Hans Jacob Raiser<br>Schn[e]d[e]r  | 47.) Jacob Nagels Wittib          |
| 37.) Hans Martin Raiser Oedion          | 48.) Hans Jerg Nagel              |
| 38.) Hans Martin Raiser                 | 49.) Jung Hans Jerg Neuscheler    |
| 39.) alt Hans Jerg Rüst                 | 50.) Hans Jerg Müller             |
| 40.) Hans Martin Raiser<br>Schn[e]d[e]r | 51.) Hans Jacob Müller            |
| 41.) Hans Jacob Wirsum                  | 52.) Hans Jacob Schäfers Wittib   |
|   | 53.) Jacob Raiser Ödion           |
|   | 54.) Elias Zimmermann             |

Der Ort bestund also vor 100 Jahren, soweit sich die Sache noch erheben läst, aus folgenden Häusern, mit Bezug auf vorstehende Nummern 1849://65//

- 1.) Das Pfarrhaus, auf der jezigen Stelle.
- 2.) Schuldheis Neuscheler, auf der Stelle wo jezt Joh. Georg Reiffs Haus steht. 1771 abgebrannt.
- 3.) Jerg Raiser Ödion, auf der Stelle wo jezt die Kirche steht.
- 4.) Marx Bukmüller, auf der Stelle wo jezt Friz Schäfers Haus steht.
- 5.) Hans Jacob Neuscheler, nun Ulrich Reuschs Haus.
- 6.) Hans Martin Luz, jezt Johannes Rauschers Haus.
- 7.) 8.) Michael und Conrad Rüst, auf der Stelle wo jezt Gottl. Raiser Schreibers Haus steht. 1771 abgebrannt.
- 9.) Jörg Neuscheler Joch., auf der Stelle, wo jezt Joh. Georg Raiser Webers Haus steht, im Kirrloch.
- 10.) Jerg Vollmers Wittib, in Joh. Georg Reicheneker Beks Haus.
- 11.) Jacob Webers Wittib, auf der Stelle wo jezt Georg Raisers Küfers Haus steht.
- 12.) Jacob Luz, in Georg Kümmerle, Beken Haus.
- 13.) Hans Martin Müller, wo jezt Veit Schurs Haus steht.
- 14.) Hans Jacob Schmauder, in Joh. Kümmerle Webers Haus.
- 15.) Hans Jacob Raiser, in Georg Pfeiffers Haus.
- 16.) Jacob Neuscheler, in Jacob Raiser Stolls Hs.
- 17.) 18.) Jerg Neuschelers Wittib und Hans Martin Neuscheler, da wo Jacob Neuscheler B[ae]r[s] Haus steht.
- 19.) Jung Hans Jerg Rüst, nun Jacob Steinmaier Bauers Haus.
- 20.) und 21.) Hanns Hermann und Hans Jerg Hermann, wo jezt das Schul- und Rathhaus steht.
- 22.) Jacob Raiser Stoll, Joh. Martin Schäfers Haus.
- 23.) Alt Hans Jerg Neuscheler, wo Georg Knapps Haus steht.



Blick in die „Kirlochstraße“ (heute Kirrlestraße) mit den typischen landwirtschaftlichen Anwesen. Ausschnitt aus einer Ansichtskarte, um 1907.

- 24.) 25.) Hans Jerg J[e]delen und Hans Jerg Neuscheler, da wo Jacob Schurs und Jacob Gekelers Haus steht.
- 26.) Hans Raiser Oedion, wo Gemeindepfleger Raisers Haus steht.
- 27.) 28.) Jerg Bukmüller und Hans Jacob Bukmüller in Georg Kunders Haus.
- 29.) Hans Martin Thumm, wo Jacob Thums Haus steht.
- 30.) 31.) Joh. Christine Dörnachere Haus Jerg Wandels Wittib, in Georg Wandel Schneiders Haus.
- 32.) Hanns Martin Nagel, wo Joh. Mart. Raiser Stoll Heiligenpflegers Haus steht.
- 33.) Hans Jerg Haupt, wo jezt Christof Wezels Haus steht.
- 34.) 35.) Martin Webers Wittib und Lucas Weber, da wo Joh. Martin Gekeler Schützen Haus steht.
- 36.) Hs. Jacob Raiser Schn[e]id[e]r, da wo Georg Wursters Haus steht, ist früher abgebrannt.//66//
- 37.) 38.) Hans Martin Raiser Ödion und Hans Martin Raiser in Joh. Georg Raiser Ödes Haus, so abgebrochen und nicht wieder erbaut worden, neben Joh. Georg Wursters Haus.
- 39.) Alt Hs. Jerg Rüst in Georg Steinmayer Wagners Haus.
- 40.) Hans Martin Raiser Schn[e]id[e]r, da wo Ludwigs Knapps Haus steht.
- 41.) Hans Jacob Wirsum in Mattes Schenks Haus.
- 42.) Hans Jacob Wagner und
- 43.) Hans Neuscheler in Josef Wirsums Haus.
- 44.) Hans Jerg Tramm und
- 45.) Hans Martin Tramm in Martin Kugels und Johannes Schmauders Haus.
- 46.) Martin Raiser Stollen Wittib in Jacob Schlotterbeks Haus.
- 47.) Jacob Nagels Wittib und
- 48.) Hans Jerg Nagel, da wo Jacob Schäfers Haus steht.
- 49.) Hans Jörg Neuscheler in Karl Nothakers Haus.
- 50.) Hans Jerg Müller und
- 51.) Hans Jacob Müller in Schuldheis Schäfers Haus.
- 52.) Hans Jacob Schäfers Wittib, wo Frdr. Schäfers Haus steht.
- 53.) Jacob Raiser Oedion, wo Georg Armbruster Beks Haus steht.
- 54.) Elias Zimmermann in Friderich Schäfers Garten hinterm Wirthshaus.



Oeffentliche Gebäude waren es 1750

Die Kirche – auf dem Gottesacker

Armenhaus – jetzt dem Jacob Kautt gehörig

Landgarbenscheuer bei der Wette, sodann 42 Wohnhäuser.

Am 1. Januar 1850 waren hier eingebürgert:

- |   |  |
|---|--|
| 1.) Johann Georg Bukmüller,<br>Bauer        | 25.) alt Johann Martin Armbruster,<br>Zimmermann |
| 2.) Johann Martin Reicheneker,<br>Schreiner | 26.) Jung Joh. Mart. Armbruster,<br>Weber        |
| 3.) Jacob Friderich Schäfer,<br>Bauer       | 27.) Johannes Armbruster, Schäfer                |
| 4.) Ulrich Reusch, Bauer                    | 28.) Marx Bukmüller, Bauer                       |
| 5.) Jacob Kurz, Bauer                       | 29.) Johannes Kümmerles Wittib                   |
| 6.) Johannes Rauscher, Schreiner            | 30.) Jacob Webers Wittib                         |
| 7.) Gottlieb Neuscheler,<br>Tagelöhner      | 31.) Gotlieb Weber, Maurer                       |
| 8.) Johann Martin Neuscheler,<br>Krämer     | 32.) Joh. Georg Nagel, Bauer                     |
| 9.) Jacob Raiser Schreiners<br>Wittib       | 33.) Jacob Kern, Schäfers Wittib                 |
| 10.) Gottlieb Raiser, Schreiner             | 34.) Joh. Georg Reicheneker, Bek                 |
| 11.) Johann Georg Wörner<br>Schuhmacher     | 35.) Andreas Armbruster, Schäfer                 |
| 12.) Samuel Raiser, Steinhauer              | 36.) alt Martin Mayer Weber                      |
| 13.) Johann Martin<br>Schmauder, Schneider. | 37.) Jung Martin Mayer, Weber                    |
| 14.) Jacob Schur, Blattmacher               | 38.) Joh. Georg Kümmerle,<br>Weber               |
| 15.) Michael Frey, Tagelöhner               | 39.) Johannes Gekeler, Weber                     |
| 16.) Johann Martin Gekeler,<br>Tagelöhner   | 40.) Johann Georg Thumm, Bauer                   |
| 17.) Jacob Heinrich Schäfer,<br>Geometer    | 41.) David Heusel, Schmidt                       |
| 18.) Johann Georg Raiser, Weber             | 42.) Carl Schur, Weber                           |
| 19.) Jung Joh. Georg Raiser,<br>Maurer      | 43.) Joh. Georg Schäfers Wittib                  |
| 20.) Johann Georg Raiser,<br>Küfer//67//    | 44.) Jacob Koch, Steinhauer                      |
| 21.) Wilhelm Kern, Schäfer                  | 45.) Georg Martin Schäfer,<br>Schreiner          |
| 22.) Jacob Herman, Bauer                    | 46.) Johann Martin Kern, Schäfer                 |
| 23.) Felix Schur, Weber                     | 47.) alt Friderich Armbruster,<br>Zimmermann     |
| 24.) Johann Georg Kümmerle,<br>Weber        | 48.) jung Friderich Armbruster,<br>Zimmermann    |
|   | 49.) alt Joh. Georg Wandel, Schnei-<br>der       |
|   | 50.) Christian Nagel, Schuster                   |
|   | 51.) Joh. Martin Wagner, Todten-<br>gräber       |
|   | 52.) Johann Friderich Wagner,<br>Weber           |

- 53.) Jacob Raiser Todtengräbers Wittib
- 54.) Johannes Kümmerle, Weber
- 55.) Jacob Kautt, Schneider
- 56.) Jacob Kautt, Schäfer
- 57.) Joh. Georg Pfeiffer, Fuhrmann
- 58.) Jacob Luz, Maurer
- 59.) Jacob Raiser Stoll, Bauer
- 60.) Johann Martin Raiser Stoll, Bauer
- 61.) Jacob Lang, Schuster
- 62.) Jak. Neuschelers Altenb. Wittib
- 63.) Joh. Georg Schenks Wittib
- 64.) Jacob Neuscheler, Bauer
- 65.) Jacob Steinmayer, Bauer
- 66.) Ernst Theurer, Bauer
- 67.) Joh. Martin Bukmüller, Schulmeister
- 68.) Joh. Martin Schäfer, Gemeindepfleger
- 69.) Joh. Georg Kern, Bauer
- 70.) Joh. Georg Knapp Bauers Wittib
- 71.) Joh. Georg Knapp
- 72.) Joh. Jacob Schur, Weber
- 73.) Joh. Jacob Gekeler, Schuster
- 74.) Friderich Thumm, Weber
- 75.) Gothilf Weber, Schuster
- 76.) Pfarrer M. Lempp
- 77.) Joh. Georg Raiser Stoll, Bauer
- 78.) Jacob Thumm, Bauer
- 79.) Ludwig Thumm, Küfer
- 80.) Jacob Thumms Wittib
- 81.) Joh. Georg Neuscheler 4 s.<sup>74</sup> Bauer
- 82.) Joh. Georg Raiser Stoll, Bauer
- 83.) Joh. Georg Kuder, Bauer
- 84.) Johann Georg Wandel, Schneider
- 85.) Friderich Nagel, Weber
- 86.) Joh. Martin Raiser Stoll, Heiligenpfleger//68//
- 87.) Jacob Baumanns Wittib
- 88.) Matheus Vogel, Weber
- 89.) Christoph Wezel, Weber
- 90.) Joh. Martin Gekeler, Amtsdienner
- 91.) Friderich Gekeler, Weber
- 92.) Johann Georg Müller, Bauer
- 93.) Conrad Steinmaier, Wagner
- 94.) Christian Ebert, Wagners Wittib
- 95.) Joh. Ludwig Knapp, Bauer
- 96.) Wilhelm Friderich Schäfer, Bauer
- 97.) Matheus Schenk, Bauer
- 98.) Joseph Wirsum, Schuster
- 99.) Johann Georg Krämers Wittib
- 100.) Johann Martin Krämer, Bauer
- 101.) Johann Martin Kugel, Schneider
- 102.) Johannes Schmauder, Schuster
- 103.) Jacob Neuscheler Michaels Sohn, Tagelöhner
- 104.) Jacob Neuscheler, Schuster
- 106.) Christian Rauscher, Schreiners Wittib
- 107.) Christian Rauscher, Schreiner
- 108.) Clemens Rauscher, Schuster
- 109.) Jacob Bukmüller, Bauer
- 110.) Joh. Martin Neuscheler, Schreiner
- 111.) Joh. Georg Rüst's Wittib
- 115.) Joh. Georg Raiser Öde, Nachtwächter

<sup>74</sup> Eventuell „Viertels“-Bauer.

- |   |   |
|---|---|
| 116.) Joh. Georg Raiser Ödes Wittib           | 137.) Joh. Martin Raiser, Bauer                             |
| 117.) Joh. Martin Weber, Tagelöhner           | 138.) Michael Rieger, Schäfer                               |
| 118.) Joh. Martin Weber, Maurer               | 139.) Johannes Vogel, Fuhrmann                              |
| 119.) Johann Georg Neuscheler Michaels Sohn   | 140.) alt Jacob Müller, Bauer                               |
| 120.) Christian Luz, Tagelöhner               | 141.) J[un]g Jacob Müller, Bauer                            |
| 121.) Jacob Gekeler, Maurer                   | 142.) Johann Martin Ott, Weber                              |
| 122.) Johann Martin Luzen Wittib              | 143.) Johann Georg Wagner, Calcant                          |
| 123.) Johann Martin Luz, Marttins Sohn, Weber | 144.) Joh. Georg Lutz, Weber                                |
| 124.) Johann Martin Lang, Schusters Wittib    | 145.) Johann Martin Luz, Weber, Georgs Sohn                 |
| 125.) Johann Georg Wandel, Bek                | 146.) Tomas Schlecht, Schmid.                               |
| 126.) Gotlieb Maier, Schneider                | 147.) Jacob Schlotterbek, Maurer.                           |
| 127.) Joh. Georg Kautt, Tagelöhner            | 148.) Johannes Schmauder, Schneiders Wittib                 |
| 128.) Christian Neuschelers Wittib            | 149.) Jacob Steinmayer, Tagelöhner                          |
| 129.) Jacob Neuscheler, Weber Christians Sohn | 150.) Joh. Georg Steinmayer, Wagner                         |
| 130.) Gotlob Gekeler, Tagelöhner              | 151.) Jacob Schäfer, Bauer                                  |
| 131.) Ludwig Raiser, Weber                    | 152.) Carl Nothacker, Amtsbott                              |
| 132.) Caspar Raiser, Maure.                   | 153.) Joh. Martin Schäfer, Schuldheis                       |
| 133.) David Kugel, Schuster                   | 154.) Joh. Nagel, Bauer                                     |
| 134.) Johann Georg Lang, Bauer                | 155.) Joh. Friderich Schäfer, Bauer                         |
| 135.) Christian Koch, Wegknecht               | 156.) Georg Armbruster, Adlerwirth                          |
| 136.) Gotlieb Lang, Weber                     | 157.) Joh. Georg Reiff, Bauer//69// Nachtrag: <sup>75</sup> |
|   | 158.) Christian Raiser, Schreiner                           |
|   | 159.) Mathias Bauknecht                                     |

Die Bürgerzahl hat sich diesem nach seit 150 Jahren um das 4 fache vermehrt. Eine Menge neuer Namen sind aufgestanden, während auch einige ortsangehörige Namen wie zum Exempel Rüst, J[e]delen, Haupt, Tramm p. p. uralte Namen in Rommelsbach angehöriger, eingegangen sind.

Die Politischen Zustände Würtembergs in den Jahren 1849 und 1850 haben wie sonst überall so auch hier eine ziemliche Aufregung hervorgebracht, und es bildeten sich auch hier 2 Parthieen, nemlich eine Conservative und eine

---

<sup>75</sup> Nachtrag sowie der folgende Absatz am linken Rand ergänzt.

Demokraten Parthie.<sup>76</sup> Die Erstere, bei weitem die Stärkste, fiel aber bei den 3 vorangegangenen Volkswahlen jedes mal durch.

Den 26. April 1848 wurde zu Mezingen ein Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Die Wahl fiel auf den radikalen Prof. Fischer aus Tübingen.<sup>77</sup> Der Erfolg und das Ende dieser Versammlung hat gezeigt, daß diese Wahl eine Verunglückte war.

Zu einer die Verfassung revidierenden Versammlung in Württemberg fiel bei der am 1. August 1849 zu Lustnau vorgenommenen Wahl<sup>78</sup> die Mehrzahl abermals auf einen radikalen Kandidaten, den Dr. Schweickhardt in Tübingen.<sup>79</sup> Da diese Versammlung aus fast lauter Mitgliedern seiner Gesinnung bestand, mit denen die Staatsregierung nicht zu unterhandeln vermochte, so wurde dieselbe am 22. December 1849 aufgelöst.

---

<sup>76</sup> Von Parteien im heutigen Sinne kann man noch nicht sprechen. Die Oppositionsbewegung gegen die Herrschaft der Fürsten während des Vormärz wurde insbesondere von bürgerlichen Gruppen getragen. Ihr politischer Nenner war liberales Gedankengut, die Bewegung spaltete sich allerdings zunehmend in gemäßigte Liberale mit evolutionären Gedanken und einen demokratischen Flügel, der revolutionäre Forderungen aufstellte. Diese Demokraten waren Vertreter der Volkssouveränität und strebten deshalb eine Republik an, die gemäßigten Liberalen eine konstitutionelle Monarchie. Typische Forderungen der demokratischen Richtung waren allgemeines, gleiches Wahlrecht und ein zentralistischer Einheitsstaat, der mit einer Einschränkung der Bedeutung der Einzelstaaten verbunden gewesen wäre.

<sup>77</sup> Friedrich Theodor Vischer (nicht: Fischer) (1807–1887), Professor und Publizist in Tübingen, der häufig im Konflikt mit der königlichen Obrigkeit lag, wurde im Wahlkreis Reutlingen/Urach in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Politisch ist er zum demokratischen Flügel der Liberalen zu rechnen.

<sup>78</sup> Nachdem am 18. Juni 1849 die Versammlung der aus Frankfurt nach Stuttgart geflohenen Abgeordneten der Nationalversammlung aufgelöst worden war, verfügten die letzten verbliebenen Institutionen der 48er-Revolution über keine Basis mehr, obwohl König Wilhelm I. als einziger Monarch der neuen Reichsverfassung zugestimmt hatte. Die darauf folgenden Wahlen in Württemberg zu einer Verfassungsgebenden Versammlung führten zu einer demokratischen Mehrheit, die eine Regierung unter Friedrich Römer wählte, der bereits dem Märzministerium von 1848 vorgestanden hatte. Ende Oktober 1849 entließ der König diese Regierung und ersetzte sie durch beamtete Minister unter Johannes von Schlager, die allerdings von der Landesversammlung abgelehnt wurde. Er wurde entlassen und Freiherr von Linden, Spross eines Adelsgeschlechts und seit 1839 ritterschaftlicher Abgeordneter im Landtag, trat am 2. Juli 1850 an die Spitze des Ministeriums, der „sich bald darauf redlich bemühte, die Früchte der Revolutionszeit auszurotten“, vgl. [http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Linden,\\_Joseph\\_Freiherr\\_von](http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Linden,_Joseph_Freiherr_von). Letzter Zugriff 27.5.2014. Die Rückkehr zum Wahlgesetz der Verfassung von 1819 wurde vorgenommen, als ein Konflikt zwischen der Kammer und der Regierung entstand. Wegen des Streits um Kurhessen wurde von österreichischer Seite vom württembergischen König militärische Rüstung und Unterstützung verlangt. Von Linden stellte sich auf die Grundlage des Bundesprinzips und vertrat die Position, dass dies der verfassungsmäßigen Position des Königs im Bund entspreche. Da die Kammer dies ablehnte, benützte von Linden die Gelegenheit, zur Verfassung von 1819 zurückzukehren, ein Schritt, den die Gerichte und die Kammer später selbst billigten.

<sup>79</sup> Dr. Eduard Schweickhardt (1805–1868), 1848 auch Mitglied des Frankfurter Vorparlaments, vgl. Frank Raberg: Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933, Stuttgart 2001, S. 851.

Die neue auf den 19. Februar 1850 anberaumte Wahl, wobei die hiesige Bürgerschaft ihre Stimmzettel in Pliezhausen abzugeben hatten, fiel nicht glücklicher aus, als die beide vorhergehenden. Es wurde der nemliche Schweikhart wieder gewählt, und die Wahl im ganzen Lande zeigte, daß//70//von 64 Abgeordneten 48 der radikalen Parthie und nur 16 der conservativen angehören.

Welchen Erfolg diese abermals verunglückte Volkswahl bringen werde steht nun dahin, und wir sehen der Zukunft mit ängstlichen Blicken entgegen.

Kommt bei der Einberufung der neugewählten Abgeordneten abermals eine Vereinbarung mit der Königlichen Staatsregierung nicht zustande, und sieht sich letztere durch den starren Widerstand der erstern genöthigt, die Versammlung abermals aufzulösen und in Hinsicht der Volkswahlen andere Maasregeln anzuordnen, denn eine 3. Wahl nach dem bisherigen Wahlgesez vom 1. Juli 1849 angeordnet, würde ein noch schlimmeres Resultat gewähren als die letzte – so möchte die Sache zu ernstlichen Auftritten führen, und am Ende eine militärische Besetzung des Landes durch fremde Truppen nöthig werden. Gott gebe, daß sich bei der nächsten Versammlung, deren Zeitpunkt noch nicht vestgesezt ist, Regierung und Volk vereinbaren und diese Sache einen friedlichen Ausgang nimmt.

Leider<sup>80</sup> wurde dieser Wunsch nicht erfüllt und die Versammlung, welche auf ihren Anträgen beharrte, wurde zum 2. male aufgelöst, den 3. Juli 1850, und eine neue 3. Wahl auf den 20. September 1850 nach dem Gesez vom 1. Juli 1849 angeordnet.

Diese Wahl bei welcher die hiesigen Wahlmänner abermals in Pliezhausen//71//wählen musten, wobey aber von 118 Wahlmännern nur 33 ihre Stimmzettel abgaben, hatte das nemliche Resultat wie die beiden vorhergehenden, indem der radikale Schweikhart wieder gewählt wurde, und auf gleiche Weise fiel diese Wahl im ganzen Lande aus, welches zur unausbleiblichen Folge hatte, daß die Kammer nach kurzem Beysammensein am 6. November zum 3. male aufgelöst wurde.

Das Volk hat dieser Katastrophe ruhig entgegen gesehen, und auch hier hat sich durchaus eine Veränderung in politischer Hinsicht nicht vorgetragen. Zwar droht gegenwärtig ein Krieg über die künftige Gestaltung Deutschlands ausbrechen zu wollen, aber mit aller Ruhe wird demselben entgegen gesehen.//72//

Ich habe mir seither viele Mühe gegeben die Gewende Namen der hiesigen Markung zu erläutern, ihre Abstammung zu untersuchen und sie auf die richtige Schreibart zurückzuführen. Hieraus ist nun folgende Beschreibung entstanden.

---

<sup>80</sup> Am Rand: „1850“.



Katasterplan NO II.10 mit Ortslage Rommelsbach zur Zeit des Schultheißen Schäfer. Dessen besonderes Steckenpferd, die Flurnamen, sind auf den lithographierten Plänen verzeichnet.

### 1.) *Braiken*

Ein Akergewand in Zellg ob der Halden. Der Name Braiken ist sehr allgemein, und man trifft ihn in der Umgegend fast auf jeder Markung, aber nur immer in gutem erziebigem Akerfeld an; über diese Abstammung läst sich nichts sagen.

2.) *Buchhalden*

Gleichfalls ein Akergewand in Zellg Tiefenfurch, möchte von einem früheren Buchenwald, der diß Gewand und Gegend bedekte abzuleiten seyn, auch dieser Name findet sich häufig vor.

3.) *Bengen Aeker*

Akergewand, vermuthlich von hier gewachsenen Binsen abstammend.

4.) *Breite Aeker*

Desgleichen in Zellge Tiefenfurch. Hierüber läst sich nichts sagen, da diese Aeker keine auffallende Breite haben, so läst sich ihr Name von diesem Umstande nicht ableiten.

5.) *Brännlen*

Ein scharf abgegrenztes Wiesengewand, östlich westlich vom Dorf liegend soll offenbar heissen im Brühl welcher Name häufig in der//73//Umgegend vorkommt, aber immer nur bei ganz guten Wiesengewänden, diese Vermuthung wird dadurch fast zur Gewisheit, daß die 3. letzte Parzellen welche an der Altenburger Markung liegen und die 3. Nro. 360, 361 und 362 haben, sich im Lagerbuch „des Altvaters Brühl“ schreiben; diese 3 Parzellen waren früher zu einer vereinigt, und gehörten in ein Roggenlehen, was nun aber abgelöst ist. Der Name „Altvaters“ mag auf einer Familien Benennung beruhen, aber Brühl rechtfertigt obige Vermuthung vollkommen.

6.) *Bongarten*

Ein Wiesengewand in der Nähe der Breitenwiesen, war vor älteren Zeiten mit einer Heke umfungen und es stunden nach dem Heiligen-Lagerbuch de anno 1581 Bäume auf demselben; daher ist auch der richtige Name dieses Gewandes „Baumgarten“.

Bongertlen, ein Baumgarten westlich am Dorfe liegend, mit Bäumen bepflanzt, soll gleichfalls Baumgarten heissen.

7.) *Breitenwiesen*

wie bei der Breiten Aekern 4.).

8.) *Baint*

Ist ein uralter deutscher Name der fast auf jeder Markung in der Umgegend vorkommt, aber immer in der Nähe der Dörfer, ich vermuthe daß er gleichfalls „Baumgart“ bedeuten solle; durch die Länge der Zeit aber in Baint verkezert worden ist, //74//unsere Baint liegt südlich am Dorfe und ist gröstentheils mit Bäumen ausgesetzt.

9.) *Creuzsteinen*

2 Akergewänder, ob und unter den Creuzsteinen, welche der Oferdinger Fahrweg trennt. Diese Creuzsteine stehen links am Weg<sup>81</sup> nahe an der Oferdinger Markungsgrenze, dieselbe Creuzsteine müssen sehr alt sein, und aus der Zeit herrühren ehe die Markungsgrenzen festgestellt wurden, weil auch der Anschluß von Oferdingen sich bei den Creuzsteinen schreibt.

10.) *Dietenbach*

Ein Wiesengewand südlich vom Dorfe aus, wird durch einen Bach begränzt<sup>82</sup> der aber keinen besondern Namen hat, blos besser unten, bildet dieser Bach eine tiefe Klinge, welche in der Sondelfinger Markungs Grenzbeschreibung die „Dittenklinge“ genannt wird, dieser Ausdruck läst sich nicht erklären.

11.) *Gräben Aeker*

2 Akergewänder östlich vom Dorfe, werden durch die Mezinger Strasse getrennt, von Gräben abstammend.

12.) *Grotten Aeker*

Etwas feuchte Aeker, was zu dieser Benennung Veranlassung gegeben haben mag.

13.) *Gassen Aekern*

Östlich am Dorfe gelegen stossen auf die Mezinger Strasse<sup>83</sup> (Gasse) was der Grund dieser Benennung ist, denn man sagt noch jetzt im Dorfe um diese Gegend zu bezeichnen: „in der Gaß draussen“ ./75//

14.) *Gaiern*

Ein Gewand Baumgärten nördlich am Dorfe, die Abstammung dieses Namens ist unbekannt, könnte vielleicht derselbe von der dreyekigten Form des Gewandes von „Gehren“ herrühren, auch das östlich darauf stossende Akergewand heist die Gaiernäker. Die Gaiergärten laufen als Wiesen; was beweist daß es früher solche, und keine Baumgärten waren, und daß diese erst später angelegt wurden.

15.) *beim Gassenbrunnen*

Ein Wiesengewand westlich hart am Dorf gelegen, hat den Namen von dem einst auf der Stelle des Hauses von Christan Rauscher,<sup>84</sup> hart an der Strasse gestandenen „Gassenbrunnen.“

<sup>81</sup> Randvermerk: „links ob den Creuzsteinen stund einst eine Capelle, daher auch diese Aeker früher Cäpelles Aecker hiessen.“

<sup>82</sup> Randvermerk: „im Heiligen Lagerbuch de anno 1581 folio 16 b heist es „das Duttabächlin.“

<sup>83</sup> Randvermerk: „Im Closter Zwiefalter Lagerbuch de anno 1750 schrieb sich dieses Gewand früher „bei des Grafen Thor“, eine Benennung die sich nicht leicht erklären läst.“

<sup>84</sup> Am Rand: „Haus Nro. 73“.



16.) *Geiger*

Ein Wiesengewand am östlichen Theile der Markung, auf den Reichenbach stossend, dürfte vielleicht den Namen von einem Besitzer erhalten haben.

17.) *Haßgarten oder Hasengarten*

Ein Allmandplatz, welcher bis 1848 als Weide benutzt worden, in diesem Jahr aber an die Bürger ausgetheilt und cultivirt wurde. Der östliche Theil dieses Plazes war in uralten Zeiten schon als Akerfeld gebaut, und es waren bei der neusten Cultivirung noch die alten Akerbeete ganz gut zu erkennen. Über den Namen und frühere Benützung siehe hienach bei dem Gewand Reichenbach. Nro. 48. Rührt warscheinlich von Hasengarten her.//76//

18.) *Halden*

Ein südlicher Abhang Wiesen und Länder, früher eine Weinberghalde, welche um ihrer sommerlichen Lage willen ziemlich dazu geeignet war. Die Kelter stand auf der nahen Egert, und man erkannte noch vor nicht gar langer Zeit die Stelle davon, das Gewand Heiligenhalden schliest sich an dieses an, dessen Abstammung aber nicht abzuleiten ist, da der hiesige Heilige, so viel bekannt ist, eine Ansprache nie daran hatte.

19.) *Harth*

Oberer und unterer Harth, 2 sehr grosse Akergewänder, auch erstreckt sich derselbe noch über die Altenburger und Oferdinger Markung, höchst warscheinlich gehörte der Harth noch als Wald einstens zusammen, und wurde von den 3 Gemeinden Altenburg, Oferdingen und Rommelsbach gemeinschaftlich besessen, wie es wirklich noch mehrere Harthe in Würtemberg giebt. Höchst warscheinlich dehnte sich das Harth noch weiter auf den genannten Markungen aus, so daß die Gewände Reutte auf Oferdinger und Altenburger Markung sehr warscheinlich auch dazu gehörten, deren Namen auf ausreutten hinzielt, bei dem Ausreutten dieses Waldes, und Cultivirung des Plazes mag die Theilung vorgenommen worden seyn, doch erst nach dieser, denn die Markungsgrenze der genannten 3 Orte lief nicht der Gewands- oder Eigenthumsgrenzen//77//nach, sondern quer durch, jezt aber ist sie ausgeglichen und den Eigenthumsgrenzen nach geführt; ein Distrikt auf der höchsten Lage schreibt sich „auf dem Berg bei den „Eichen.“ Seither wird geschrieben „im Harth“, ich aber halte die Schreibart „das Harth“ (langsam) für richtiger. Gerade so wie das Harth bei Münsingen auch geschrieben wird. Warscheinlich gehörten die Rommelsbacher und Oferdinger obere Creuzsteinäker auch noch zum Harth, denn von denselben heist es im Heiligen Lagerbuch de anno 1581 bei den steinernen Creuzern, und die Oferdinger Fahrstrasse bildete die Grenze.

20.) *Heken*

Heken heissen diejenigen Baumgüter welche an dem Altenburger Communwald Ungerhalde hin liegen, und die früher Wald gewesen sind, letzteres geht

daraus hervor, daß dieselbe bis auf die neueste Zeiten einen Forstzins zum Kameralamt zahlen musten, statt des grossen Fruchtzehentens, welcher nun abgelöst ist.

21.) *Hinterriether Aecker*

liegen aussen an den Rietherwiesen, daher dieser Name, auch heist man sie der Entenfang, ein Name, der wohl von den vielen Wassergräben entstund, welche darin angebracht sind, und die bei der ebenen und eingeschlagenen Lage desselben, bei etwas nasser Witterung vollständig mit Wasser angefüllt sind.//78//

22.) *Heiligenaeker*

Ein grosses Gewand Akerfeld in der Zellg Tiefenfurch, am Nordöstlichen Ende der Markung. Der Name ist unbekannt und läst sich mit Gewisheit nicht mehr ableiten.

23.) *im Hanfgärten*

Akergewand in der Nähe und südlich vom Dorfe, mögen vielleicht früher Hanfländer darin angebracht, oder auch die Aecker zum Hanfbau benutzt worden seyn.

24.) *Hau*

Ein Akergewand südlich vom Dorfe. 26 Morgen gros, in neuerer Zeit mit Obstbäumen ausgesetzt, hievon bezog bis in die neueste Zeit die hiesige Pfarrey in den beiden fruchttragenden Zellgen die 5te Garbe, was nun aber abgelöst ist, woher diese Beschwerde rührt ist unbekannt, der Name Hau aber kann nur von einem ehemaligen Wald herrühren. Hau heist gleichfalls derjenige Allmanddistrict, welcher schon 1818 vollends aber 1848 an die Bürgerschaft ausgetheilt und cultiviert wurde, und mit uralten Eichen bis zur ersten Periode bepflanzt war: Auch wurde dieser Plaz bis dahin als Waide benutzt, es unterliegt also keinem Zweifel, daß dieser Plaz einst Wald war, er hieng aber mit ersterem den Hauäkern nicht zusammen.

25.) *Heyländen Wiesen*

Östlich vom Dorfe gelegenes Wiesengewand<sup>85</sup> hat warscheinlich einer dort gestandenen Feldkapelle, einem Cruzifix oder Feldkreuz den Namen zu verdanken.//79//

26.) *Holz wiesen*

Grenzen an die hiesige und die Reuttlinger Allmand an, welche nicht Wald gewesen ist, und wovon die Holz wiesen ihren Namen erhalten haben.

---

<sup>85</sup> Einfügung: „an der uralten Poststrasse von Mezingen, siehe Reisweg“.

27.) *am Krummengäßlen*

Der Vicinalweg von hier nach Mezingen macht bei diesem Akergewand ehe er in den uralten Reisweg einmündet eine auffallende Krümmung, woraus dieser Gewandsname entstanden ist.

28.) *Krumme Aecker*

haben den Namen wahrscheinlich von ihrer gebogenen Lage erhalten.

29.) *Kirräckerlen, Kirchäckerlen*

Baumgarten Gewand, gleich östlich am Dorfe, hinter der alten Kirche und dem Gottesacker, woraus hervorgeht, daß es heißen soll „Kirchäckerlen“ gleich Kirchgärten. Sowohl die Kirchäckerlen als die Kirchgärten und der dazwischen liegende Pfarrgarten waren einst Akerfeld, und es sind die Akerbeete davon noch ganz gut sichtbar. Das Dorf stund ursprünglich wie wir nachher bei den neuen Gärten sehen werden, mehr westlich, nach der Zerstörung desselben im 30 jährigen Kriege wurden die Häuser näher an die Capelle oder Kirche hingebaut, und es wurden diese Aecker als nun in der unmittelbaren Nähe des Dorfes gelegen, zu Baum und Grasgärten gerichtet, und auch bei diesem Gewand der frühere Name beibehalten.

30.) *Kirrloch*<sup>86</sup>

Ein Akergewand westlich am Dorfe, zusammenhängend mit einer gleichnamigen Nebengasse im Dorfe. Dieser Name scheint wie der vorhergehende auch von „Kirche“ entstanden zu seyn, allein die Lage ist ziemlich von der Kirche entfernt, und eine ältere//80//Kirche in dieser Gegend anzunehmen, ist nicht wahrscheinlich obgleich wie vorhin schon gesagt, das Dorf in älteren Zeiten in dieser Gegend stund.<sup>87</sup> Die Kirrlochgasse stund mit dem Heergäßen in Verbindung, indem selbiges unter einem rechten Winkel in diese einmündet. Die Kirrlochgasse war in früherer Zeit eine ausgehölte Wasserklinge, und konnte nicht befahren, kaum darin gelaufen werden. Erst seit neuerer Zeit als neue Häuser an dieselbe angebaut wurden, wurde sie fahrbar hergestellt, womit der Strasse durch den Ort ein grosser Abbruch geschieht.

31.) *Kurzgeländ*

2 Akergewande obere und untere in Zellg Tiefenfurch. Der Name Kurz läst sich nicht ableiten, Gelände hingegen rührt von Lage, Gewand her.

32.) *Klinger Aecker und Klinger Wiesen*

Die Klinger Wiesen, ist ein scharf abgegrenztes Wiesen Gewand, südlich am Dorfe gelegen, dem sich die Klinger Aecker anschliessen. Woher der Name rührt ist unbekannt, da von einer Klinge nichts ersichtlich ist, der kleine

---

<sup>86</sup> Ergänzung: „Der wahre Name soll Heerloch, Heergäßen seyn. Durch das der Sage nach der wilde Jäger einst gezogen seyn solle.“

<sup>87</sup> Randvermerk: „Kirrloch Gasse, findet ihre Ableitung von dem uralten Namen Heergasse, welcher Weg damit in Verbindung steht.“

Klingerbach der das Gewand nördlich begrenzt kann doch wohl nicht gemeint sein. Eine Vermuthung möchte folgendes seyn, gegenüber der nahen Rietern, was von Rieth, urbar machen, herrührt, möge es hier von gelingen, gelingern, heissen, etwa daß die Cultivirung gelungen seye. Hinach müste aber der Name Glingern geschrieben werden.//81//

33.) *Krautgärten*

Nordwestlich am Dorfe gelegen, jezt wenige Gras und Baumgärten, müssen ehe sich das Dorf bis hieher erstreckt, als Krauttgärten, (Krautländer) benutz worden sein. Jezt sind sie zum gröstentheil überbaut.

34.) *Lange Aecker*

Ein bedeutend grosses Ackergewand, der Name mag wohl von ihrer Länge herrühren, indem sie sich vom Reisweg bis auf den Mezinger Fahrweg herab erstrecken.

35.) *Langenlau*

Gegenwärtig ein gröstentheils mit einer gelungenen Obstbaum Pflanzung angelegten Weide Plaz, welcher der Gemeinde gehört, war früher Wald, und es ist noch wohl bekannt, daß derselbe mit großen Eichen bestockt war. Die Langenlau Aecker schliessen sich an. Der uralte sog. Herrschaftweg, von Oferdingen nach Mezingen führt über diesen Plaz. Diesen Weg passirte nur der Regent von Würtemberg auf seinen Jagden, sonst war er für jedermann geschlossen, er lief von hier aus quer durch die Reichenbach Wiesen und im Geiger über eine hölzerne Brücke „die Herrschaftbrücke“ unterhalb der Teufelsbrücke, über den Reichenbach, Mezingen zu.

36.) *Lehen Aecker*

haben den Namen wahrscheinlich von einer darauf gehafteten Lehen-Abgabe.

37.) *Lachen Aecker*

Dieser Name rührt ohne allen Zweifel von der wagrechten Lage derselben her, weswegen das Wasser schwehr abzuleiten ist, und das Feld daher bei nassen Jahrgängen durch das Wasser Schaden leidet.//82//

38.) *Luiben*

Ein Wiesen und Ländergewand, wovon der Name nicht abzuleiten ist.

39.) *Mühläcker*

Ein kleines Ackergewand in Zellg ob den Halden, woher dieser Name rührt, ist unbekannt, da von einer Mühle in dieser Gegend keine Rede seyn kann.

40.) *Mädles Wiesen*

Wahrscheinlich von Maad, herrührend, ein grosser Theil dieses Wiesengewandes war früher Ackerfeld.

41.) *Märklen*

Wiesengewand unweit dem Dorfe, der Name ist unbekannt.

42.) *Neue Aecker*

Ein bedeutendes Akergewand in der Zellge ob den Halden. Diese so wie die anstossende Gemeine-Äker, waren einst Allmanden, und sie zahlten bis zur neuesten Zeit einen jährlichen Zins zur Gemeinde Pflege, der nun abgelöst ist, daher auch der Name Neue Aecker.

43.) *Neue Gärten*

Baum und Grasnärten, welche aber in der Beschreibung als Wiesen laufen, in der Nähe des Dorfes (Westlich) gelegen.<sup>88</sup>

Schon bei den Kirchäckerlen Nr. 29 ist gezeigt worden, daß das Dorf vor seiner Zerstörung im 30 jährigen Kriege sich über die Neue Gärten erstreckte. Man findet überall wo nachgegraben wird, verdeckte Keller, Schutt von abgebrannten Gebäuden, pp. und es ist nicht unwahrscheinlich daß das sog. Heergäslen eine Gasse im Dorfe bildete. Später als das Dorf mehr der Kirche zu gebaut wurde, wurden hier Baumgärten angelegt, wodurch auch der Name entstand. Auch die Kirrlach//83//gasse scheint mit dem Dorfe näher verbunden gewesen zu seyn als jezt, weil das vom grossen Brande von 1643 noch übrig gebliebene Haus an ihr steht. Auch das Heergäslen setzt sich in dem sog. Schützenweg durch die Neuegärten fort, und mündet bei der grossen Lücke in den Altenburger Fahrweg ein.

44.) *Pfaffenwasen*

Akergewand rechts am Oferdinger Fahrweg in Zellg vor'm Hau gelegen, der eigentliche Pfaffenwasen liegt links an diesem Weg, und war der vormalige Schulaker welcher vor einigen Jahren in Privat Besiz kam, soll früher ein unebener öder Plaz gewesen sein, auf dem der Säuhirt geweidet habe, dieser Plaz wurde dem Schulmeister als Besoldungstheil angewiesen von diesem geebnet und cultivirt, und so blieb er bei der Schulbesoldung, bis vor einigen Jahren die Güter hievon getrennt wurden, wo er der Gemeinde zufiel, u. von dieser verkauft wurde. Woher der Name rührt ist unbekannt.

45.) *Pläzen*

Wiesengewand am Sikenhäuser Weg. Der größte Theil dieser Wiesen gehörte zum Oferdinger Widdumhof, welche aber nach und nach an hiesige Bürger verkauft wurden. Die Entstehung dieses Namens ist unbekannt.//84//

46.) *Rietern, Rieterwiesen, Rieteräker*

Die Rieterwiesen ein scharf abgegränztes, von Akerfeld umgebenes Wiesengewand, dem sich die Rieteräker anschliessen; haben ohne allen Zweifel ihren Namen von Riet, was um ihrer ebenen eingeschlagenen Lage willen leicht

---

<sup>88</sup> Am Rand: „waren einst Aecker, und es sind die Akerbeete noch ganz gut sichtbar.“

erklärlich ist, aus Rietwiesen ist nach und nach wie bei den nahen Klingern, Rietern entstanden. Wohl mögen diese vor ihrer Cultivirung ein nasses sumpfiges Riet gebildet haben, aus dem hernach das wirklich schöne Wiesenthal gebildet worden ist.

47.) *Rankäker*

Eingetheilt in untere und obere der Name mag wohl von ihrer gebogenen Lage, besonders der letztern herrühren.

48.) *Reichenbäch*

Wiesengewand, östlich an das Oberamt Urach angrenzend, hat seinen Namen von dem Reichenbach welcher solches begrenzt. Im Heiligen Lagerbuch de anno 1581 schreibt sich dieses Gewand „beim Wiesenhäuser Bronnen“, woraus zu schliessen ist, daß hier in dieser Gegend ein Hof gestanden seye. Schon auf dem nahen Haßgarten sind uralte Spuren von Akerfeldern und der Name „Garten“, rechtfertigt diese Vermuthung, was auch bei der zimmlich weiten Entfernung vom Dorfe, sehr warscheinlich ist. Der Brunnen am Westlichen Ende//85//der Reichenbach Wiesen ist zwar noch vorhanden, aber die Stelle wo jener Hof einst gestanden seyn möchte, ist unbekannt.<sup>89</sup>

49.) *Reihersteig*<sup>90</sup>

Der Name „Reihersteig“ findet sich zusammenhängend auf den 3 Markungen von Reichenek, Sondelfingen und Rommelsbach vor. Ein Beweis daß der Name bestund, ehe die Markungen abgetheilt und ihre Grenzen bestimmt wurden, woher der Name rührt, ist unbekannt. haben sich vielleicht viele Reiher an dem durchfliessenden Reichenbach aufgehalten, was wegen des nahen grossen Sees auf Reicheneker Markung, nicht unwarscheinlich ist, oder rührt der Name von dem Reichenbach, welcher den Reicheneker und Rommelsbacher Bezirk trennt, her, und steht vielleicht auch der Name Reicheneck damit in Verbindung? oder ist wohl die rauhe steinigte Lage der Grund dieser Benennung? Dann wäre der Name Rauhe Staige, und im vorgehenden Falle Reichenstaige. Der Bezirk auf Rommelsbacher Markung bildet einen besonderen Zehent Bezirk, welcher früher zum Kameralamt Pfullingen gehörte. Merkwürdig ist der Bezirk, seiner Versteinerungen wegen, indem in dem in

<sup>89</sup> Nachtrag am Rand: „Indessen ist der Hof sehr warscheinlich in der Nähe des Brunnens gestanden, wie sich aus dem noch vorhandenen uralten Holwege schliessen läst, der vom Reiso oder Mezinger Fahrwege auf derjenigen Stelle ausläuft als dieser seine seitherige östl. Richtung verläst, und sich an der Reiherstaig, unter einem Rechten Winkel nach Süden wendet, und durch welchen zweifelsohne der Hof mit der nahen Landstrasse in Verbindung gesetzt war. Auch ist der Fahrweg zu den Reichenaker Weinbergen wie er im Reichenaker Lagerbuch beschrieben ist, da wo er die Reichenbach Wiesen betritt, dem Langenlandwasen so, wie da, wo er sie verläst, dem Bach, recht gut sichtbar, u. die Furth auf der Ebene über den Reichenbach, rührt noch von diesem Wege her.“

<sup>90</sup> Nachtrag am Rand: „Vermuthlich Reichensteig oder Reichenstein. Analog mit Reichenek, und Reichenbach, letzterer von der steinigten Lage des Bezirks herrührend.“

grosser Menge vorhandener Muschelkalk die schönsten Ammoniten-Versteinerungen vorkommen, und für einen Geognosten giebt er die reichlichste Ausbeute. Die Steine deren sehr viele gebrochen werden, sind ein gutes Material zu Strassenbauten.//86//

50.) *Rauhe Spiz*

Ein an die Reiherstaig und die Spizwiesen angrenzendes Wiesengewand, von welchem ersterem es durch die Mezinger Strasse getrennt ist, möchte wohl die Benennung auch der Reiherstaige von Rau abzuleiten rechtfertigen.

51.) *Römmel*

Wiesengewand, dem sich das ehemalige Römerwäldchen anschliesst, soll offenbar heissen Römerthal, eine uralte Benennung, über welche schon oben die nöthige Aufklärungen gegeben worden sind.

52.) *Spizäker und Spizwiesen*

Zusammenhängende Gewände von bedeutender Ausdehnung. Der Name läst sich nicht ableiten.

53.) *beim Sitterbrunnen*

Ein Akergewand südlich vom Dorfe, hat seinen Namen von einer schwachen unbedeutenden Quelle, welche am nördl. Ende desselben entspringt.

54.) *Schauppen Egarten*

Ein Akergewand in Zellg Tiefenfurch. Die Benennung läst sich nicht ableiten.

55.) *Schaidweg*

So heist der Fusweg nach Reuttligen welcher zugleich die Klinger- und Hanfgarten Aecker scheidet, solte vielleicht der Name daher rühren?

56.) *Reisweg*

Jener uralte Weg welcher die ganze Markung der Länge nach durchschneidet, früher die Poststrasse von Tübingen nach Urach, jezt nur noch als Güterweg brauchbar, nachdem vor etwa 20 Jahren der Vicinalweg von Sikenhausen aus, durch das Dorf Rommelsbach geleitet worden ist, hat seine uralte Bestimmung dadurch verlohren daß die Strasse über Reuttligen geführt worden ist. An derselben stund das Eichlen früher ein topo//87//graphisch wichtiger Punkt, welcher auf den alten Landkarten angezeigt sein solle. Früher soll eine sehr grosse Eiche auf derselben Stelle gestanden seyn, als diese gefällt wurde, so wurde um den Punkt nicht zu verlohren eine junge Eiche eingesetzt, allein auch diese wurde durch ein am Charfreitage den 2. April 1847 entstandenes Gewitter umgerissen und seither nicht wieder ersetzt, weil unter den neuern Verhältnissen, doch die Wichtigkeit des Punktes verloren gegangen ist. Indessen wird die Benennung „beim Eichlen“ bleiben, und sich fortpflanzen.

57.) *Riegelwiesen*

Wiesen- und Ländergewand, westlich am Dorfe, hat seinen Namen von dem Eingang durch eine Riegel, von der Strasse aus.

58.) *Seedel*

Wiesengewand, gegenüber vom Römmel, soll „Seethal“ heissen, der Bach trennt beide Gewänder.

59.) *Schönrain*

Ein Theil dieses Gewandes das im Privatbesitz ist, war früher als Weinberg angelegt, welche aber durch die nördliche Lage desselben kein gutes Erzeugnis werden geliefert haben. Die Fortsetzung desselben war eine Allmand-Weide, welche vor ca. 50 Jahren unter die Bürgerschaft vertheilt und cultivirt worden ist. Die Weinberge hörten deswegen auch schon seit langer Zeit auf, zum Weinbau benützt, zu werden; und wurden seither mit Bäumen und Hakfrüchten bepflanzt. Auch der Anschluß an dieses Gewand auf der Sondelfinger Markung heist im Schönrain, und der südliche Abhang dieses Bergrükens wird von den Sondelfingern noch jetzt als Weinberg gebaut, und liefern einen ordentlichen trinkbaren Wein.//88//Zwischen dem, als Haktheil gebauten Theil des Schönrains, und der Reuttl. Allmand Hagen, steht in der Markungs Grenze der sog. hohe Markstein,<sup>91</sup> ein hoher vielleicht der höchste Punkt der Markung, von wo aus diese gröstentheils übersehen werden kann; der Schönrain ist ein Theil jener sehr grossen Allmandfläche welche zusammenhängend, nun in die Markungen von Reutlingen, Degerschlacht, Sikenhausen und Rommelsbach vertheilt ist, auf dem Reutlinger Antheil stand früher ein Hof der Rappenhof, und noch heist die Umgegend Rappertshofen; auch nicht weit davon ist der „Boll,“ früher Waideplaz auf dem alte Schanzen und Lagerplätze vorhanden waren, nun aber durch angebrachte Culturen zerstört sind. Auch der uralte Ursulenbrunnen, findet sich in diesem Zusammenhang.

60.) *Tiefenfurch*

Ein Akergeband in der Zellg Tiefenfurch, welches der ganzen Zellge den Namen gab, sich aber mit Gewisheit nicht ableiten läst, rührt wahrscheinlich vom tiefen Akern her.

61.) *bei der Ungerhalde*

Ungerhalde heist der Altenburger Commun-Wald, welcher an diese Aecker anstost, und von dem sie auch den Namen haben, läst sich nicht wohl ableiten.

62.) *Ueberrieth*

Akergeband in der Zellge Tiefenfurch liegt über den Rieteren.

---

<sup>91</sup> Am Rand: „auch als trigonometrischer Punkt benützt.“



63.) *Widdum*

Akergewand in Zellg vorm Hau, ein bedeutender Theil dieses Gewandes gehörte zum Oferdinger//89//Widdumhof, dem auch der Heuzehende auf der ganzen Markung gehörte, dieser – so wie die Widdumäker wurden abgekauft, und kamen in Privat Besiz, von diesen Widdum Aekern hat wohl das ganze Gewand den Namen erhalten.

64.) *Waid*

Wiesengewand, auf Reutlinger Markung gelegen, aber im Besiz hiesiger Bürger und hieher steuerbar. Es geht die Sage dieses Wiesengewand seie eingezäunt gewesen und seie vom nahen Rappenhofe als Kälberweide benutzt worden, darum gehöre es auch zur Reuttlinger Markung. Eigene Verhältnisse finden in diesem Gewande statt, deren Ursprung aber nicht zu ergründen ist, nemlich Eigenthum der Rommelsbacher Bürger, steuerbar nach Rommelsbach, Zehentbar nach Reuttlingen, jezt aber abgelöst. Ein Theil dieses Gewandes gültete bis in die neueste Zeit jährlich 1 lb. Wachs zum ewigen Licht in die Capelle zu Rommelsbach, jezt gleichfalls abgelöst.

65.) *beim Zollstok*

Akergewand hart nördlich am Dorfe, hat seinen Namen aus früheren Zeiten als Reuttlingen noch Reichsstadt war, also vor 1802, war Rommelsbach eine Zollstation, und der Ort war an jedem Ausgang mit einem Zollstok bezeichnet, hier nun, stund um der Passage gegen den Nekar willen, auch ein solcher Zollstok, woher auch der Name rührt.

66.) *Bühlen*

Grosse Allmandstrecke am südlichen Theile der Markung, früher Waideplaz seit 1848 unter die Bürgerschaft vertheilt, und zu Akerfeld gerichtet, auf dieser Fläche lagen die schon hievornen in der örtlichen Ge//90//schichte beschriebenen Römerhügel (Bühel) von welchen aus, auch der ganze Bezirk den Namen hat. Unweit von diesen Hügeln befanden sich zimmlich viele Akerbeete, und der Plaz war hienach schon von alter Zeit als Akerfeld gebaut, auf den Beeten stunden Reihen uralter Eichen hinaus, wie angepflanzt, noch jezt heist der Plaz „in den Reihen Eichen“ noch ist älteren Personen wohl erinnerlich, daß die ganze Bühlen, der anstossende „alte Wald“ und der Hau, ganz mit grossen uralten „Eichen“ überdeckt war, also in ganz früherer Zeit einen Wald bildete, warum nun mitten in diesem Walde ein Akerfeld lag, ist unbekannt, vielleicht möchte dieses mit dem unweit entfernten Rappenhofe zusammen gehört, oder möchte sich daselbst eine eigene Ansiedlung befunden haben? Dieß bleibt im Dunkeln, die gut versteinte Markungs Grenze mit Reuttlingen trennt die Bühlen von dem Reuttlinger Orschelwasen, welcher noch vor 20. Jahren viele Eichen trug.

Unmittelbar mit den Bühlen, und nur durch die Reuttlinger Fahrstrasse von diesen getrennt, zusammenhängend, ist der

67.) *Heimbühl*

Ein nördlicher Berg Abhang, Allmand Weide, und nur die schlechte Beschaffenheit des Grundes, war//91//die Ursache, warum der Platz 1848 nicht auch cultivirt wurde. Die Holzwiesen begrenzen diesen Platz westlich, und der nördlich vom Bergabhang gelegene, sumpfige ebene Theil, so auch 1848 unter die Bürgerschaft ausgetheilt, und zu Wiesen gerichtet worden ist, heist nach einem Forstlagerbuche die Erlenwiese, auch der nahe vorbeifliessende Bach heist der Erlenbach, und der nahe Brunnen der Erlenbrunnen, es ist also anzunehmen, daß auch dieser Bezirk einst Wald gewesen sei. Oben auf dem Hügel läuft die Markungs Grenze mit Reuttlingen vorüber und trennt den dortigen Bezirk Rappertshofen vom hiesigen, der Hof selbst stund unweit von der Grenze, und der Fahrweg der von Rommelsbach aus auf den Rappenhof führte, ist schief am Berge hin, noch recht gut sichtbar. Auf der Höhe steht ein trigonometrischer Signalstein, von dem aus man eine schöne Aussicht hat.

68.) *Mäder*

Ein 36. Morgen grosses Wiesenthal, östlich am vorbeschriebenen Bezirk gelegen; und nur durch die Reuttlinger Fahrstrasse von ihm getrennt, ist Allmand und wurde im Jahr 1805 unter die Bürgerschaft vertheilt, und zu Wiesen angelegt. Schon der Name weist auf eine sumpfige, und nasse kalte Lage hin, was es in Wahrheit auch ist.//92//

69.) *Alte Wald*

Ein Theil jener grossen Allmandfläche, wird nördlich von dem Reisweg begränzt, noch vor 30 Jahren war dieser Distrikt mit vielen uralten grossen Eichen bepflanzt, welche vollends in den Jahren 1820–30 zu dem Kirchen- und Pfarrhausbau gefällt, und theils zu Bauholz verwendet, theils aber um Geld zum Bauen zu erhalten verkauft wurden, der Platz wurde von jeher als Viehweide benützt, und endlich im Jahr 1831 unter die Bürgerschaft ausgetheilt, und seither als Akerfeld und Wiesen benützt, um seines sanften südlichen Abhanges willen, ist er sehr zur Oeconomie geeignet.

70.) *Egart*

Ein öder Allmand Platz, südlich am Dorfe, wird theils als Bau Platz benützt, theils ist er von der Gemeinde mit Bäumen ausgesetzt. Auf der Egart wurden von jeher die nöthigen Steine gebrochen, daher auch der Platz ganz umwühlt ist, und einen unfruchtbaren; magern Boden enthält der sich nicht wohl zum Anbau eignet. Das auf der Egart entstandene Dörflein schreibt sich von 1828 her, indem in diesem Jahre das erste Haus des Jacob Lang Schmid darauf erbaut wurde, und auch der Reuttlinger Fahrweg diejenige feste Richtung erhielt, die er jetzt noch einnimmt. Oben auf der Ebene stund früher die Kelter als Rommelsbach noch Weinbau hatte.//93//Eine Eigenheit des Platzes ist es

freilich, daß er so unfruchtbar ist, und doch so nahe am Dorfe liegt, was aber den Steinbrüchen hauptsächlich zuzuschreiben ist.

71.) *Kühwette*

heist derjenige Teil des Reuttlinger Fahrwegs der zwischen dem Dorfe und dem Egartdörflein liegt, dieser Weg hatte früher eine sehr niedere ausgehöhlte Lage, wie überhaupt alle Fahrwege im Dorfe, die Kühwette so wie die Dorfs-hohlwege wurden im Jahr 1803 aufgefüllt und chauseemässig mit Steinen beschlagen, wie sie gegenwärtig noch zu treffen sind, Arbeiter hiezu wurden von Degerloch verwendet, der Name Kühwette rührt warscheinlich von dem Viehtrieb her, als die Viehherde auf die Allmandwaide durch diese Gasse, damals ein wahrer Sumpf, die nur bei ganz trokener Witterung von Fußgängern passirt werden konnte, getrieben wurde. Selbst nicht einmal ein Brükchen über den quer durchfliessenden Klingerbach war vorhanden, und von diesem blieb das Wasser in dem tiefen Weg stehen. Das Brükken wurde erst in neuerer Zeit, und vielleicht nicht lange vor 1803 hingemacht. Im Herbste 1851 wurde eine gewölbte Dohle von gehauenen Sandsteinen hingemacht.//94//

72.) *Kühstelle*

Dieser Name läst sich leicht ableiten, auf diesem Plaze stellte der Kühhirte seine Heerde den Sommer über unter den sehr grossen Eichen die auf demselben stunden, zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr. Der Plaz wurde bei Einführung der Stallfütterung im Jahr 1818 unter die Bürgerschaft ausgetheilt, und zu Akerfeld angelegt, östlich grenzt er an die Egart, und südlich wird er durch den Reisweg von dem Hau getrennt.

73.) *Säuloch. hinteres und vorderes*

Schon der Name dieser beiden zusammenhängenden Distrikte weist auf deren früheren Zustand hin, dichte Wildniß mag in diesen unheimlichen Orten geherrscht haben und hoffentlich hat es hier wilde Säue gegeben, von denen der Name herrührt. Man erzählt sich daß, als die Franzosen unter Melac, um 1690 Deutschland durch Krieg verheerten, sich bei einem Ueberfall die Einwohner-schaft von Rommelsbach in diese Wildnis geflüchtet und verborgen hätten, Melac aber der von Sikenhausen herkam und den Reisweg passirte, habe durch das Geschrei der Kinder aufmerksam gemacht, den Geflüchteten beditten unverweilt nach Hause zu gehen, sonst werde der Ort angezündet. Das vordere//95//Säuloch wurde 1836 an mehrere Bürger verkauft, und zu Güter gerichtet, das hintere aber 1848 an die Bürgerschaft ausgetheilt, nachdem lange vorher schon die vielen Eichen welche auf beiden Districten stunden gefällt worden waren.

74.) *lange Wies*

Ein bedeutender Allmandplaz, westlich an die Bühlen angrenzend, woher der Name lange Wies rührt ist unbekannt, doch läst neben dem Namen auch die Lage desselben auf eine frühere Wiesencultur schliessen, er grenzt nemlich an

die bei den Bühlen Nr. 66 beschriebenen uralten Akerbeeten, und dürfte vielleicht damals als Wiese benutzt worden sein, als diese als Acker gebaut wurden. Der Plaz wurde theils 1818 theils 1848 cultiviert.

#### 75.) Käfach

Dieser nebenstehende Allmand-Plaz und dessen Namen rührt höchst wahrscheinlich aus dem tiefsten Alterthume her, seine Stelle ist jedoch ganz verwischt, und kaum mehr zu erkennen, er lag in der Mitte des Dorfes in der Nähe der beiden Brunnen hatte eine erhöhte auf der Seiten abgerundeten Form, und war auf der Seite des Fahrwegs entlang mit einer hohen aus grossen Steinen errichteten Mauer umfangen.//96//Auf dem erhöhten Plaze selbst stand eine grosse uralte Linde, die ich mir wohl noch denken kann, als die Ortswege Chauseemässig angelegt wurden, wurde die Mauer eingerissen, und um noch weitere Steine zu gewinnen zu den Strassenbauten, der Plaz durchbrochen und sehr viele Steine gewonnen, auch die Linde gefällt, der Plaz lag sodann lange Zeit wüste und Oede und wurde erst vor etwa 10 Jahren an den damaligen Schultheis Schäfer und Adlerwirth Armbruster die in der Umgebung wohnen, verkauft, und zu Gemüsgarten angelegt. Der Plaz selbst war früher ohne allen Zweifel ein Versammlungsort der Gemeinde, die in Ermangelung eines Rathhauses hier ihre öffentlichen Versammlungen im Freyen unter der grossen Linde hielten. Nachrichten hievon sind zwar keine vorhanden weil zu jenen Zeiten nicht viel geschrieben aber desto mehr gehandelt wurde.

#### 76.) Hofstadt

Ein erhöht liegender Gras- und Baumgarten, westlich am Dorfe, grenzt östlich an die Heerlochgasse und südlich an das Heergässlen, dieser Plaz wurde für diejenige Stelle gehalten wo früher das römische Castell stand, von dem der Ort den Namen Rommelsbach erhalten haben soll, Lage und Form//97//sowie<sup>92</sup> der Name gaben dieser Vermuthung Raum. Im Jahr 1837 wurde dieser Garten von der Gemeinde Sikenhausen angekauft und ein Steinbruch zu Strassenmaterial darauf angelegt, und so bis jetzt nach und nach fast ganz durchgebrochen, man war sehr begierig, ob sich Spuren von Bauwerken, etwa Grundmauern p. zeigen würden, allein nicht das mindeste wurde entdekt, welches obige Vermuthung rechtfertigte. Der ehemals schöne, fruchtbare Garten liegt nun Oede, durchwühlt und verwüstet, wie wenn ihn das Wasser hingeflößt hätte, und macht einen wiederlichen Eindruck beim Eintritt ins Dorf.

### Jahr 1851

Am 6. November 1850 wurde wie schon hievor gemeldet worden die am 20. September v. J. gewählte Landesversammlung zum 3. Male aufgelöst, und die Württembergische Regierung sah sich genöthigt, da eine Vereinbarung mit den Volksvertretern schlechterdings unmöglich war, von dem § 89 der Verfas-

<sup>92</sup> Der folgende Text als Randbemerkung geschrieben. Die Seite beginnt mit „Jahr 1851“.

sungsurkunde Gebrauch zu machen, d. h. nach ihrem Gutdünken auf eigene Faust zu handeln, das erste was sie auch that, war diß, daß sie das Wahlgesez vom 1. Juli 1849 aufhob und das in der Verfassungsurkunde von 1819 verabschiedete, wieder einführte, hienach wurde auch auf den 24. April eine neue Wahl ausgeschrieben, und hier zeigte sich augenscheinlich wie zwekmässig die Maasregeln der Regierung waren, den [!] es wurden im ganzen Lande kaum 20 Demokraten als Landtagsabgeordnete gewählt. Wie einig man hier in Rommelsbach bei dieser Wahl war, worauf ich einen grossen Werth lege, beweist daß alle 21 Wahlmänner auf einen Mann, den Schuldheissen Rothenhöfer in Gönningen, von der gemässigten Parthie stimmten, welcher trotz aller Umtriebe der Demokraten, auch in der Wahl siegte. Noch ist aber der Landtag nicht einberufen, was jedoch zweifelsohne bald geschehen wird, hoffen wir// 98//dißmal das Beste von dieser Versammlung, möge der nächste Landtag die seit 3 Jahren bestehende Wirren in unserem Vaterlande lösen, und die Parthien unter der Bevölkerung wieder vereinigen. Die Wahl vom ganzen Oberamt wurde auf dem Rathhause in Tübingen vorgenommen.

### 1851

Schon der Winter dieses Jahres war sehr unbeständig, wie seit einiger Zeit gewöhnlich, war der Februar sehr mild, und erst am Ende desselben trat wieder eine Schneelage ein, der März war rau und kalt, und der ganze Frühling hindurch sehr unbeständig, regnerich [!] und kalt, so daß die Frühlingssaat sehr spät noch im Monat May bewerkstelligt werden konnte. Der Fruchtpreis am 1. Juni 1851 war: Dinkel 6 f. 30 x., Gersten 10 f. 40 [x.] pro Scheffel. Den ganzen Sommer über war der Regen sehr vorherrschend und die Witterung immer rau und kalt, so daß die Felder, und namentlich das Obst sehr darunter litten.

Von Hagelschlag bleiben wir Gotlob verschont, die Heu, Dinkel, und Oehmdernde wurde gut heimgebracht, aber mit zimmlichem Rückschlag sowohl an Quantität als Qualität.

Die Regentage am 30. und 31. Juli wo der Regen in Strömen herabstürzte, führte auch hier eine allgemeine Überschwemmung herbei, jedoch ohne besonderen//99//Schaden. Eine leidige Folge dieser vielen Regengüsse war leider auch hier das erscheinen der Kartoffelkrankheit, welche sich schon vom 24. Juli an hier zeigte, und so überhand nahm, daß im allgemeinen nicht weiter als die Saat geerndet wurden. Daß bei dieser Witterung alle Gewächse Noth leiden, und im Ertrag sehr zurückschlagen würden, lies sich erwarten. Auf die Herbstsaat war man sehr ängstlich, weil man fürchtete wegen Nässe viele Aecker nicht einsäen zu können, doch trat im Oktober wieder trokene gute Witterung ein, welche bewirkte daß die Felder und Wiesen vollens geleert und die Wintersaat vorgenommen werden konnte. Nach vorgenommenen Beobachtungen trug heuer hier im Durchschnitt der Morgen:

Dinkel	5 Scheffel
Gersten	2½–3 Scheffel
Haber	4 Scheffel
Akerbohnen	2½ Scheffel
Erbsen	2 Scheffel
Wiken	2 Scheffel
Flachs geschwungener	150–200 lb.
Kartoffeln	15–20 Simri

Der Fruchtprice am 31. December 1851 betrug

Dinkel	7 f.
Gersten	10 f. 40 x.
Haber	3 f. 48 x.

### 1852

Durch das Zurückschlagen der Früchte, das gänzliche Misrathen der Kartoffeln, und des Weines, so wie das nur zu  $\frac{1}{10}$  eines vollen Ertrags gewährenden Obstes, ist man für das kommende Jahr in eine traurige Aussicht versetzt, und es wird im Punkte der Ernährung um so mehr harte Kämpfe sezen, //100//als die ärmere Einwohnerzahl so gar keine Aussicht auf Beschäftigung und somit auf Verdienst hat. Die Witterung ist im Januar und Februar wie gewöhnlich gelinde, erst Ende Februars und Anfangs März stellt sich bei einem heftigen Nordwind Schnee ein, welcher anhaltend liegen zu bleiben scheint.

Schon Ende Februar haben sich hier 8 Familien nahrungslos gemeldet, welchen man eine mässige Unterstützung in Geld verwilligt, und ihnen Arbeit und Bezahlung von der Gemeinde verwilligt hat, welches letztere sich aber bei der gegenwärtig rauhen Witterung nicht ausführen läst. Fruchtprice waren am 1. März

Dinkel	8 f. 50 x.
Gersten	14 f. 20 x.
Haber	5 f. 20 x.

Es scheint der Fruchtprice werde sich steigern und noch sinds 5 Monate bis zur Erndte, ach Gott wie wird es bis dahin stehen?

*Freitag den 12. März 1852*

Seit 8 Tagen war das Wetter sehr gut, hell und den ganzen Tag Sonnenschein, so daß sich auf der Ebene der Schnee hinwegmachte, das Barometer stund sehr hoch, an 40 Ritter<sup>93</sup> hart gefroren. Gestern jedoch hat sich in folge eines

<sup>93</sup> 9. März, vgl. Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 1484.

starken Nebels der Himmel wieder überzogen, worauf wieder etwas Schnee fiel.

Seit Anfang Februars d.J. wurde hier eine besondere Nachtwache eingeführt, es wachen nemlich jede Nacht, neben dem Nachtwächter 2 Mann von 11 bis 3 Uhr, diese haben die Obliegenheit von Zeit zu Zeit im Dorfe und der nächsten Umgebung herumzugehen, und zu visitiren, es sind 60 Mann hierzu auserlesen. Schon vor Einführung dieser Nachtwache wurde dem Martin Krämer in seinen Keller eingebrochen//101//mittelst wegweisen des Vorhangschlosses, und mehrere Simri Erdbirnen entwendet. Leztere Montagnacht wurde dem Mathäus Schenk ebenfalls in s[einem] Keller eingebrochen, indem das im Luftloch stehende hölzerne Pföstlen herausgesägt, eingestiegen und etwa 4 Simri Erdbirnen durch das Luftloch herausgeschafft und fortgetragen wurden. Doch dieser Dieb wurde erwischt, ein Landjäger auf der Nachtstreife begriffen traf zwischen hier und Mez[ingen] einen Mann und eine Frau aus Mezingen, Morgens 2 Uhr jedes mit einem Stumpen Erdbirn auf dem Rücken; er arretirte sie, und beide wurden an das Oberamtsgericht Urach übergeben, es unterliegt keinem Zweifel daß beide Diebstähle durch dieselbe verübt wurden. Sehr viel wird in der Umgegend gestohlen. Morgen ist die Rekrutenaushebung in Tübingen, hier sind heuer 7 Rekrutierungs Pflichtige.

*Sonntag den 14. März 1852*

Gestern war ich bei der Aushebung in Tübingen, 1 Mann, Johann Martin Ott, wurde ausgehoben. Gestern und heute ist heller Sonnenschein, aber ein sehr kalter Nordwind herrscht. Vorgestern wurde hier ein Auswanderungsvertrag mit dem Agent J. J. Bek in Reutlingen abgeschlossen, um die Familie des Gotl. Mayer und Johann Martin Mayer nach Neujork in Nordamerika zu spediren, er beträgt 468 f. und sie haben am 24. d. M. von hier abzureisen. Vor einiger Zeit schon sind die Familien Martin Reicheneker und Mich[ael] Frei, nebst 2 ledigen Personen, abgereist, und 1 weitere ledige geht auch dißmal wieder mit, so daß diß Frühjahr im Ganzen 17 Personen nach Nordamerika auswandern.

*Mittwoch den 24. März 1852.*

Diesen Morgen früh 4 Uhr sind die beiden Auswanderer Gotl. Maier Schneider und Martin Mayer Maurer nach America abgereist, mit ihren Familien, auch kam heuer der bestellte Leinsamen aus Riga 26½ Simri hier an, der Samen ist sehr schön, das Simri kostet 5 f. 38 x. Die Witterung ist immer noch sehr gut und gestern und heute sind wahre Frühlingstage. Stand des Thermometers: 15 Grad über 0. Schon//102//fangen die Bauern an mit ihren Pflügen ins Feld zu fahren. Wind immer noch Nordost, der Schnee an dem Alpgebürge fangt an zu schmelzen.

*Mittwoch den 31. März 1852*

Das Sprüchwort „Wie der März das Alpgebürge antritt, so verläst er es wieder“, hat sich heuer nicht bewährt, der 1. März war rauh ungestümm, der Schnee fiel heftig, nicht nur am Gebürge, sondern auch auf der Ebene, der 31. März ist ein freundlicher, warmer und wahrer Sommertag, mit 15 ° Wärme, ausser einigen kleinen Schneefleken auf der Nordseite der Achalm ist das ganze Gebürge davon befreit. Heute wurden in Reutlingen die Preise für ausgezeichnete Schafe ausgetheilt. Die Frühlingssaat ist in vollem Gange.

*Montag den 19. April 1852*

Nachdeme seit Anfang des Märzmonates wenig unterbrochen zum Theil ein zimmlich starker Nordwind, bei fast immer hellem Himmel, und hellem Sonnenschein geweht hatte, hat sich gestern der Himmel umwölkt, und diesen Morgen war alles mit Schnee bedekt, und es schneit noch jezt ununterbrochen fort. Gott gebe daß diese harte Witterung für die ganz vollendete Ansaaten so wie für das Obst keine nachtheiligen Folgen habe. Vorgestern wurden diejenige Felder meist Allmandtheile [ausgegeben?], welche noch angesät werden müssen, und zwar auf Kosten der Gemeindecasse gegen Wiederersatz von der Erndte, sie betragen 19 St[ück]le (?) und hiezu braucht man 19 Simri Gersten, welche der Gemeindepfleger morgen in Reutlingen einkaufen wird.//103//

Fruchtmittelpreise waren am 16. April in Tübingen folgende:

Dinkel pro Scheffel	8 f. 20 x.
Gersten 1 Simri	1 f. 40 x.
Haber pro Scheffel	5 f. 16 x.
1 Simri Erdbirn	1 f. 22 x.

Die Noth bei den armen Leuten fangt an gros zu werden.

*Samstag den 1. Mai 1852*

Nachdem seit 2 Monathen fast ununterbrochen ein heftiger Nordwind geweht, und keinen Tropfen geregnet hatte, hat sich der Wind gestern geändert, und geht nun von Westen her, es hat auch vergangene Nacht ordentlich geregnet, und heute haben wir abwechselungsweise Regen mit Sonnenschein, es war höchste Zeit daß Regen eintritt, denn bei den eingesäten Sommerfrüchten war es sehr dürre; und deren Aufgang sehr gehemmt, diese, so wie die Winterfrüchte werden sich nun erholen, sofern es warm bleibt.

*Dienstag den 11. Mai 1852*

Ein Bürger von hier, machte mir gestern Abend folgende Anzeige: Ich habe heute einen Wagen voll Lehm auf der der Gemeinde zugehörigen Lehmgruben in Bühlen gegraben, diß ist der Plaz auf dem ehemals die Römerhügel stunden, hier sties ich auf eine horizontal liegende Steinplatte, welche ich mit Mühe aufhob, und darunter erblickte ich mehrere Todtengebeine, ich legte die



Platte wieder hin, ohne etwas weiteres vorzunehmen, und mache nun die Anzeige hievon.

Ich habe mich heute morgen auf den Plaz begeben, die horizinale [!] etwas nach Süden gesenkte Steinplatte, welche aus den Reisersteig Muschelkalksteinen besteht, 3 Fuß lange und 1½ Fuß breit ist, erheben lassen, unter derselben unmittelbar lagen 2 zimmlich starke Bainer, fast nebeneinander, ich halte sie für Armknochen, ich lies nun vorsichtig nachgraben, und es fanden sich nach und nach mehrere Knochen vor, namentlich auch vom Rückgrath und vom Kopfe, alles fiel jedoch zusammen, und weiteres konnte nicht gefunden werden. Der menschliche Leichnam der hier vermoderte, hatte die Lage, die//104//Füsse erstreckten sich gegen Südost, und der Kopf lag gegen Nordwest, der Leichnam mus bei der Beerdigung gerade auf den Boden hingelegt, mit der beschriebenen Steinplatte bedekt, und sodann der Erdenhügel darüber aufgeworfen worden seyn, um die Gebeine war jedoch warscheinlich ein Sarg enthalten denn man entdekte darum herum schwarze vermoderte Erde. Sonst fand sich im Geringsten nichts vor. Die Gebeine wurden wieder zugedeckt.

*Mondtag den 31. Mai 1852*

Die Witterung hat sich seit 10 Tagen herrlich gestaltet, sehr warm, genügsamer Regen, Donner mitunter, sie könnte nicht besser gewünscht werden, deswegen steht auf den Feldern auch alles schön, der Flachs welcher wegen der langen kalten Witterung wenig versprach, erholt sich jezt zusehends, die Winter und Sommerfrüchte stehen schön, und auch beim Obst hat man noch alle Hoffnung auch nur auf eine mittelmässige Erndte. Bei diesen guten Aussichten hat sich auch die Mutlosigkeit wieder gehoben, man ist getroster, und hat wieder mehr Hoffnung, deswegen sind auch die Fruchtpreise nicht gestiegen. Die angefangene Unterstützungen der Ortsarmen dauern fort, und es werden jezt an 15 Familien wochentliche Unterstützungen in Geld von 2 f. bis zu 24 x. herab verabreicht. Gott gebe nur daß unsere schöne Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gehen möchten.

*Freitag den 18. Juni 1852*

Unerachtet seit einiger Zeit häufig Regen eintritt, und es auch warm ist, so wollen doch die Fruchtfelder sich nicht nach dem Verhältnis, als man vor einiger Zeit glaubte, herausstellen, die Winterfelder stehen bis jezt kaum mittelmässig, dünn und kurz wird der Halm bleiben. Die Sommerfelder stehen schlecht, und besonders steht die alzufrühe Saat bei Haber und Gersten schlecht, und man hat heuer viel zu frühe ausgesät, die lange//105//Kälte und trokene hat der frühen Saat sehr geschadet. Nur der Flachs ist schön und ausgezeichnet. Ein Beweis, daß diesem Kälte nicht schadet. Schon spricht man wieder viel von bemerkten Spuren der Kartoffelkrankheit, und es darf fast als gewis angenommen werden, daß dieselbe heuer abermals auftritt. Wird diß zur Gewisheit, so wird im künftigen Jahre die Noth noch grösser werden, als im gegenwärtigen. Die Theurung ist zwar nicht gestiegen, vielmehr sind die



Heuernte vor der Kulisse Reutlingens.  
Tonlithographie von Johannes Wölffle  
(1808–1893), um 1860.

Preise der Lebensmittel gefallen. Es galt am 11. Juni in Tübingen 1 Scheffel Dinkel 7 f. 33 x., 1 Scheffel Haber 6 f. 6 x., 1 Simri Gersten 1 f. 54 x. Aber der Geldmangel und die Verdienstlosigkeit ist allgemein, alles will nur Arbeit haben. Sobald gute Witterung eintritt wird die Heuerndte ihren Anfang nehmen, Heu wird es viel geben. Das Obst hat sich sehr vermindert, und nur einzelne Arten sind stehen geblieben, alles andere abgefallen. Nur eine recht günstige Witterung könnte die Früchte noch einigermaßen empor bringen, sollte diß Jahr wieder ein Fehljahr werden, so würde das Elend und die Noth auf einen noch höhere [!] Grad steigen, als gegenwärtig.

*Donnerstag den 1. July 1852*

Abermals ein halbes Jahr auf dem Rücken, Gott sei Dank, es endlich so weit gebracht zu haben, auch das Sprüchwort „*Hoffnung läst nicht zuschanden werden*“<sup>94</sup> hat sich bewährt, die Aussichten sind heute wieder um vieles günstiger als vor einem halben Monat. Die Witterung ist zwar noch zimmlich veränderlich, doch ist die Heuerndte in vollem Gange, und viel und gutes Heu wird eingebracht. Die Früchte stehen schön, und versprechen eine gute Erndte, die Kartoffelkrankheit hat sich nicht weiter gezeigt, und auf der hiesigen Markung sind durchaus keine Spuren ersichtlich, es scheinen also nur voreilige, ängstliche Gerüchte gewesen zu seyn. Gott gebe nur, daß mit dem neuen Monat auch gutes, trokenes und warmes Wetter eintritt. Die Kartoffeln stehen bis heute sehr schön, und versprechen einen reichlichen Ertrag. Wenn wir nur auch vollends diesen Monat mit Glück zurückgelegt hätten. Donnerwetter sind selten.//106//

*Donnerstag den 15. July 1852*

Seit Anfang dieses Monats hat es hier nicht mehr geregnet, die Tage sind heiß, 22 bis 24 Grad, es ist sehr trocken und ein guter Regen wäre eine Wohlthat für die Felder, die Früchte reifen stark, und wenn es so fortgeht, werden die Sicheln bald in Bewegung gesetzt werden. Alles steht schön und namentlich die Kartoffeln stehen noch in vollem Flor bis heute, wie es wohl in 4 Wochen

<sup>94</sup> Römer 5, 5.

damit aussieht? Fruchtpreise am letzten Markttage in Tübingen: Dinkel 6 f. 48 x., Haber 6 f. 10 [x.], Gerste 12 f. 42 x. Heute Nachmittag kam ein guter Gewitterregen, der alles erfrischt. Die Stimmung der Gemüter hat sich nun wieder ziemlich gehoben, seitdem bessere Aussichten vorhanden sind. Der Flachs, der sehr schön steht, fangt an reif zu werden, und das liechen<sup>95</sup> desselben nimmt seinen Anfang.

*Sonntag den 1. August 1852.*

Endlich ist die heiß ersehnte Erndte erreicht, seit 2 Tagen ist sie in vollem Gange, sie fällt recht gut aus, zwar etwas weniger Garben, aber sehr schwehr und gut. Am 18. Juli nachmittags 3 Uhr wüthete nach einer mehrtägigen Hize von 24–28 Graden ein heftiges Donnerwetter, auch auf hiesiger Markung, und es fielen Schloßen<sup>96</sup> und heftiger Regen, doch Gottlob ohne erheblichen Schaden anzurichten. Hingegen in der Umgegend, namentlich jenseits des Nekars, hat dasselbe bedeutenden Schaden angerichtet, z. B. Gniebel, Walddorf, Dörnach p. Ich habe als Mitglied der Schätzungscommission fast die ganze verflossene Woche mit Einschätzung des Schadens dort zugebracht. Heute Nachmittag wurde eine feyerliche Bettstunde für die erreichte Erndte und des abgewendeten Gewitterschadens gehalten. Seit dem 18. haben wir fast alle Tage Gewitter, jedoch gotlob ohne heftig zu seyn, deßwegen mus man auch die Einfuhr sehr beeilen.

Am 26. Juli ist Joh. Georg Kuder samt Weib und 6 Kindern nach Nordamerica ausgewandert.

Auch das hier übliche Sprüchwort „Solange der Wald nach Georgii grünt, so spät wird es nach Jacobii Erndt.“ Hienach würde die Erndte erst über 8 Tage anfangen, bis dorthin aber ist sie gänzlich vorüber. Dinkel und Gersten sind auf einmal reif geworden, und dürften bereits eingeerntet seyn. Nur gute Witterung für diese Woche.//107//

*Sonntag den 15. August*

Die Hofnung auf gute Witterung seit meinem letzten Eintrag hat sich leider nicht bewährt, alle Tage indeß mehr oder weniger Regen. Die Früchte musten oft während dem Regen eingeführt werden und es ist seit dem 1. keine gute Garbe eingebracht worden, erst gestern wurde die Dinkel Erndte während dem Regen vollends beendet, Gersten liegt noch etwas draußen und der Haber steht noch. Heute ist die Witterung wieder ganz schlimm, es folgt Regen auf Regen und das Barometerstand ist noch mehr im Fallen begriffen.

---

<sup>95</sup> Herausziehen, rufen, insbesondere von Hanf oder Flachs, vgl. Schwäbisches Wörterbuch (wie Anm. 93), Bd. 4, Sp. 1238–1239.

<sup>96</sup> Vgl. Anm. 64.

*Mittwoch den 1. September*

Immer noch ist die Witterung nicht gut, hellt es sich auch auf, so dauert es nur 2 Tage, dann steigen Nebel auf, und darauf kommen sehr starke Regen. Der Nekar ist seit 10 Tagen sehr stark ausgetreten, hat das ganze Tal überschwemmt und bedeutend viel Futter verdorben. Die Früchte bis auf etwas Haber sind eingeheimst, und wenn das Wetter günstig wäre würde jezt das Öhmd eingebracht werden, womit man schon angefangen hat. Wenn es so fort geht so giebt es einen schlechten Herbst. Die Kartoffelkrankheit ist jezt allgemein, warscheinlich in Folge der vielen und starken Regen. Doch sind die Knollen schön, gut, und es giebt jezt nicht gar viel kranke. Da der heutige Aegidi Tag schön ist so hat man Hoffnung auf einen schönen Herbst. Eine Eigenthümlichkeit sind die vielen Zeitlosen, die sich jezt schon zeigen, und sogar schon im Heuet getroffen wurden. Heute nimmt der Öhmtet seinen Anfang.

*Sonntag den 19. September 1852*

Fortwährend Regenwetter, besonders seit 3 Tagen wo es fast unaufhörlich regnet, so daß der Nekar abermals nun diesen Herbst zum 3. mal ausgetreten ist. Öhmd liegt viel und verdirbt, das Gras das noch steht, kann nicht gemäht werden, traurige Aussichten! Haber und Getreide sind zwar eingebracht, aber schlecht. Das Obst fällt sehr gut aus und übersteigt die Schätzungen, es gilt das Simri Zwetschgen 30 x., Birnen und Äpfel 36–40 x.//108//

*Freitag den 1. Oktober 1852*

Das Obst Erzeugnis ist nunmehr alles versorgt, größthenteils verkauft, zum Theil auch gemostet und gedörst, es war noch sehr gesucht und ich rechne das Verkaufte zu 1500 Simri und den Erlös zu 750 f. Öhmd wird noch immer eingebracht unerachtet es sehr windich und nicht gutes Wetter ist. Am 23., 24. und 25. war die Witterung sehr gut, und ein ungemein hoher Barometerstand, hat sich aber schon wieder geändert und der Unbeständigkeit zugewendet.

*Montag den 1. November 1852*

Die Feldgeschäfte sind nun mehr vorüber, alles ist eingeheimst und die Wintersaat bestellt, letzteres geschah am Ende des vorigen Monats noch weit besser als zu Anfang, von der Mitte an machte sich das Wetter noch recht gut, und es ist jezt bereits ganz trocken, und im allgemeinen ist die Wintersaat gut bestellt worden. Die warme Witterung gegenwärtig bringt mit sich, daß die Saamen sehr schön kommen, und wenn es noch einige Zeit so bleibt, auch gehörig erstarken werden. Die Erträge des heurigen Jahres hier möchten ungefähr folgende sein:

Dinkel auf 200 1/8 Morgen à 6 1/2 Scheffel	1300 Scheffel
Gerste 152 Morgen à 4 Scheffel	612 Scheffel
Haber 80 1/2 Morgen à 2 1/2 Scheffel	200 Scheffel

übrige Fruchtsorten

Kartoffeln à 150 Simri pro Morgen auf

34 Morgen

5138 Simri

hierunter kranke  $\frac{1}{10}$  mit 513 Simri

Obst: Kern 3100 Simri, Stein 1200 Simri,

zusammen

4300 Simri.

Grün- und Dürrfutter hat es sehr viel gegeben, nur wurde es wegen dem vielen Regen, besonders das Öhmd, schlecht eingebracht. Der Ertrag des Jahres 1852 kann als mittelmässig bis gut geschätzt werden, besonders haben die Kartoffeln sich heuer wieder gut gehalten, und die Krankheit ist nicht sehr bedeutend. Gott gebe daß der Nothstand des vorigen Jahrs heuer nicht wiederkehrt.

Ein anderer gefährlicherer Nothstand aber im hiesigen Orte reist mit starken Schritten herein, es ist die sicht//109//liche Abnahme des Vermögenszustandes der Gemeindeglieder. Alles ist überschuldet, und  $\frac{1}{4}$  der Bürgerschaft ist zum Gannte<sup>97</sup> reif. Häuser und Güter haben keinen Werth mehr, und der Kredit des Orts geht verlohren, der hiesige Ort gehörte bisher zu den bessern und war auch hinsichtlich des vielen Allmandgenusses gut, aber seitdem die Allmanden vollends ausgeheilt sind, ist es weit schlimmer in der Gemeinde. Mit Angst und Sorgen mus man in die Zukunft bliken! Zwei Gante sind auch im verflossenen Jahre wieder hier vorgekommen und Gott weis, welche im zukünftigen vorkommen werden? Kurz wenn es so fort geht, so müssen am Ende bedenkliche Folgen entstehen. Am meisten geplagt sind die armen Ortsvorsteher bei jeziger Zeit, alles will bezahlt sein, hauffenweise Schuldklagen jeden Bottentag, nirgends kein Geld, kein Kredit. Wohin soll es noch führen?

Bei der seitherigen warmen, guten und trokenen Witterung haben sich die Samenfelder recht gut gemacht, und sie kommen recht schön in den Winter.

*Samstag den 1. Januar 1853*

Das gute Wetter dauert bisher mit wenig Unterbrechungen fort, meist den Tag über 12–15 Grad Wärme, die Samen auf dem Felde wachsen, die Wiesen bleiben grün, die Vögel singen, bauen Nester und legen Ayer wie im Frühjahre, ein einziges mal zeigte sich etwas Schnee am Alpgebürge, der aber bald wieder verschwand, auf die Gemüther wirkt dieser Winter durch seine Gelindigkeit wohlthätig. Am vergangenen 27. Dezember d. J. Nachmittags bald nach 1 Uhr wurde in der Richtung nach Süden kurz nacheinander 3 Schläge gehört, ähnlich dem stärksten Donner, ein bald darauf sich verbreitender ungeheurer Luftstoß machte Fenster und Häuser zittern, man glaubte an ein Erdbeben, doch bald zeigte eine starke dike Rauchwolke in der Richtung Reuttlingen die eigentliche Ursache an, es war nämlich die Pulvermühle in Reuttlingen nebst

---

<sup>97</sup> Gant: alter Begriff für Zwangsversteigerung.

dem etwa 40 Schritte davon entfernt gewesenen Magazin in die Luft geflogen, was an den Gebäuden in der Umgebung ungeheuren Schaden anrichtete. In der Nähe wurden die Dächer abgedeckt, Fenster und Riegelwandungen zertrümmert, was sich bis über die halbe//110//Stadt erstreckte; der Schaden an Gebäuden wurde über 12 000 f. geschätzt. Ein Prozeß über die Vergütung dieses Schadens wird sich entspinnen.

*Dienstag den 1. Februar 1853*

Eine ausserordentliche Witterung in diesem Winter eine am 24. Januar gefallene Schneedecke musste uns gestern schon wieder verlassen, und der Thermometer zeigt gewöhnlich Tag und Nacht 3–5 Grad Wärme; in meiner Stube stehen in Stokscherben weisse Hyazinten und Levkojen, den Tag über im Freyen und des Nachts im Zimmer gehalten. Dagegen aber droht eine andere Plage wieder ihren Anfang zu nehmen, es ist dieses der Hunger, schon drohen wieder Anfechtungen zu Unterstützungen von Seiten der Gemeinde, und es scheint es werde heuer nicht um ein Haar besser als im ferndigen Jahr.

*Mittwoch den 2. März 1853*

Ein im hiesigen Orte seltener Fall ist in dem verflossenen Monat vorgekommen, ein sonst achtbarer, braver und fleissiger Mann, bei dem man aber seit ½ Jahr Geisteskrankheit verspürte, hat sich vormittags 11 Uhr in seiner Scheuer erhängt und wurde todt gefunden.

Die Witterung hat sich auf ein mal geändert, wir haben sehr viel Schnee, und heute musste gebahnt werden, und der Winter hat in vollem Maasse eingekehrt. Sprichwörtlich wird der Monat März uns auch wieder auf diese Weise verlassen. Wenn nur das Holz bei den armen Leuten besser vorhanden wäre, schon werden die Bäume auf der Allmand ihrer Stützen beraubt, und es wird, wenn der Winter noch längere Zeit so andauert, grosse Holznoth werden.//111//

*Freitag den 1. April 1853*

Ich kann nicht umhin auch wieder einmal einen Blick auf die pecuniäre Lage der Einwohnerschaft hier zu werfen, mit dieser sieht es gegenwärtig traurig aus, und wenn es so fortdauert, wie es den Anschein hat, so weis ich nicht wo es hinaus will. Seit Mannsgedenken ist bis 1845 hier ein Gannt nicht vorgekommen, nun sind seit meiner Amtsführung seit 1845 7 Gante schon entschieden worden, 2 sind gegenwärtig im Werden, und viele werden in kurzer Zeit nachfolgen. ¼ der hiesigen Bürgerschaft, d. h. 40 ist reif hiezu. Der Güterpreis ist so sehr gesunken und die Kauflust so schlecht, daß man einen Preis gar nicht mehr bestimmen kann; wird ein Verkauf bekannt gemacht und vorgenommen, so erscheint Niemand, diß ist auch der Grund, warum so viele Gante vorkommen. Wird einem Manne sein Capital aufgekündigt, was vielfältig der Fall ist, weil er den Zins nicht bezahlt, und dieser kann nicht weiter verpfänden so ist er verlohren, weil er die Pfand Objekte wenn je solche

vorhanden sind, nicht zu veräußern vermag. Es sind schon Fälle vorgekommen, wo bei einem 2-fach versicherten Pfandschein die Forderung des Gläubigers nicht gedeckt werden konnte. Am unwerthesten sind die Häuser, und es stehen wirklich 4 dergleichen leer!

Warum die hiesige Einwohnerschaft so sehr in Schulden steckt, möchte seinen Grund in den vielen Zielerkäufen, welche von 1840–1846 hier vorkamen, haben. Jeder glaubte, es werde ihm leicht die 6–8 jährigen Zieler von dem jährlichen Ertrag seines erkauften Guthes zu bezahlen, und er kaufte mehr als er hätte thun sollen. Einige Jahre gieng es an, und die Zieler nebst Zinsen wurden entrichtet, als aber die Kartoffel Krankheit ausbrach, und auch die übrigen Lebensmittel fehlten, und die Preise stiegen, so dachte man nicht mehr an die Bezahlung eines Ziels, sondern es ging aller Ertrag in der Haushaltung auf, höchstens wurde der Zins bezahlt. Auch war zu jener Zeit das Geld leicht, und gewöhnlich unter dem landläufigen Zinsfuß zu bekommen, die Zielerkassen liehen auf gute Bürgschaften, und mancher nahm ein Capital auf, was er sonst nicht gethan haben würde, und//112//verschleuderte das Geld in einer unbedachtsam angefangenen Speculation, soll nun jezt eine solche Schuld heim bezahlt werden, so geräth der Schuldner und oft auch der Bürge in Gannt, da ein Pfand nicht vorhanden ist. Eine Eingabe der hiesigen Hakteil-Parthie vom Jahre 1843 stellte der Königlichen Kreisregierung in Aussicht: Wenn die Allmanden hier vollends unter die Bürgerschaft ausgetheilt würden, so könnte jeder Bürger 2 Stücke Vieh von der Allmand halten, und der Vermögliche seinen Viehstand um diese Zahl vermehren. Damals waren es 4–5 Haushaltungen, welche keine eigene Kuh im Stalle hatte, jezt sind es deren 25 und doch wurden 1848 vollends alle Allmanden ausgetheilt, ein sprechender Beweis daß diese Austheilung wenig pekuniäre Früchte getragen hat. Freilich werden diese Allmandentheile bei Vielen schlecht gebaut und nicht gedüngt, weil man kein Vieh im Stalle hat, und dann noch die leidige Kartoffel Krankheit darzu.

Jezt schon wäre es bei mancher Familie gut angebracht, wenn sie aus öffentlichen Mitteln unterstützt würde. Gott gebe daß sich der Güterpreis und der Credit wieder hebt, damit ein Mann, der in Geldnoth ist, sich durch den Verkauf eines Güterstücks wieder zu helfen vermag. Diß Jahr haben sich die Sprichwörter: „Grüne Weihnachten, weisse Ostern“ und „Wie der März das Alpgebürge antritt, so verläst er es wieder“ sehr bewährt. Schnee hat es am Gebürge noch viel, der ganze Monat März hat Schnee gebracht, heute Nachmittag regnet es zwar, was hoffentlich denselben lokern wird, auf der Ebene ist selbiger so zimlich weg und es wäre jezt Zeit zum Akern und säen.

Jeziger Fruchtpreis:<sup>98</sup>

Dinkel pro Scheffel	10 f. 8 x.
Gerste	15 f. 12 x.
Haber	6 f. 43 x.

//113//*Mitwoch den 1. Juni 1853*

Zu der äuserst merkwürdigen Witterung dieses Jahres will ich noch einige Notizen liefern. Der ganze Monat April über war äuserst unfreundliche Witterung mit Schnee und kalten Regenschauern vermischt, so daß alles im Felde namentlich das Baumwerk weit zurück blieb, starke rauhe Winde herrschten, und erst am 21. April konnte der Anfang mit der Frühlingssaat gemacht werden, was mit vieler Mühe, oft während häufigem Regen fortgesetzt werden mußte. Der Monat Mai fieng besser an als der Aprill, welcher mit Schnee ausgieng. Vom 1. – 6. waren gute, helle und warme Tage, wo vieles ausgesät wurde, nun folgten Reiffen und rauhe Nordwinde bis zum 11. Der 12. war gut, hell und warm, und es wurde an diesem Tag die Saatzeit mit dem Hanf beschlossen, doch Nachmittags 3 Uhr entstand südwestlich ein Gewitter, welches längs dem Alpegebürge unter fürchterlichem Tosen und Brausen hinzog und sich bei uns in einem heftigen Regen entleerte. Der Regen dauerte bis abends 8 Uhr. Schrecklich sind die Folgen dieses Gewitters, es richtete fast im halben Württemberg unsäglichen Schaden an, in dem Oberamt Göppingen, wo abends zwischen 8–9 Uhr ein sehr starker Wolkenbruch fiel, und von verschiedenen Orten im Filsthale wo das Wasser eine Höhe von 40 Fuß erreichte, unsägliches Unglück anrichtete, viele Häuser wegschwemmte und Menschen und Vieh ertranken, auch die Felder auf eine schreckliche Weise verwüstete. Seither hatten wir manche sehr schöne und warme Tage, doch ist der Regen vorherrschend, und es fangt das viele Regnen an den Winter- und Sommerfrüchten Schaden zu thun. Am 25. Mai stunden die Obstbäume in voller Blüthe, und heute noch blühen die spätern Aepfelarten vollständig, man hat alle Hoffnung auf ein reiches Obstjahr. So gut der verflossene Winter war, so schlecht hat sich der Frühling gemacht, ja von einem wahren Frühling ist heuer gar nichts zu rühmen. Man ist sehr begierig, wie sich bei der vorhersehend nassen Witterung der Stand der Feldfrüchte stellen werde. Eine bedeutende Folge dieser Witterung ist auch das Steigen der Fruchtpreise.//114//

*Donnerstag den 1. Dezember 1853*

Ein Bericht in Betreff der Ergiebigkeit des heurigen Jahrgangs scheint nach den eingetragenen Vorgängen geboten zu seyn. Die Witterung hat sich vom Juni an zimmlich geändert, und von da an mehr eine trokene Richtung angenommen, was noch ein Glück war, indeme sich manche Erzeugnisse noch

<sup>98</sup> Die folgenden Preisangaben gestrichen, am Rand „falsch“.



zimmlich erholten. Wäre es so fortgegangen wie im Frühjahr so wäre ein totales Fehljahr eingetreten. Die Witterung hat sich in der 2. Helften des Sommers recht gut gemacht, alles wurde gut eingeheimst, die Herbstaussaat war ganz günstig, und es stehen die Saamenfelder sehr schön. In Folge der trockenen Witterung stellt sich gegenwärtig in manchen Orten Wassermangel ein.

Die Erträge des heurigen Jahrganges möchten auf der hiesigen Markung ungefähr folgende seyn:

Dinkel auf angeblühten 201 $\frac{6}{8}$ Morgen à 4 $\frac{1}{4}$ Scheffel	857 Scheffel
Gerste auf 140 Morgen à 2 $\frac{1}{2}$ Scheffel	350 Scheffel
Haber auf 64 Morgen à 3 $\frac{1}{2}$ Scheffel	224 Scheffel
Kartoffeln à 100 Simri pro Morgen auf 41 Morgen	4100 Simri,
pro Morgen 200 Simri: 40 Simri hierunter kranke $\frac{1}{12}$ : 342 Simri,	
Kernobst 3600 Simri, Steinobst 500 Simri, zusammen	4100 Simri

Flachsgewicht sehr gut à 200 Pfund pro Morgen, dagegen der Hanf gar nichts. Auch Schäferzeug<sup>99</sup> gerieth gar nicht, und muste meistens schon im Laufe des Sommers wieder eingekert werden. Futter für das Vieh gab es aller Gattung sehr viel, deswegen steht auch das Vieh auf einem sehr hohen Preise. Hienach dürfe geschlossen werden, daß der Ertrag des heurigen Jahres als gering angenommen werden kann. Diß wird auch schon sehr fühlbar denn der Scheffel Dinkel gilt schon über 10 f., Gerste 16 f., Haber 7 f., 1 Simri Erdbirn 1 f. 12 x., und wir haben voraussichtlich ein hartes Jahr vor uns, und mit traurigem Blike sieht der Menschenfreund in die Zukunft. Jezige Fruchtpreise:

Dinkel pro Scheffel	10 f. 8 x.
Gerste	15 f. 12 x.
Haber	6 f. 43 x.

//115//Samstag der 1. Juli 1854

Ein ausserordentlicher Jahrgang ist das Jahr 1854 sowohl in Politischer Beziehung als in seiner Witterung. Seit dem Frühjahr hat sich zwischen Rußland und der Turkey nebst England und Frankreich ein Krieg<sup>100</sup> entsponnen, von

<sup>99</sup> Schäferzeug: Erbsen und Bohnen, vgl. Schwäbisches Wörterbuch (wie Anm. 93), Bd. 5, Sp. 731.

<sup>100</sup> Krimkrieg, 1853–1856. Beteiligt waren Frankreich, England, Rußland, Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich. Das Ergebnis war die Bestätigung des Status Quo der Machtverhältnisse in der internationalen Politik.

dem man bis jezt nicht weiß, ob er vorwärts oder zurück will. Mag er sich in jenen entfernten Asiatischen Ländern fortsetzen oder endigen wie er will, wenn er nur uns nicht berührt und in Ruhe läßt. Bei uns geht es indeß friedlich zu, und vor Krieg hat man sich nicht zu fürchten.

Die Witterung und die Erndte Aussichten sind nicht minder ausserordentlich, das Frühjahr war kalt, rauh, doch trocken, so daß die Frühlingsaussaat frühe und gut bestellt werden konnte. Die Obstbäume versprachen einen reichlichen Ertrag und die Blüthe wurde durch die kalte Witterung sehr verzögert, doch entwickelte sich dieselbe schnell, und der vollkommene Anfang der Blüthe fand am 22. April einem heiteren, warmen Tage statt, doch schon am 24. April fiel bei einem kalten Nordwinde wieder Schnee am Gebirge, und am Morgen des 25. April gab es bei uns Eis, der Barometer fiel auf 0 herab, und dauerte so fort bis zum 30. und machte der Hofnung auf ein ergiebiges Obstjahr im ganzen Lande auf einmal ein Ende. Auch der Frühlingsaat, besonders Gersten, drohte die kalte Witterung Schaden zu bringen, doch diese entwickelte sich in der ersten Hälfte des Monat Mai bei entsprechend warmer Witterung schnell, und wuchs üppig heran, doch vom 24. Mai an, an welchem Tage mehrere heftige Gewitter tobten und Schaden brachten, änderte sich die Witterung dergestalt daß wir von dort an bis heute sozusagen gar keinen Sonnenschein mehr haben. Nichts als Höhenrauch, Nebel mitunter auch Gewitter sind vorhanden, und wenn die Sonne auch eine Stunde lang scheint, so folgt ein Gewitter oder Regen darauf. Diese Witterung ist sehr fruchtbar und es stehen die Winter- und Sommerfrüchte, Flachs und alle andere Gewächse des Feldes in einer solchen Fülle und Höhe da, daß man darüber staunen mus, woher es kommt und es fehlt nur eine gute Witterung und besonders der so sehr vermiste Sonnenschein, um die Saaten zu einer ausserordentlichen Vollkommenheit zu bringen.

Auch das Heugras, Klee p. p. steht sehr schön und man wartet schon seit 10 Tagen auf gute Witterung um das Heu einzubringen, aber vergeblich. Gott gebe uns bald eine gute, warme und beständige//116//Witterung.

Auch hinsichtlich der Theuerung und der Armenpflege ist diß Jahr außerordentlich, der Preis von 1 Scheffel Dinkel stieg auf 14 f., 1 Simri Gersten auf 2 f. 50 x., 1 Simri Erdbiern 1 f. 48 x. und die Noth der Armen ist gros so wie die der Gemeinde. Seit dem 10. März ist hier eine Suppenanstalt eingerichtet, worinn täglich 80–90 Portionen Suppe theils unentgeltlich, theils gegen Bezahlung à 1½ x. pro Portion von 1½ Schoppen abgegeben worden, und worinn bis heute 8214 Portionen abgegeben worden sind. Aber alles dieses reicht nicht hin, um den einreissenden Hunger zu steuern, man sieht mit Sehnsucht der kommenden Erndte entgegen, die man in 4 Wochen, also bis zum 1. August zu erreichen hofft. Gott gebe nur, daß wir vor Wetterschlag verschont bleiben, welcher in diesem Sommer schon so viele Gemeinden im Vaterlande getroffen hat.

*Freitag den 1. December 1854*

Alle Feldgeschäfte sind nun mehr beendigt, und das Ausdreschen der Früchte ist an der Tagesordnung.

Nachdem heurigen Drasch nun läst sich der heurige Felder Ertrag folgendermassen berechnen:

Dinkel à 8 Scheffel pro Morgen auf angeblümte 231 Morgen	1 848 Scheffel
Gerste à 5 Scheffel auf 134 Morgen	1 670 Scheffel
Haber à 5 Scheffel pro Morgen auf 177 Morgen	385 Scheffel
Kartoffeln 110 Simri pro Morgen bei 43 Morgen	4 735 Simri
Flachs pro Morgen 400 Pfund, 36¼ Morgen gibt	14 500 Pfund
Obstertrag Kern[obst] 850 Simri, Stein[obst] 80 Simri	930 Simri

Hienach würde der heurige Ertrag zu Geld berechnet nach den gegenwärtigen Preisen im Durchschnitt betragen:

Dinkel à 10 f. pro Scheffel	18 480 f.
Gersten à 12 f. pro Scheffel	8 040 f.
Haber à 6 f. pro Scheffel	2 310 f.
Flachs à 20 f. pro Pfund	4 833 f.
Kartoffeln à 1 f.	4 735 f.
Obst à 1 f. 15 x.	1 162 f.
	<hr/>
	39 560 f.

Die Früchte sind gut, nahrhaft und es ist somit dieses Jahr sehr gesegnet für den Landmann ausgefallen. Die Kartoffelkrankheit ist wie gewöhnlich auch heuer wieder aufgetreten, doch mögen die Proiecta<sup>101</sup> nur etwa 1/15 des ganzen Ertrags betragen.//117//

*Sonntag den 26. August 1855*

Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr entstand während des Nachmittags-Gottesdienstes ein heftiges Gewitter, nachdem den Tag über die Hize sehr heftig gewesen war. Das Wetter nahm seinen Zug von Nordwest nach Südost, über die hiesige Markung und anfänglich fielen zimlich Schloßen<sup>102</sup>, jedoch von kleinem Umfange und ohne Schaden, bald aber trat heftiger Regen ein, und

<sup>101</sup> Im Sinne von Verluste, von lateinisch proieci, „hinwerfen“, „preisgeben“.

<sup>102</sup> Wie Anm. 64.

dieser dauerte unter beständigem Blitzen und Donnern wohl eine Stunde fort. Ein heftiger anhaltender Donner lies einen Einschlag in der Nähe vermuten, als sich bald nach dem Gewitter herausstellte, daß der Blitz an der Baumreihe rechts am Fahrwege nach Oferdingen 3 etwa 60 Fuß weit von einander entfernt stehende Bäume auf einmal getroffen habe, der grosse Birnbaum auf dem Aker des Jacob Schur Blattmachers war bis unter die Aeste ganz von Rinde entblöst, und diese weit hinweg geschleudert, 30 Fuß von diesem entfernt steht auf dem Aker des Johann Georg Armbruster Adlerwirths ein junger Birnbaum, welcher am Stamm eine tiefe Schramme hat, und endlich an dem 30 Fuß weiter entfernten Bronnapfelbaum sind 2 spiralförmige Streifen am Stamm deren Anfang auf der Seite gegen dem obigen Birnbaum ist, und sich auf dem Boden endigen. Der große Birnbaum wird wahrscheinlich zu Grunde gehen.

*Sonntag den 23. September 1855*

Heute wurde auch hier, wie in allen evangelischen Orten Württembergs und ganz Deutschlands das Erinnerungsfest des am 25. September 1555 abgeschlossenen Augsburger Religionsfriedens gefeiert, welcher den Protestanten Religionsfreiheit gewährte, und daher für diese ein unschätzbare Kleinod brachte.

Schon vor 8 Tagen erfolgte eine Bekanntmachung über die Absicht und den Zweck dieser Feier und den gestrigen Samstag abends 5 Uhr wurde das Fest mit allen Glocken feierlich eingeläutet. Am heutigen Tage selbst wurde eine Morgenpredigt von Pfarrer Lempp über den Text Apostelgeschichte Capitel 9, Vers 31 gehalten, nachdem zuvor eine geschichtliche Abhandlung über die Veranlassung//118//und die Folgen des genannten Friedensschlusses vorausgeschickt worden war. Das heutige Fest schließt nun die Reihe der Reformationsthe, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts gefeiert wurden und einen Zeitraum von 38 Jahren umfassen. Das erste beim Beginn der Reformation<sup>103</sup> vor 300 Jahren gefeiert am 31. Oktober 1817, das zweite bei Übergabe der Augsburger Confession am 25. Juni 1530 gefeiert am Sonntage nach diesem Tag 1830 und endlich das heutige Fest der Erinnerung des vor 300 Jahren am 25. September 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfriedens, welcher den Protestanten vollkommene Religionsfreiheit zusicherte, welches Kleinod

---

<sup>103</sup> Die Daten beziehen sich auf die wesentlichen Ereignisse der Reformation (1517 veröffentlichte Luther seine 95 Thesen gegen offenkundige Missstände in der Kirche, 1530 Reichstag in Augsburg mit Übergabe des Augsburger Bekenntnisses an den Kaiser, dies gilt als Gründungsdatum der Lutherischen Kirche, 1555 beendet der Augsburger Reichs- und Religionsfriede die Glaubenskriege der Reformationszeit). Die Feierlichkeiten und die Darstellung derselben durch Schäfer zeigt die Bedeutung der evangelischen Konfession für die Bevölkerung im 19. Jahrhundert. Rommelsbach war seit 1534 evangelisch, dies ergibt sich aus dem Bekenntnis des Oferdinger Pfarrers, der auch für diese Gemeinde zuständig war, vgl. dazu Rommelsbach (wie Anm. 11), S. 310.

ihnen auch die Vorsehung seither, wiewohl manchmal getrübt, und namentlich durch den 30jährigen Krieg vielfach erschwehrt wurde, glücklich bis heute erhalten hat.

Der Verfasser dieser Zeilen war so glücklich diese 3 Feste, welche einen Zeitraum von 38 Jahren umfassen, zu erleben und mitfeiern zu dürfen. Eine Frist von 62 Jahren tritt nun dazwischen, bis die Reihe jener Feste wieder beginnt.

*Montag den 31. Dezember 1855*

Ein Jahr liegt nun abermals hinter uns und es veranlaßt mich einen Rückblick auf das selbe werfen. Früchte, Gespinnst, Obst und sonst alle Gattungen von Erzeugnisse sind diß Jahr ausnehmend sowohl von Quantität als Qualität gerathen, die Preise sowie die Viehpreise stehen zimmlich, leztere sehr hoch, so daß sich der Bauer wieder sehr gut stellt und erholt. Es ist auch wieder ein ganz anderes Leben unter die Leute gekommen, und Zutrauen und Credit haben sich ungemein gehoben in der Zeit von nur 2 Jahren. Die Kartoffeln sind sehr gut gerathen, die Krankheit ist zwar wieder aufgetreten, aber ohne viel zu schaden, und gab Kartoffeln in Menge und sehr gut.

Im Durchschnitt möchten heuer erwachsen seyn pro Morgen:

Dinkel	7 Scheffel
Gersten	4 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Scheffel
Haber	4 Scheffel
Kartoffeln	150 Simri
Obst-Ertrag im Ganzen	3500 Simri à 3 f. pro Sak = 2100 f.//119//

*Rommelsbach, den 30. April 1856*

Ein wichtiger Act, der sich in vergangenem Winter im hiesigen Orte zugetragen hat, kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil er sehr zur Verschönerung des Dorfes und zu einer freundlichen Ansicht der neu erbauten Kirche beizutragen geeignet ist. Die in den Jahren 1827–1828 neu erbauten Pfarrkirche dahier wurde auf den von Jacob Lang Schmid erkaufenen, in der Mitte des Dorfes gelegenen Bauplaz, auf dem dessen Wohnhaus und Scheuer stand, erbaut. Es stund aber damals schon das vor 70 Jahren erbaute Wohnhaus und Scheuer des Johann Georg Bukmüllers auf der nördlichen Seite der Kirche so nahe an derselben, daß die Aus- und Ansicht, sowie der Licht- und Luft-Zudrang dadurch sehr gehemmt wurde. Von da an gieng das Bestreben von der Ortsbehörde dahin, das Bukmüller'sche Haus, wenn auch mit nicht unbedeutenden pekuniären Opfern, von dieser Stelle zu entfernen, aber es wollte bis jezt nicht gelingen.

Bukmüller besitzt nun in Folge seiner zweiten Heirath noch ein 2. Haus im Dorfe und zeigte sich daher geneigt zum Verkaufe des Hauses Nro. 3 und es fehlte nur noch ein Abnehmer der Baumaterialien von dem abzubrechenden Hause, doch dieser fand sich endlich auch, und so wurde am 13. Januar diesen

Jahres mit Bukmüller folgender Kauf abgeschlossen: Dieser erhält für sein Haus auf den Abbruch 1100 f. und es vertheilt sich der Kaufschilling folgendermassen:

1.) Die Abbruchmaterialien des Gebäudes bezieht Jg. Jacob Raiser Stoll, welcher dieselbe auf den Aekern Parzelle Nro. 6338 und 654 in Kirrloch-aeckern wieder aufrichtet, für 400 f.

2.) Die Area des Hauses sowie den Hofraum und Gemüsgarten, nebst halbem Waschhaus erhält Jacob Friderich Schäfer Bauer, welcher diesen Platz zu seinem Hofraum zu Haus Nro. 4 zieht und einen Gemüsgarten darauf errichtet, jedoch nie mehr überbauen darf, für 200 f.

3.) Die Gemeinde Rommelsbach für die freie Aussicht und Luft und Licht-Zutritt an der Kirche 400 f. und zahlt

4.) der resignirte Gemeindepfleger Raiser dafür, daß endlich sein Lieblingswunsch, nach dem er sich schon solange gesehnt, erfüllt wurde, aus eigenem Antrieb 100 f. zusammen 1100 f.//120//

Dieser Kauf wurde nun hierauf soweit er die Gemeinde berührt, von der Oberaufsichtsbehörde genehmigt, und das Gebäude im Laufe der vorigen Woche abgebrochen, das nun in der nemlichen Gestalt unverändert auf dem hiezu bestimmten Plaze wieder aufgerichtet werden wird. Der Platz selbst aber, worauf dasselbe stand, welcher von dem Nachbar Jakob Friderich Schäfer erworben wurde, wird nun gehörig geebnet, gereinigt und so hergestellt werden, daß er der Kirche in jeder Hinsicht zur Zierde dienen wird.

#### *Freitag den 16. Mai 1856*

Die Frühlings Witterung hat sich auffallend verändert. Bis Ende Aprills zeigte sich dieselbe sehr trocken, Nord und Ostwind spielten miteinander, und es war rauh und kalt, und nur hie und da ein warmer Tag. Seit dem 1. Mai aber regnete es sehr viel, und namentlich regnet es seit gestern Morgen bis heute Abend beständig fort, so daß auf dem Felde alles mit Wasser angefüllt ist. Trotz der rauen unfreundlichen Witterung war auf dem Felde alles schön, die Bäume blühten herrlich ab, die Wintersaat machte sich gut und auch die Frühlingsaat gieng schön und vollkommen auf, aber jezt durch das viele Regnen mus alles Schaden leiden, so namentlich die Frühlingsaat und das Obst, welches alles noch sehr weich ist. Gott gebe daß wir bald besseres Wetter erhalten. Der Barometerstand ist sehr tief und die Windrichtung nordwestlich.

#### *Mittwoch den 31. Dezember 1856*

Abermals liegt ein Jahr hinter uns, reich an Ergebnissen und Erfahrungen, und eben so reich an Erträgnissen des Bodens womit die Vorsehung auch heuer wieder beglückt und begünstigt hat. Im Frühling dauerte die Regenzeit von der Mitte Aprills bis Ende Junis, war fast ununterbrochenes Regenwetter mit sehr heftigen Regengüssen, welche den mehrmaligen totalen Austritt des Nekars veranlasten, so wieder in denselben sich ergießenden Bäche; und an dem in den Thälern//121//wachsenden Futter großen Schaden anrichteten, mitunter

heftige Donnerwetter, namentlich das am 10. Juni Nachmittags, welches in der Umgegend bedeutenden Schaden verrichtete, die hiesige Markung jedoch verschonte, in den Thälern jedoch dem sehr üppigen Graswuchs sehr schadete. Am 27. Juni Nachmittags noch heftiger Regen und Nebel, am 28. Juni Morgen-Nebel, Nachmittags hell und Sonnenschein, jedoch Westwind. Anfang heute mit der Heuerndte, die Witterung über den ganzen Heuet vom 28. Juni bis 5. Juli, an welchem Tage das letzte Heu eingeführt wurde, war sehr gut, und die Windrichtung beständig von Norden nach Süden. Heu gab es Vieles und Gutes. Am 21. Juli war der Anfang des Flachslicchens<sup>104</sup> bis zum 24. und an welchem Tage auch Roggen geschnitten wurde. Der Flachs heuer in Zellg ob den Halden ist zimmlich gerathen, am 30. Juli wird Flachs eingeführt, und hie und da Dinkel und Gersten geschnitten. Die Witterung ist seit 4 Tagen sehr gut, mit Nordwind Richtung. Allgemeiner Anfang der Erndte am 1. August, die Dinkelerndte wurde am 8. und die Gerstenerndte am 14. August beim besten Wetter beendigt. Sehr trocken.

Vom 20. bis 23. August nach etwas erquickendem Regen wird Raps gesät und bis zum 30. August aller Haber eingeführt, vom 1. September an war Oehmtet, jedoch häufig unterbrochen von heftigen Gewittern und Regen, bis zum 13. September wurde bei recht gutem Wetter alles Oehmd eingebracht.

Der durchschnittliche heurige Ertrag möchte folgender seyn: Sommergerste pro Morgen 4 Scheffel, Winterroggen 3 Scheffel, Haber 5 Scheffel, Akerbohnen 2½ Scheffel, Erbsen 2½ Scheffel, Linsen 2½ Scheffel, Winter Kohlreps 2½–3 Scheffel, Preis 25–30 f. Flachs 100 Pfund, Hanf 300 Pfund, Kartoffeln 120 Simri, Heu und Oehmd 44 Zentner, Dinkel im Durchschnitt 7½ Scheffel, Gewicht 170 Pfund.//122//

## 1857

Eine auch für die hiesige Markung nicht unwichtige Cultur-Veränderung wurde im Laufe dieses Sommers von der Nachbargemeinde Altenburg durchgeführt, welche in ihrem uns ganz nahe gelegenen Gemeindewald Ungerhalden die 2. äußerste uns zugekehrte Schläge mit 13 ¼ Morgen Flächengehalt ausstokten und den Boden zu Feldgütern cultivirten. Hiedurch gewinnt die Umgegend ein ganz anderes Ansehen und die umliegende Güter gewinnen dadurch viel an Licht und Wärme, wohin besonders die Hekäker gehören. Durch die Ausstokung dieses Waldtheiles hat sich herausgestellt, daß dieser Waldboden schon einmal als Akerfeld gebaut worden ist, die Akerbeete liefen nicht bergab, sondern der Länge nach am Berge hin. Durch das Akern bildeten sich auf der untern Seite der Aker zimmlich hohe Raine, welche noch ganz deutlich sichtbar sind, und die sich zum Theil über die Rommelsbacher Markung hinein erstrecken, gerade über die oben genannte Hekkenäker,

---

<sup>104</sup> S. Anm. 95.

woraus nun deutlich hervorgeht, daß dieser District von 3 Morgen 1 Viertel Meißgehalt, welcher in den Lagerbüchern ebenfalls als Wald beschrieben ist und bis zur Ablösung jährlich 26 f. für den Novalzehenten<sup>105</sup> zahlen muste, ehemals mit der Ungerhalden zusammenhieng, und es gewinnt durch diesen Umstand die Sage, daß derjenige Theil der Ungerhalde, östlich bis zur 2. Richtstatt, also die 4 ersten Schläge, von der Markungsgrenze im Hang gerade durch die 2. Richtstadt hinunter bis zu dem Wiesenek unten, ehemals der Gemeinde Rommelsbach zugehört habe, von dieser aber an die Gemeinde Altenburg um einen Laib Brodt verkauft worden sey, ihre Bestätigung. Jedenfalls müste dieser Kauf in sehr früher Zeit stattgefunden haben, als das Holz noch ganz werthlos war. Daß übrigens unsere Voreltern gerade einen so für sie unvortheilhaften Kauf abgeschlossen haben sollten sieht ihnen gerade nicht gleich, und es müsten damals besondere Umstände vorgeherrscht haben, wenn je dieser Fall vorgekommen wäre.//123//

Eine Merkwürdigkeit in hiesiger Gemeinde kann und darf hier nicht übergangen werden. Im Sommer 1806 reiste der an der hiesigen Schule angestellt gewesene Provisor Jacob Reicheneker, Sohn von Jacob Reicheneker, Bauren und nachherigen Gemeinderaths hier nach America, um dort in der neuen Welt sein Unterkommen zu suchen. Dort hatte er verschiedene Schicksale, war eine Zeitlang Arzt, später Pfarrer, Kaufmann und zuletzt Gutsbesizer oder Farmer. Er verheiratete sich 2 mal, zeugte mehrere Kinder, und lebt nun in der Stadt Braunswill im Staat Pensilvanien als vermöglicher Gutsbesizer in glücklichen Umständen.

Einen Beweis, daß der Deutsche seine Heimath nicht leicht vergißt, und sich auch im Alter noch nach ihr sehnt, liefert dieser Mann. Um sein Vaterland, Heimath und hauptsächlich seine geschwistrige Verwandte und Bekannte wieder zu sehen, entschloß er sich, im 75. Lebensjahre stehend, noch einmal eine Reise nach Europa zu machen, welche er im leztverflossenen Späthjahre ausführte. Er kam am 11. Oktober vorigen Jahres hier in seiner Heimath an, und logierte sich bei seiner hier wohnenden Schwester ein, brachte den Winter 1856/57 größtentheils hier zu, ausserdem hielt er sich auch in Stuttgart, Tübingen und Straßburg auf, er ist ein erfahrener, wohl gebildeter Mann, und schilderte die Lage Americas nach eigener Anschauung, am 23. Juni 1857 reiste er in Begleitung eines Neffen wieder nach America ab, woselbst er nach zurückgekommener Nachricht glücklich angekommen seyn soll. Im Sommer 1858 in der Stadt Braunswill gestorben und dort begraben.

### 1858

Am 25. März starb dahier Pfarrer Lempp. Seit 1832 hier angestellt, er war seit einiger Zeit kränklich und endete nach kurzer Krankheit sein Leben welches er auf 63 Jahre brachte. Er wurde unter sehr zahlreicher Begleitung am Sams-

---

<sup>105</sup> Der zehnte Teil des Ernteertrags von neu umgebrochenem Ackerland.



tag den 27. Nachmittags 3 Uhr begraben, Decan Baumeister aus Reuttlingen hielt die Rede am Grabe, und Decan Georgii die Leichenpredigt. Die Pfarrey wurde am 11. Mai schon wieder zur Besetzung mit einem Gehalt von 1320 f. ausgeschrieben.

Am Pfingstfest den 23. Mai während man in der Kirche war und die Gemeinde in der Kirche sang, entstand Feuer Lermen, es brannte in Johannes Jauß (?) Hause auf der Egarth.//124//Alles eilte aus der Kirche der Brandstätte zu, und als man daselbst ankam, stund das Haus in vollen Flammen, und es konnte gar nichts mehr gerettet werden. Man bewältigte jedoch das Feuer bald, und es brannte nur der obere Dachstok ab. Der untere Stok blieb stehen. Der Schaden an dem Gebäude wurde auf 352 f. geschätzt. Seine Kleider, Mobilien p. p. sind alle verbrannt und diß erhöht den Schaden, da die Mobilien nicht versichert sind, um Vieles.

Als eine besondere Seltenheit im hiesigen Orte, welche gegenwärtig die Gemüther beschäftigt, ist der Wassermangel. Schon im vorigen Winter fing das Wasser an zu mangeln, indem einige Brunnen gar ausblieben und andere nur zu bald ausgeschöpft wurden. Gegenwärtig (den 1. Juli) hat sich der Wassermangel in bedeutendem Grade eingestellt. Der Brunnen beim Rathaus giebt nur wenig Wasser mehr, der in der Kirrlochgaße giebt noch mehr, doch ist er durch den Zudrang der Leute bald erschöpft. Ebenso der untere Brunnen bei Schlechts Haus, der auf der Egart hat ganz aufgehört, ebenso der sogenannte alte Brunnen und der laufende neue Brunnen. Ein Ereigniß, welches sich der älteste Mann hier nicht zu denken vermag. Die Brunnenstube zu diesem Brunnen wurde geöffnet, und diese versorgt nun in gemeinschaft der noch ergebigen Quellen den Ort nothdürftig mit Wasser. Wenn wir nicht bald einen erquickenden Regen erhalten, so mus das Wasser aus der Ferne herbeigeführt werden. Auch die Felder lechzen nach Regen, und besonders die jezt abgeleerten Wiesen könnten eine tüchtige Durchfeuchte brauchen. Gott gebe nur, daß nicht ein Brand ausbricht, es wäre ein grosses Unglük. Endlich erfolgte am 7. Juli Morgens ein sehr erquickender Regen bei ziemlich tiefem Barometerstande, welcher die lechtzenden Fluren erquikte, und der so Gott will sich auch länger fortsetzen wird.//125//

#### *Den 31. December 1858*

1.) Es dürfte hier am Plaze seyn, am Schlusse des Jahres eine kurze Übersicht über die Vorkommniße des nun zurückgelegten Jahres diesen Blättern einzuverleiben. Die wichtigste Begebenheit für die Gemeinde dürfte wohl der Tod des bisherigen Pfarrers Lempp seyn und die darauf erfolgte Wiederbesetzung der Pfarrstelle durch den Pfarrer Engel in Eschenbach Oberamts Göppingen. Dieser zog am 27. Juli hier auf, und wurde am 1. August durch den Decan aus Tübingen investirt.

2.) Der heurige Jahrs-Ertrag stellt sich unerachtet der grossen Hize und Trockenheit, welche herrschte, doch zimlich gut heraus. Bloss das Futter für das Vieh und das Stroh fiel etwas spärlich aus.

3.) Des Wassermangels ist in diesen Blättern schon gedacht worden, bis in den Späthherbst hinein hat sich kein günstiges Resultat gezeigt. Man befürchtete also und mit Recht einen allgemeinen Wassermangel für den künftigen Winter, daher entschloß man sich, erst im Anfang des Monats Oktober schnell, einen neuen Brunnen zu graben. Es wurde der Platz in der Nähe des laufenden Brunnens dazu bestimmt und rasch mit dem Graben angefangen. Oben war eine Felsendeke von 4–5 Fuß Dike, alsdann kam gelber Letten<sup>106</sup> und nach diesem blauer Letten und es zeigte sich kein Stein mehr. Schon bei der Tiefe von 12 Fuß zeigte sich Wasser, und man hatte grosse Mühe, die Tiefe theils wegen Wasserzudrang, theils wegen Einfallens bis auf 20 Fuß zu bringen. Hier endigte sich das Graben, und nun wurde der Brunnen schnell ausgemauert und zum Gebrauche hergerichtet. Auch der laufende Brunnen kam nun, nachdem die Brunnenstube wieder zugedeckt wurde, wieder zum Laufen. Der neu gegrabene Brunnen hat Wasser genug und der Wassermangel hat aufgehört. Der Kosten von Errichtung dieses Brunnens erlief sich auf 225 f. Ferner wurde im Laufe dieses Sommers an dem laufenden Brunnen ein neuer steinerner Wassertrog in den Steinbrüchen zu Oferdingen gefertigt und hingelegt, da der bisherige alte ganz zersplittert war und das Wasser nicht mehr hielt. Er kostete 66 f./126//

Gelegentlich eines zu erstattenden Berichts habe ich aus dem ältesten in hiesiger Amtsregistratur befindlichen Teilungsbuche 1684/1706 folgende für den Ort Rommelsbach nicht unwichtige Notizen erhoben:

Anno 1684 war Amtmann hier Jacob Seybold † 1693

Anno 1693 Schultheiß Hans Neuscheler † 1704

1704 Hans Vollmer † 1754

1754 Schultheiß Georg Neuscheler

1762 war Amtmann Schlotterbek von Kirchentellensfurt † 1770, hierauf

Amtmann Georg Neuscheler Schultheiß † 1771

1771 Schultheiß Johann Martin Neuscheler

1790 Amtmann derselbe, resignirt 1813

1830 Schultheiß Johann Martin Schäfer resigniert 1845

1845 Johann Martin Schäfer, Geometer.

*Freitag den 11. November 1859*

Alle Welt ist voll von dem gestern in allen Städten Deutschlands gefeierten 100-jährigen Geburstfeste Schillers, Fakelzüge, Theater, Versammlungen, Reden, Festessen fanden überall statt, von Abends 7 Uhr brannten im

---

<sup>106</sup> Lehm.

Gesichtskreise von hier folgende Freudenfeuer auf den Bergen, nemlich 1. Hohenstauffen, 2. Tek, 3. Floriansberg bei Mezingen, 4. Rangenberg bei Eningen, 5. Achalm, 6. Sankt Georgenberg und 7. Altenburg<sup>107</sup> bei Reuttlingen. Sonst hatte man im hiesigen Orte keinen Genuß davon, und was nicht auswärts in Tübingen und Reuttlingen Zuschauer war, hatte sonst keinen Genuß von diesen Festlichkeiten, von dem alle Zeitungen und öffentlichen Blätter geraume Zeitlang angefüllt waren. Die ganze Geschichte fand im hiesigen Orte auch wenig Anklang und man würde ein religiöses Fest freudiger begrüßt und gefeiert haben. Der gemeine Mann meint, es sei doch fast zu viel Ehre dem Schiller erwiesen, und es könnte endlich dahin kommen daß wenn es so fort gehen würde, er unter die Heiligen versetzt werden könnte.//127//

*Samstag den 31. Dezember 1859*

Abermals ein Jahr und mit ihm das 5. Decenium des Neunzehnten Jahrhunderts sind durchlebt, und ich kann nicht umhin, auf dem Scheide-Punkt des Jahres stehend, einen Rückblick in die Vergangenheit zu tun.

Seit dem Anfang des 1850. Jahres bis heute hat sich Gott sey Dank Vieles – und zwar zum Bessern der Menschheit geändert und verbessert. Den Anfang dieses Zeitraums war Mangel, Theuerung, Niedergeschlagenheit, Muthlosigkeit, Hunger und Kummer, die Geschäfte stokten, Fabriken und Gewerbe lagen darnieder, und der Geldverdienst war schwach auszumitteln, unzählige Gante brachen aus, und die Unglücklichen, welche hievon betroffen wurden, wurden von Haus und Hof vertrieben. Mistrauen und Zurückhalten war allgemein. Im vorigen Jahre noch herrschte drückender Wassermangel, und sogar zu Anfang des nun abgelaufenen Jahres war allgemeines Kriegsgeschrey an der Tagesordnung, und man fürchtete einen allgemeinen Krieg. Gottlob, jezt ist es wieder ganz anders. Vertrauen, Arbeits-Verdienst Handel und Gewerbe, Kredit sind in hohem Grade zurückgekehrt, Arbeit und somit auch Verdienst mangelt nirgends. Wasser ist genug vorhanden, und ein dauerhafter Frieden ist wie es scheint eingetreten. Güter- und Viehpreise sind zu einer ausserordentlichen, nicht leicht dagewesenen Höhe aufgestiegen. Früher konnte man kaum im Nothfall nur auf ganz gute Pfänder Geld aufnehmen; jezt giebt man es auf Treu und Glauben, und die Capitalisten wissen dasselbe nicht mehr auszubringen.

Die interessanteste neueste Merkwürdigkeit für unsere Gegend ist die seit 2 Jahren erbaute Eisenbahn von Plochingen bis Reuttlingen, welche im Monat September diesen Jahres eröffnet und dem Verkehr übergeben wurde, im kommenden Jahre soll dieselbe nun über Tübingen bis Rottenburg fortgesetzt werden.

Es musten zwar schon nach einigen Monaten die regelmässigen Fahrthen wieder eingestellt werden, indem in der Gegend von Bempflingen eine be-

---

<sup>107</sup> Anhöhe Käpfle beim heutigen Hofgut Alteburg.

deutende Erdauffüllung einrutschte, welche nun mit grossen Kosten und Zeitaufwand diesen Winter über wieder hergestellt wird. Die regel//128//mässigen Fahrten sind nun zwar wieder hergestellt, es mus aber die im Umbau begriffene Streke durch aufgestellte Fuhrwerke zurückgelegt werden. Von dieser Eisenbahn verspricht man sich grossen Nutzen für unsere Gegend, und schon die paar Monate ihres Bestehens haben einen bedeutenden Verkehr in allerlei Erzeugnissen der Landwirthschaft zu Tage gefördert, und je weiter solche in der Folge verlängert wird, je mehr mus der Verkehr steigen.

*Den 6. Februar 1864*

Am letzten Mittwoch war ein Unglückstag für die hiesige Gemeinde, es fuhren einige Pferdewagen Morgens über Reuttlingen und Pfullingen nach Oberhausen, um dort Tuffsteine zum Bauen abzuholen. Hierunter war der hiesige Bürger und Bauer Wilhelm Friedrich Schäfer, 40½ Jahre alt, Sohn des Gemeindepflegers. Dieser fuhr mit einem 2 spännigen Pferdewagen, vornen auf dem geladenen Wagen sizend auf der ebenen Straße zwischen Pfullingen und Reutlingen auf dem Heimwege. In der Nähe der Aarbach Brücke brach das vordere Gatter auf dem er saß, und mit den Steinen stürzte er auf den Boden hinunter, die Pferde wurden scheu, und ehe jemand zur Hülfe kommen konnte, zermalmten der Wagen und die herabfallenden Steine dem Unglücklichen den Kopf, so daß er augenblicklich tod war. Er wurde Abends auf einem Wagen hieher gebracht, das ganze Dorf versammelte sich, und unter allgemeinem Jammer wurde die Leiche ins Haus gebracht. Er war ein fleissiger dienstfertiger Mann. Heute Vormittag wurde er unter einer sehr grossen Begleitung sowohl einheimischer als fremder Personen zur Erde bestattet. Er hinterläst eine Wittve und 5 unerzogene Kinder.

Am nemlichen Tage Abends 5 Uhr starb der hiesige Bürger und Bauer Joseph Wirsum nach langwieriger, heftiger Krankheit an der Brustentzündung, 27 Jahre alt, ein stiller, fleissiger und braver Mann. Dieser Mann ein Bruderssohn des Josef Wirsum Schusters dahier, wurde von diesem, da er selbst//129//keine Kinder hatte, an Kindesstatt angenommen, geboren wurde er in Lachauxdefond<sup>108</sup> in der Schweiz, woselbst sein Vater wohnte, er war ein Schuhmacher. Er wurde gleichfalls heute Nachmittags begraben und hinterläst eine Wittve und ein kleines Kind.

Gestern Abend um 5 Uhr fiel der hiesige Bürger und Bauer Johann Georg Besch in der Scheuer vom Oberling<sup>109</sup> bis in die Tenne herunter. Er wollte noch Stroh herunter werfen, und that einen Fehltritt. Er wurde für tod in die Wohnung getragen, erholte sich aber doch wieder, und scheint nun außer Gefahr zu sein.

<sup>108</sup> La Chaux-de-Fonds, bekannte Uhrmacherstadt im schweizerischen Jura.

<sup>109</sup> Oberer Teil der Scheune, vgl. Schwäbisches Wörterbuch (wie Anm. 93), Bd. 5, Sp. 15.

König Wilhelm I. von Württemberg<sup>110</sup> starb am Samstag den 25. Juni 1864 Morgens 10 Minuten nach 5 Uhr auf der Villa Rosenstein bei Stuttgart. Schon Mittags 12 Uhr wurde die Nachricht hievon von Reutlingen aus hieher gebracht. Man war aber immer noch im Zweifel, bis Nachmittags der von Tübingen kommende Amtsbotte die Nachricht bestätigte.

Am Dienstag den 28. wurde zum erstenmal durch die großen Schülerknaben Mittags 11–12 Uhr das Trauergeläute vollführt unter der Aufsicht des Schulmeisters, und damit 10 Tage lang fortgefahren. Er brachte sein Leben auf nicht ganz 83 Jahre und wurde über Nacht vom 29.–30. in der Gruft auf dem Rothenberge beygesetzt.<sup>111</sup>

---

<sup>110</sup> Vgl. Anm. 54.

<sup>111</sup> Ergänzung mit Bleistift von anderer Handschrift: „Letzter Eintrag, damals 76 Jahre alt, † 11. 2. 1870.“



# Im Krieg gemeinsam? Die Feldpostbriefe des Ehepaars Goerlich

## Eine Fallstudie zu „Front“ und „Heimat“ im Ersten Weltkrieg\*

Antonia Jeismann

### Inhalt

Einleitung (S. 223) · I Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg (S. 228) · I.1 Die Funktion von Feldpostbriefen (S. 228) · I.2 Schreibbares und Unbeschreibbares (S. 231) · I.3 Feldpostbriefe als Quelle (S. 232) · II Eine Fallstudie: Das Ehepaar Max und Elisabeth Goerlich (S. 236) · II.1 Kriegsalltag – Unüberbrückbare Abgründe? (S. 236) · II.1.1 Erfahrungsräume (S.236 ) · II.1.1.1 Als Stabsarzt an der Westfront (S. 236) · II.1.1.2 Von der bürgerlichen Ehefrau zur „Strohwitwe“ (S. 243) · II.1.2 Hamstern und Einmachen: Die Lebensmittelversorgung (S. 251) · II.1.3 Zwischen Kriegswillen und Friedenssehnsucht (S. 258) · II.1.4 „Eine Welt voller Feinde“ (S. 261) · II.2 Politik – Entwicklung der politischen Ansichten miteinander oder ohne einander? (S. 262) · II.2.1 Politisches Auseinanderleben (S. 262) · II.2.1.1 Zwischen Sozialdemokratie und Alldeutschen (S. 262) · II.2.1.2 Die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 (S. 267) · II.2.2 „Du darfst ruhig sein, politisieren tue ich nicht mehr...“: Politik und Geschlecht (S. 272) · II.2.3 Der eheliche „Burgfrieden“ (S. 274) · II.3 Familie – Familienleben im Ersten Weltkrieg? (S. 276) · II.3.1 Vater, Mutter, Kind während des Ersten Weltkriegs (S. 277) · II.3.1.1 Familie ohne Familienoberhaupt (S. 277) · II.3.1.2 Kindererziehung per Post (S. 281) · II.3.2 Familienideal und Kriegsbewältigung (S. 284) · Schlussbetrachtung (S. 286).

### Einleitung

Der Erste Weltkrieg wurde in der Forschung als „Urkatastrophe“,<sup>1</sup> als „Krise“<sup>2</sup> oder auch als „Katalysator“<sup>3</sup> von gesellschaftlichen Prozessen bezeichnet. Je nach Auslegung stellte er das Ende des „langen 19. Jahrhunderts“

\* Gekürzte und überarbeitete Version der Magisterarbeit „Im Krieg gemeinsam? Die Feldpostbriefe des Ehepaars Goerlich. Eine Fallstudie zu „Front“ und „Heimat“ im Ersten Weltkrieg.

<sup>1</sup> Der viel zitierte Ausdruck stammt vom amerikanischen Historiker und Diplomaten George F. Kennan. Vgl. George F. Kennan: *The Decline of Bismarck's European Order: Franco-Russian Relations, 1875–1890*, Princeton (New Jersey) 1979, S. 3.

<sup>2</sup> Wolfgang J. Mommsen: *Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas*, in: Gerhard Hirschfeld; Gerd Krumeich; Irina Renz (Hrsg.): „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, NF Bd. 1), Essen 1993, S. 25–41.

<sup>3</sup> Aribert Reimann: *Der Erste Weltkrieg – Katastrophe oder Katalysator?*, in: <http://www.bpb.de/apuz/28201/der-erste-weltkrieg-urkatastrophe-oder-katalysator?p=all> (Zugriff: 10.11.2012).

oder den epochengeschichtlichen Anfang des 20. Jahrhunderts dar. Sein Zäsurcharakter aber wird kaum bestritten: Der „Große Krieg“ endete mit dem Zerfall der alten Ordnung und dem Ende der konservativen Monarchien des Deutschen Kaiserreichs, Österreich-Ungarns, des zaristischen Russlands und des Osmanischen Reichs. Er kostete Millionen Menschenleben, zerstörte ganze Landstriche und setzte radikale politische Strömungen frei, die Europa bis 1989 ideologisch spalteten.<sup>4</sup> Was bedeutete es aber für Zeitzeugen, die inmitten einer solchen Zäsur lebten? Das hing ganz von nationalen, regionalen, sozialen, politischen, geschlechts- und generationsspezifischen Faktoren ab, die Kriegserleben und Kriegsdeutung maßgeblich bestimmten. Vor dem Hintergrund der „Totalisierung“ des Kriegs versuchte die militärisch-politische Führung die Zivilbevölkerung zunehmend zu mobilisieren und zu kontrollieren. So wurde aus der „Heimat“ die „Heimatfront“, an der die Zivilbevölkerung ebenso wie die Soldaten in den Schützengräben ihre Pflicht für das „Vaterland“ zu erfüllen hatte. Diese bestand in Spenden von „Liebesgaben“, Zeichnen von Kriegsanleihen, im Einsatz in der Kriegsindustrie, im Erdulden von Entbehrungen und in der Aufrechterhaltung einer patriotischen, siegesgewissen Stimmung. Für einen positiven, zuversichtlichen Tenor innerhalb der Bevölkerung und der Soldaten sollte die Kriegspropaganda sorgen. Sie stilisierte den jeweiligen Kriegsgegner als Angreifer und die eigene Nation als defensives Opfer.<sup>5</sup> Die Vorstellung vom Verteidigungskrieg diente angesichts der langen Kriegsdauer und den zahlreichen Opfern als Rechtfertigung für die Fortführung des Kriegs. Die Propaganda schuf auch Bilder homogener und trennscharf voneinander separierter Räume von „Front“ und „Heimat“. Diese dichotome Vorstellung der Kriegsgesellschaft spitzte sich ab 1916 immer mehr zu, bis sie in der folgenschweren „Dolchstoßlegende“ kulminierte. Sie besagte, dass das Heer im Felde unbesiegt geblieben sei, und wurde unter anderem verwendet vom letzten Chef der Obersten Heeresleitung, Paul von Hindenburg, verwendet, indem er vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuss der Nationalversammlung zur Klärung der deutschen Niederlage am 18. November 1919 aussagte: „Ein englischer General sagte mit Recht: ‚Die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden.‘“<sup>6</sup> Damit stützte er aus seiner herausgehobenen Stellung heraus ein Deutungsmuster des Kriegsausgangs, das im letzten Kriegsjahr geschaffen und während der Weimarer Republik mehrfach transformiert wurde. In ihrer allgemeinsten Auslegung wies die Dolchstoßlegende der gesamten „Heimat“ aufgrund ihres

---

<sup>4</sup> Roger Chickering: *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 2002, S. 231.

<sup>5</sup> Michael Jeismann: *Propaganda*, in: Gerhard Hirschfeld; Gerd Krumeich; Irina Renz (Hrsg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003, S. 198–209, hier S. 200.

<sup>6</sup> Gerd Krumeich: *Dolchstoßlegende*, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (wie Anm. 5), S. 444–445, hier S. 444.



„Zusammenbruchs“ die Schuld an der Kriegsniederlage zu. Gerade Frauen hätten durch ihre „Jammerbriefe“ Soldaten demoralisiert und nicht ihre erforderliche Pflicht in der Kriegswirtschaft geleistet.<sup>7</sup> Je nach politischer Stoßrichtung wurden die Arbeiterschaft, Juden, die politische Linke oder „Kriegsgewinnler“ als Verräter diffamiert und der „Erdolchung“ der deutschen Armee bezichtigt. Unter den Nationalsozialisten wurde die Formel vom „Dolchstoß durch Judentum und Marxismus“ zur offiziellen Doktrin.<sup>8</sup>

Die Dolchstoßlegende legte aber auch den Grundstein für die langlebige historiographische These, dass es während des Ersten Weltkriegs zu einem Auseinanderdriften, gar einer Entfremdung zwischen „Front“ und „Heimat“ gekommen sei.<sup>9</sup> Doch inwieweit trifft diese These auf die private Beziehung eines Ehepaars zu? Dies ist die zentrale Frage der vorliegenden Arbeit.

Als Quellengrundlage dient die Briefkorrespondenz des Reutlinger Ehepaars Max und Elisabeth Goerlich, die dem Stadtarchiv Reutlingen 2012 übergeben wurde. Zum Vergleich wurde in der Magisterarbeit die zum Teil bereits publizierte und ausgewertete Korrespondenz zweier weiterer Ehepaare herangezogen: Das bürgerliche Ehepaar Oscar und Karla Gossler aus Hamburg und Robert und Anna Pöhland aus dem sozialistischen Arbeitermilieu in Bremen. In der hier gekürzten Fassung werden diese beiden Paare ausschließlich im Kapitel II.2 Politik zum Vergleich herangezogen.

Die untersuchten Briefe von Elisabeth und Max Goerlich wurden zunächst transkribiert, die ursprüngliche Orthographie wurde beibehalten. Zu ihrer quantitativen Auswertung wurden die Briefaussagen dann chronologisch in ein Analyseraster mit folgenden Kategorien eingeordnet: „Kriegsverlauf“, „Erwartungshorizont“, „Politik“, „Geschlechterzuschreibungen“, „Post“, „Familie“, „Versorgungslage“, „Finanzen“, „Haushalt“, „Emotionalisierung“, „Heimat“, „Ärztliche Tätigkeit“ und „Selbstreflektion“. Dieses Vorgehen ermöglicht eine genaue Analyse von Veränderungen in den Aussagen und Deutungsmustern innerhalb der vier Kriegsjahre.

In dieser Fallstudie stehen Fragen im Fokus, die auf das Verhältnis von „Front“ und „Heimat“ zielen: Welche Deutungsmuster des Kriegs und der Kriegsgesellschaft werden aufgegriffen? Nach welchen Kriterien erfolgen Eigen- und Fremdzuschreibungen? Wie wird der eigene Alltag, aber auch der des Partners beschrieben und gedeutet? Die Gemeinsamkeit stiftenden Bezüge ließen sich auch im religiösen Selbstverständnis, in der Naturerfahrung oder in der gemeinsamen Belletristiklektüre ausmachen. Die vorliegende

---

<sup>7</sup> Christa Hämmerle: „... wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst.“ Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkriegs, in: *Historische Anthropologie* 6/3 (1998), S. 431–458, hier S. 457.

<sup>8</sup> Krumeich, *Dolchstoßlegende* (wie Anm. 6), S. 445.

<sup>9</sup> Anne Lipp: *Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrung deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918*, Göttingen 2003, S. 306.



Max und Elisabeth Goerlich, um 1914.

Arbeit konzentriert sich aber auf gesellschaftliche Ordnungsmuster in ihrer geschlechtsspezifischen Divergenz.

## Das Ehepaar Goerlich

Max Gottlob Jakob Goerlich wurde am 4. November 1880 in Reutlingen als zweiter Sohn Maximilian Albrecht August Goerlichs, Garteninspektor am Pomologischen Institut in Reutlingen, und seiner Frau Julie Pauline, geborene Göbel, geboren.<sup>10</sup> Max Goerlich arbeitete nach seinem Medizinstudium in Tübingen und München in der chirurgischen Abteilung des Reutlinger Krankenhauses, bis er ab 1909 als niedergelassener Arzt in Reutlingen tätig wurde. Am 21. September 1911 heiratete er Elisabeth Votteler. Sie hatten drei gemeinsame Söhne: Otfried Ewald (geb. 08. 07. 1912), Helmut Max Karl (geb. 01. 01. 1914) und Ewald Emil (geb. 31. 03. 1917).<sup>11</sup>

Elisabeth Margarethe Goerlich wurde am 6. April 1888 in Reutlingen als zweite Tochter ihrer Eltern Karl Hermann Votteler und Pauline Jakobine, geborene Zwißler, geboren. Ihr Vater war Kaufmann und besaß in Reutlingen das Geschäft „H.C. Votteler“. Elisabeth besuchte die Höhere-Töchter-Schule und war 1906 bis 1907 für ein Jahr in einem Pensionat in Colombiers bei Neuchâtel in der Schweiz.<sup>12</sup>

Während des Ersten Weltkriegs waren die finanziellen Ressourcen der Familie weiterhin gut: Elisabeth Goerlich konnte während der Kriegszeit ein Dienstmädchen unterhalten, zudem kaufte sich das Ehepaar im Mai 1917 ein Haus in Reutlingen.

Max Goerlichs Bruder Emil wurde im Oktober 1914 eingezogen und fiel Ende September 1915 bei Ypern in Belgien. Im Oktober 1918 erkrankte Elisabeth Goerlich an einer Grippeinfektion und starb am 2. November 1918 in Reutlingen. Max Goerlich, der sich gerade auf Musterungsreise in Deutschland befand, wurde von seiner Schwiegermutter nach Reutlingen gerufen und erreichte das Krankenbett seiner Frau noch kurz vor ihrem Tod.

Nach dem Ersten Weltkrieg wendete sich Max Goerlich dem Wiederaufbau seiner Praxis und der Gründung eines Röntgen-Instituts 1920/21 zu. Er heiratete am 21. Oktober 1921 seine zweite Ehefrau Helene Susanne, geborene Neff, mit der er vier weitere Söhne hatte.<sup>13</sup>

---

<sup>10</sup> Stammtafel [...] der Eheleute Hermann Karl Christof Zwißler Baumeister zu Reutlingen (1829–1886) und der Marie Dorothee Benz (1829–1895). Daten und Schicksale einer Familie von der Biedermeierzeit bis heute, zusammengestellt von Otfried Goerlich unter Mithilfe von Helmut Goerlich, masch. 1989, S. 21.

<sup>11</sup> Ebd., S. 21.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd.



Das Grab des 1915 gefallenen Bruders Emil Goerlich in Flandern.

Als unter den Nationalsozialisten am 31. März 1933 die Neubildung der Gemeinderäte bestimmt wurde, zog Max Goerlich für die NSDAP in den Reutlinger Gemeinderat ein.<sup>14</sup> Er starb am 2. März 1952.

Das Ehepaar schrieb sich während der vier Kriegsjahre mehrmals pro Woche Briefe. Größere Lücken im Nachlass finden sich in der Korrespondenz von Max Goerlich, abgesehen von Urlaubsphasen, vor allem von Januar bis April 1917 und von Mai bis Juli 1918. Diese Briefe sind vermutlich nach dem Krieg verloren gegangen, denn aus Elisabeth Goerlichs Briefen geht hervor, dass sie in diesem Zeitraum durchaus Briefe von ihrem Mann erhielt und beantwortete. Der Nachlass beinhaltet des Weiteren einige wenige Briefe von Max Goerlichs Eltern und die einer Cousine während des Ersten Weltkriegs sowie die Briefkorrespondenz zwischen Max Goerlich und seinem

Sohn Ewald während des Zweiten Weltkriegs.

So umfangreich die untersuchten Briefkorrespondenzen auch sind, so erlaubt die Auswahl angesichts der immensen Menge an Kriegsbriefen insgesamt, von denen nur ein Bruchteil erhalten ist, kaum generalisierende Aussagen. Aus diesem Grund ist die Briefanalyse vielmehr eine exemplarische Probe, mit deren Hilfe bestimmte Vorstellungen und Deutungsmuster während des Kriegsverlaufs untersucht werden können.

## I. Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg

### 1. Die Funktion von Feldpostbriefen

Der „Feldpostbrief“ oder „Kriegsbrief“ stellt eine spezielle Form des Konversationstyps „Brief“ dar. Ihn unterscheiden von einem üblichen Privatbrief einerseits spezifische Rahmenbedingungen, wie die verzögerten Postzustel-

<sup>14</sup> Reutlingen 1930–1955. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Katalog und Ausstellung zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1995, S. 85.



Max Goerlich in Uniform. Postkarte an die Eltern, 1915.

lungen oder die Postzensur, die stärker kommunikationsstörend und kommunikationssteuernd wirken können. Andererseits unterscheiden ihn spezifische Funktionen. Die Feldpostbriefkorrespondenz findet in der Regel zwischen einem Mitglied der Armee und seinen Angehörigen und Bekannten statt, durch die trotz der räumlichen Distanz familiäre und freundschaftlich-soziale Kontakte aufrechterhalten werden sollen. Zudem ist der Briefwechsel gleichzeitig ein jeweils gegenseitiges Lebenszeichen, vor allem von Schreibenden, die in direkte Kampfhandlungen eingebunden sind.

Inhaltlich wird verstärkt auf vergangene, gemeinsame Erlebniskontexte oder auf eine hoffnungsvoll beschworene, gemeinsame Zukunft Bezug genommen. Doch die Berufung auf ein gemeinsames Fundament dient nicht nur der Fortführung der Sozialbeziehungen, sondern stellt auch eine individuelle Stabilisierungsfunktion des Schreibenden dar.<sup>15</sup> Der Briefwechsel mit engen Bezugspersonen, die der Philosoph und Sozialpsychologe George Herbert Mead auch als „signifikante Andere“<sup>16</sup> bezeichnet, kann eine kurzzeitige Entlastung der gegenwärtigen Lebenssituation im Krieg bedeuten. Diese

<sup>15</sup> Isa Schikorsky: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre 42 (1992), S. 295–315, hier S. 297.

<sup>16</sup> Den Ausdruck „significant others“ prägte George Herbert Mead, vgl. derselbe: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt am Main 1968.

Lebenssituation an der „Front“ ist vom individuellen Umfeld und den spezifischen Bedingungen einzelner Personen abhängig und kann daher mit einem mehr oder weniger großen Leidensdruck verbunden sein. Nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann trägt die Kommunikation mit Kommunikationspartnern, sowohl mit „signifikanten Anderen“ als auch mit sogenannten „sonstigen Anderen“, entscheidend zur Bestätigung der subjektiven Wahrheit bei.<sup>17</sup> Diese subjektive Wahrheit kann durch den Abbruch „signifikanter“ Gespräche gefährdet werden. Das bedeutet, dass die subjektive Wahrheit immer an die gesellschaftliche Grundlage und an die gesellschaftlichen Prozesse, die für ihren Bestand erforderlich sind, gebunden ist: Sie braucht also Plausibilitätsstrukturen. Wenn Gespräche mit den jeweiligen Vermittlern von Plausibilitätsstrukturen nicht möglich sind, kann die schriftliche Korrespondenz helfen, die subjektive Wirklichkeit aufrechtzuerhalten. Allerdings wirkt sie weit weniger wirklichkeitsschaffend als ein unmittelbares Gespräch. Je länger dieses „Ersatzmittel“ der Kommunikation isoliert bleibt, umso schwieriger wird es, die subjektive Wahrheit aufrechtzuerhalten, denn sie entrinnt allmählich, wenn sie nicht durch persönliche Kontakte wiederbelebt wird.<sup>18</sup>

„Signifikante“ Kommunikationspartner stellen zumeist Familienangehörige, enge Freunde oder Lehrer dar. Auch sonstige Andere tragen zur Bestätigung der subjektiven Wahrheit bei, aber „signifikante“ Andere sind von eminenter Bedeutung für die Absicherung des entscheidenden Elements der Wirklichkeit, der Identität.<sup>19</sup> Denn der Mensch braucht nicht nur die indirekte Gewissheit seiner Identität durch zufällige Alltagskontakte, sondern die ausdrückliche und gefühlstragende Gewissheit, die ihm durch „signifikante“ Andere entgegengebracht wird.<sup>20</sup> Gerade die Kommunikation mit diesen wichtigen Kommunikationspartnern war für einen eingezogenen Soldaten im Ersten Weltkrieg erschwert: Sie konnte nur schriftlich im Brief oder mündlich während der wenigen und kurzen Heimaturlaube stattfinden. Der Briefwechsel mit Angehörigen nimmt damit die Funktion einer regelmäßigen, neuen Bestätigung der eigenen Identität ein, also der eigenen Zugehörigkeit und der mit ihr vollzogenen Abgrenzung zwischen Selbst- und Anderssein.<sup>21</sup> In den Feldpostbriefen erfolgt die wirklichkeitssichernde Kommunikation in der Schilderung des routinemäßig ablaufenden Alltags.<sup>22</sup> Hier kann das Indivi-

<sup>17</sup> Peter L. Berger; Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1970, S. 165.

<sup>18</sup> Ebd., S. 166.

<sup>19</sup> Ebd., S. 161.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Klaus Latzel: Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: Werkstatt Geschichte 22 (1999), S. 7-23, hier S. 10.

<sup>22</sup> Gerald Lamprecht: Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-ethnographische Quelle, Innsbruck 2001, S. 41.

duum Orientierung in der Alltagswelt finden, sich der Plausibilitätsstrukturen vergewissern, in denen es sich bewegt, und sich ständig neu der Gültigkeit des sozialen Wissens,<sup>23</sup> das es im Prozess der Sozialisierung internalisiert hat, versichern.<sup>24</sup>

Während der Kriegszeit steht man jedoch der Herausforderung der Aufsplitterung eines ursprünglich gemeinsamen, familiären Erfahrungsraums gegenüber. Die Erfahrungen an der „Front“ sind von denen im bisherigen Alltagsleben grundverschieden, und auch die in der „Heimat“ verbliebene Zivilbevölkerung muss schwierige und bisher ungewohnte Probleme bewältigen. Bei einer langen Trennungsphase wird es zunehmend schwieriger, eine gemeinsame Verständigungsbasis zu finden.<sup>25</sup>

## 2. Schreibbares und Unbeschreibbares

Sowohl Soldaten an der „Front“ als auch ihre Angehörigen an der „Heimatfront“ versuchten, die Verständigungsbasis durch Selbstzensur, auch „innere Zensur“ genannt, zu stabilisieren: Themen wie Leiderfahrung, das miterlebte Grauen oder Sexualität waren aus Gründen individueller oder kollektiver Konventionen nicht mitteilbar. Die Angehörigen sollten nicht beunruhigt werden, was vor allem für Briefe an Frauen oder Eltern zutrif.<sup>26</sup> Hier griffen viele Soldaten auf verschiedene emotive Sprachhandlungsstrategien zurück: Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung und Phraseologisierung. Dieses relativ stabil bleibende Verfahren konnte Isa Schikorsky in Kriegsbriefen von 1814/15 bis 1949 nachweisen.<sup>27</sup> Die Handhabung der genannten Sprachhandlungsstrategien hat zur Folge, dass der Kommunikationsinhalt nicht Informationen, Wahrhaftigkeit und Klarheit beinhaltet, sondern Fehlinformation, Unwahrheiten und Undeutlichkeit.<sup>28</sup> Dies gilt nicht nur für Briefe von Soldaten, sondern auch für Angehörige zu Hause, die versuchten, die katastrophale Versorgungslage zu verschweigen oder herunterzuspielen. Damit treten die Kommunikationspartner in ein Spannungsverhältnis zwischen dem Bedürfnis nach einem Gespräch mit „signifikanten Anderen“ einerseits und gesellschaftlichen Konventionen und gegenseitiger Rücksichtnahme andererseits ein.<sup>29</sup>

Kommunikationseinschränkungen können auch durch unterschiedliche Erwartungen, die durch soziale Beziehungen und Konventionen aufgebaut

---

<sup>23</sup> Im Sinne von Alfred Schütz und Thomas Luckmann. Vgl. Alfred Schütz; Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1979.

<sup>24</sup> Latzel (wie Anm. 21), S. 10.

<sup>25</sup> Schikorsky (wie Anm. 15), S. 300.

<sup>26</sup> Ebd., S. 310.

<sup>27</sup> Ebd., S. 301.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Lamprecht (wie Anm. 22), S. 54.

werden, entstehen.<sup>30</sup> Die Einschätzung der vermeintlichen Erwartungshaltung des Kommunikationspartners orientiert sich dabei weniger an individuellen Verhaltensweisen als vielmehr an der Erfüllung gesellschaftlich konventionalisierter Rollenkonzepte. So wurden meist Erlebnisse und Erfahrungen in Soldatenbriefen ausgeblendet, die nicht mit den sogenannten Soldatentugenden wie Mut und Tapferkeit zu vereinbaren waren.<sup>31</sup> Die Erwartungshaltungen an Frauen waren zum Teil konträr: Wurden Frauen einerseits durch Propagandamaßnahmen immer wieder dazu aufgerufen, ihren Partnern erheiternde, aufmunternde und mitfühlende Briefe zu schreiben, sollten sie andererseits immer mehr gesellschaftliche Aufgaben außerhalb der Familie übernehmen, die zuvor Männern vorbehalten waren und mit vermeintlich männlichen Tugenden wie Tatkraft oder Härte verbunden waren.

In vielen Soldatenbriefen sind Beschreibungen von fremden Landschaften, Orten und deren Bewohnern, denen sie während ihrer Stationierung, Bahnfahrten oder Märschen zu ihrem Bestimmungsort begegneten, konstitutiv. Anschaulich werden Sehenswürdigkeiten, Spaziergänge, Land und Leute geschildert und damit der Anschein von „Normalität“ aufgebaut. Die Erfahrungen von Tod, Gewalt sowie Grauen und den damit verbundenen Gefühlen werden dagegen in der Regel nur indirekt oder in vagen, knappen, stereotypen Formulierungen ausgedrückt. Konversationsmaximen konnten sich jedoch während des Kriegs verändern: Was zu Beginn der Kriegs 1914 vielleicht noch verschwiegen wurde, konnte zwei Jahre später eventuell offen gesagt werden.<sup>32</sup>

### 3. Feldpostbriefe als Quelle

Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit liegt im interdisziplinären Forschungsfeld von Kultur- und Geschichtswissenschaft; aus diesem Grund wird die Historische Anthropologie als Forschungsperspektive gewählt. Denn sie zeichnet sich zum einen durch die Anwendung von Methoden aus den gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaften auf ein historisches „Feld“ aus und betont zum anderen die Rolle des Individuums und die historisch-politische Bedeutung des Selbstverständnisses der Akteure. Dadurch tritt der historische Akteur und seine Deutungen, Handlungen und Interpretationen verstärkt in den Blick der Forschung.<sup>33</sup> Im Gegensatz zu strukturalistischen Ansätzen,

<sup>30</sup> Ebd., S. 55.

<sup>31</sup> Schikorsky (wie Anm. 15), S. 298.

<sup>32</sup> Bernd Ulrich: *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1977, S. 17.

<sup>33</sup> Jens Wietschorke: *Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungsprogramm*, in: *H-Soz-u-Kult*, 15. 06. 2012 – <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1799&type=diskussionen> (Zugriff: 25. 07. 2012).



die das Individuum von äußeren Strukturen bestimmt verstehen und damit die individuellen Interpretationsleitungen vernachlässigen, betont etwa Clifford Geertz, dass die Bedeutung eines Symbols nur aus dem kulturellen Kontext seiner Verwendung abgeleitet werden kann.<sup>34</sup> Im Fokus steht nun das Individuum als Akteur mitsamt seinen sozialen Handlungen.

Im Folgenden soll nun konkret auf die methodische Untersuchung von Feldpostbriefen eingegangen werden. Welche Aufschlüsse bringt die Analyse von Feldpostbriefen?

Feldpostbriefe wurden bereits während des Kriegs als vermeintlich authentische Augenzeugenberichte in Zeitungen oder in Sammlungen veröffentlicht.<sup>35</sup> Die Publikation von Feldpostbriefen geht auf den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zurück, in dem Sammlungen von Kriegsbriefen einen ersten publizistischen Höhepunkt erlebten. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs knüpfte man daran wieder an und publizierte vor allem solche Briefe, die die patriotische Gesinnung der Soldaten demonstrieren sollten. Der Zivilbevölkerung wurde so scheinbar die Möglichkeit geboten, emphatisch am Frontgeschehen teilzuhaben.<sup>36</sup>

Doch schon Zeitzeugen stellten sich die Frage nach der Authentizität: Wurden diese Briefe nicht bereits mit Blick auf Veröffentlichung geschrieben? Konnte ein Soldat im Schützengraben überhaupt den Ablauf einer Schlacht „authentisch“ schildern?<sup>37</sup> Hinzu kamen kommunikative Beschränkungen durch die Zensur der Militärbehörden, ebenso wie durch Selbstzensur, die Erwartungshaltung des Adressaten und die Herausforderung, Gedanken und Erlebnisse zu verschriftlichen. Welchen Quellenwert können Feldpostbriefe also für die Forschung angesichts all dieser Beschränkungen besitzen?

Zunächst einmal sind Feldpostbriefe Zeugnisse von Zeitzeugen. Sie geben Auskunft über die emotionalen, kommunikativen und erfahrungsgeschichtlichen Dimensionen des Kriegs. Dabei ist zu bedenken, dass Briefe in höchstem Maße subjektive Darstellungen sind, die zudem an einen bestimmten Adressaten gerichtet sind. Überdies wechseln die Situationen und Stimmungen, in denen die Briefe geschrieben werden. In Briefen wird man also nicht „das“ Kriegserlebnis oder „die“ Kriegswirklichkeit wiederfinden, und es ist wohl auch fraglich, ob es die im Singular je geben kann. Abgesehen davon,

---

<sup>34</sup> Karsten Kumoll; Clifford Geertz: Die Ambivalenz kultureller Formen, in: Stephan Moebius; Dirk Quadflieg (Hrsg): Kultur. Theorien der Gegenwart, Wiesbaden 2006, S. 168–177, hier S. 171.

<sup>35</sup> Bernd Ulrich: „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 473–503, hier S. 479.

<sup>36</sup> Manfred Hettling; Michael Jeismann: Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (wie Anm. 2), S. 175–198, hier S. 176.

<sup>37</sup> Ulrich, Die Augenzeugen (wie Anm. 32), S. 250.

dass sich Kriegererlebnisse an der „Front“ je nach der jeweiligen Stationierung, dem Aufgabenbereich und dem militärischen Rang unterschieden, ist das Schreiben eines Briefes ein Akt der bewussten oder unbewussten Selbstinszenierung.<sup>38</sup> So sind auch Unwahrheiten aus unterschiedlichsten Gründen wie der Beziehungspflege oder auch der Selbstinszenierung niedergeschrieben worden. Briefe an Familienangehörige und Bekannte hatten nicht den Sinn einer dokumentarischen Berichterstattung, sondern stellten vielmehr die kommunikative Verbindung zu „signifikanten Anderen“ dar. Was in Briefen geschrieben wird, ist immer auch geprägt von zeitgenössischen Wahrnehmungsnormen und den Vorgaben ihrer Deutungsperspektiven. So stellt die Perspektive des viel beschriebenen „kleinen Mannes“<sup>39</sup> nur ein Fallbeispiel einer soziokulturellen Bewusstseinsprägung dar.<sup>40</sup>

Wie aussagefähig diese Briefe sind, hängt maßgeblich von den Fragen ab, die an sie gestellt werden. Sie sind es, die das Zeugnispotenzial der Briefe überhaupt erst erschließen. Interessierten in der Forschung nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg primär Fragen nach der Kriegsschuld und den Ursachen des Kriegs, kamen in der Geschichtswissenschaft nach der „kulturalistischen“ Wende Fragen nach Handlungs- und Deutungsmustern einzelner Akteure auf. Untersucht wurde nun neben dem männlichen Kriegererlebnis an der „Front“ auch das der Zivilbevölkerung. Es rückte die subjektive Wirklichkeit der Akteure in den Fokus der Untersuchungen.

Wie lassen sich Handlungen und Deutungen von historischen Akteuren über die Zeit hinweg verstehen? Kann man nicht mehr mit Zeitzeugen in Verbindung treten, wächst, wie es Reinhard Sieder nennt, die „epistemische Kluft“ zwischen der Lebenswelt der Akteure und der Gegenwart des Forschers.<sup>41</sup> Die politischen Überzeugungen der Handelnden, ihre Normen und Erwartungen sind nicht mehr unmittelbar zugänglich. Erst durch eine genaue Textanalyse können in Kombination mit Kontextwissen Deutungen von Akteuren in Verbindung mit ihren Handlungen und Handlungsbedingungen thematisiert werden.<sup>42</sup> Sieder schlägt vor, nach Möglichkeit von einzelnen Akteuren als empirischen Fällen auszugehen, um Zuschreibungen von

<sup>38</sup> Dietmar Molthagen: *Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpools und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2007, S. 39.

<sup>39</sup> Vgl. Wolfram Wette (Hrsg): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992.

<sup>40</sup> Aribert Reimann: *Semantiken der Kriegererfahrung und historische Diskursanalyse. Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges*, in: Nikolaus Buschmann; Horst Carl (Hrsg): *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte, Bd. 9)*, Paderborn 2001, S. 173–194, hier S. 190.

<sup>41</sup> Reinhard Sieder: *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), S. 445–468, hier S. 461.

<sup>42</sup> Ebd., S. 462.

Kollektiveigenschaften vorzubeugen. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach der Repräsentativität: Die Briefanalyse kann zunächst nur Sinnstiftungsprozesse Einzelner erläutern. Durch den Vergleich mit weiteren Fallbeispielen lassen sich Typologien erstellen, die zeit- und kulturspezifische Wirkungszusammenhänge herausstellen oder kontrastieren.

Die Quellenlage ist die entscheidende Voraussetzung: Schwierig wird es, wenn zu bestimmten Fragen keine oder nur wenige Äußerungen von Akteuren überliefert sind. Um mögliche Prozesse darstellen und erläutern zu können, wie es Dietmar Molthagen im Zusammenhang der bürgerlichen Wertaneignung und Wertetradierung betont, ist eine entsprechend reichhaltige Quellenbasis notwendig, die bestimmte Kriterien erfüllt.<sup>43</sup> Neben der zeitlichen Spanne und dem inhaltlichen Umfang sind Hintergrundinformationen zu den schreibenden Personen notwendig, um diese sozialhistorisch einordnen zu können.

Dies gilt auch für die Fragestellung nach einer Auseinanderentwicklung von „Front“ und „Heimat“ durch unterschiedliche Kriegserlebnisse. Diese Frage lässt sich in der vorliegenden Arbeit am konkreten Fall des Nachlasses Goerlich im Stadtarchiv Reutlingen untersuchen. Der Briefwechsel des Ehepaars Max und Elisabeth Goerlich spannt sich über die gesamte Kriegsdauer von 1914 bis 1918. Das eröffnet die Möglichkeit, Kontinuitäten und Brüche in der Wahrnehmung und der Kommunikation nachzuvollziehen, womit das erste Kriterium nach einem sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden Briefwechsel gegeben ist. So werden Veränderungen, sei es in den politischen Einstellungen oder auch in den Werthaltungen, sichtbar. Zudem sollten die Briefe einen inhaltlichen Mindestumfang aufweisen, denn Briefe oder Karten, womöglich mit vorgedrucktem Text, die nicht mehr als ein kurzes Lebenszeichen darstellen, können nur schwerlich für die Analyse eines Entwicklungsprozesses genutzt werden. Der Nachlass Goerlich ist auch deshalb relevant, weil sowohl Briefe von der „Front“ nach Hause als auch Briefe der Ehefrau an ihren Mann erhalten sind. In vielen ähnlichen Nachlässen sind nur wenige Briefe aus der „Heimat“ erhalten, zum einen weil sie im Frontgebiet bei schnellen Truppenverschiebungen, durch Zerstörung der Briefe oder den Tod des Empfängers leichter verloren gingen. Zum anderen weil der Fokus von Feldpostsammlungen in der Nachkriegszeit primär auf Briefen der kämpfenden Kriegsteilnehmer als Zeugnissen des „authentischen“ Kriegserlebnisses lag. Indem Briefe aus beiden Richtungen vorliegen, können Front- und Heimatperspektive angemessen berücksichtigt werden. Das ist umso wichtiger, wenn „Erfahrungsräume“<sup>44</sup> an der „Front“ und der „Heimat“ untersucht werden sollen.

---

<sup>43</sup> Molthagen (wie Anm. 38), S. 44.

<sup>44</sup> Den Begriff „Erfahrungsraum“ prägte Reinhart Koselleck. Vgl. Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: derselbe: *Vergan-*

Weiter sind Hintergrundinformationen zu den historischen Akteuren von großer Bedeutung, um nicht durch unklare soziale Zuschreibungen der weiblichen und männlichen Briefschreiber die Aussagekraft der Quellen abzuschwächen.

Durch Textanalyse und den Vergleich mit anderen Fallstudien lassen sich auf die Frage, wie Menschen auf soziale Diskurse zurückgreifen und ihre Identität angesichts des Kriegs konstruieren, plausible Antworten herausarbeiten. Denn Identität, verstanden als Prozess, wird nicht allein von außen zugeschrieben oder von innen konstruiert, sondern ist zugleich das Produkt kommunikativer Beziehungen, die sich auch in Feldpostbriefen manifestieren.<sup>45</sup>

## II. Eine Fallstudie: Das Ehepaar Max und Elisabeth Goerlich

### 1. Kriegsalltag – Unüberbrückbare Abgründe?

Dieses Kapitel widmet sich dem Kriegsalltag der beiden Ehepartner, den sie getrennt voneinander erlebten. Eine wichtige Frage wird sein, ob und wie es dem Paar gelang, über die getrennten Erfahrungsräume hinweg ihre Beziehung zu stabilisieren. Was teilten sich die Briefschreibenden über ihren Alltag mit? Auf welche Sinnstiftungsmuster griffen sie zurück?

#### 1.1 Erfahrungsräume

##### 1.1.1 *Als Stabsarzt an der Westfront*

Max Goerlich erhielt am 30. März 1914 als königlicher Oberarzt der Landwehr II einen Stellungsbefehl, nach dem er sich im Falle einer Mobilmachung im Zeitraum vom 1. April 1914 bis zum 31. März 1915 am 3. Mobilmachungstag beim Train-Bataillon Nr. 13 in Ludwigsburg zum Dienstantritt melden müsse.<sup>46</sup> Seinen Feldpostbriefen zufolge wurde er ausschließlich an der Westfront eingesetzt. Von Oktober 1914 bis Februar 1915 war Goerlich in einem Feldlazarett im belgischen Bapaume und nach seiner Beförderung zum Stabsarzt vom Mai 1915 bis zu seinem Urlaub im Dezember 1915 in Havrincourt in Nordfrankreich tätig. In diesem Zeitraum überwog in den Schilderungen über seine ärztliche Tätigkeit vor allem die Klage darüber, zu wenig Arbeit zu

---

gene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, S. 349–375, hier S. 356.

<sup>45</sup> Christian Heuer: Feldpost und Erzählung. „Unentdeckte“ Potentiale für das historische Lernen, in: Veit Didczuneit; Jens Ebert; Thomas Jander (Hrsg): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011, S. 61–73, hier S. 66.

<sup>46</sup> Kriegsbeordnung vom 30. 03. 1914, StadtA Rt., N 76 Nr. 2.



Die Lazaretteinheit Goerlichs bei einer Marschpause in Lothringen, September 1914.

haben.<sup>47</sup> Während Max Goerlich kaum näher auf seine Patienten, ihre Verletzungen oder seine ärztlichen Aufgaben einging, beschrieb er seiner Frau dagegen detailliert die organisatorischen Abläufe. Er erläuterte ihr, wie Verwundete von den Schützengräben über Truppenverbandsplätze zu Feldlazaretten transportiert<sup>48</sup> und wie sie dann nach ihrer Behandlung per Bahn weiter in Etappenlazarette verlegt wurden.<sup>49</sup>

Dass Goerlich erst in einem Brief vom 16. Januar 1915 auf persönliche Empfindungen und Einzelheiten seiner Arbeit einging, legt den Gedanken nahe, dass die vorherigen Beschreibungen seiner Arbeit nur oberflächlich waren:

„Gestern ist der erste Mann aus meiner Heimatpraxis in unserem Lazarett gestorben, Carl Braun aus Rommelsbach. Er wurde bei La Boiselle, dem Wetterwinkel unserer Stellung von einer Granate getroffen und starb infolge des großen Blutverlustes. Ich sprach noch mit ihm kurz vor seinem Tode. Er erzählte mir von seinem Kinde, das ich kurz vor dem Krieg wegen einer schweren Erkrankung behandelt hatte. Ich war sehr ergriffen, obwohl

<sup>47</sup> StadtA Rt., N 76, Max Goerlich am 18. 10. 1914. Bei den folgenden Quellenzitaten wird auf die Signaturangabe verzichtet, genannt werden jeweils Schreiber und Datum.

<sup>48</sup> Max Goerlich am 28. 11. 1914.

<sup>49</sup> Max Goerlich am 26. 11. 1914.

ich doch schon so viel Elend in diesem Krieg gesehen habe und ging mit auf den Friedhof hinaus.“<sup>50</sup>

Seine Aussage, er habe „schon so viel Elend in diesem Krieg gesehen“, verdeutlicht, dass seine bisherigen Klagen über mangelnde Arbeit, die er auch in den folgenden Jahren immer wieder äußerte, nur eine Seite der Medaille waren. Dass er seine Arbeit auch als belastend empfand, schrieb er seiner Frau hier zum ersten Mal. Auch von dem Elend, das er in diesem Krieg so oft gesehen habe, erwähnte er in seinen vorherigen Briefen, bis auf seine Beobachtung über die französische Zivilbevölkerung aus den Dörfern in der Gefechtslinie,<sup>51</sup> nichts. Dies hatte zur Folge, dass sich Elisabeth Goerlich kaum eine realistische Vorstellung von seiner Situation machen konnte und deshalb auf romantische Klischees zurückgriff:

„Du bist nun jedenfalls noch bei Deinen lieben Verwundeten u. stillst manchen Schmerz. Manchen traurigen sehnsüchtigen Menschen wirst Du sterben sehen; ich kann mir Dich gut vorstellen u. sehe Dich im Geiste im Lazarett unter Deinen Kranken umhergehen.“<sup>52</sup>

Die Unzufriedenheit Goerlichs mit seiner Aufgabe und Stellung zeigte sich im November 1915. Er bemühte sich um eine Versetzung nach Deutschland und begründete dies mit der geringen Tätigkeit im Feldlazarett in Havrincourt und mit dem Wunsch, neue berufliche Kenntnisse zu erwerben.<sup>53</sup> Tatsächlich wurde er von Januar bis Juli 1916 als Stationsarzt in ein Reserve-Lazarett nach Schwäbisch Gmünd abberufen und zudem vom 26. April bis zum 18. Mai zu einer dreiwöchigen Musterungsreise durch Württemberg abkommandiert.

Dieser Aufenthalt im Reserve-Lazarett war eine erste Zäsur seiner Tätigkeit im Krieg: Max Goerlich stand nach eineinhalb Jahren Dienst im Etappengebiet vor der Herausforderung, sich in einen weitaus weniger militärisch und kriegerisch geprägten Alltag zu integrieren. Dass ihm dies nicht immer leicht fiel, wird an zwei Beispielen deutlich. In Schwäbisch Gmünd und während der Musterungsreise traf Goerlich nicht nur auf die arbeitende Zivilbevölkerung, sondern, wie in Mergentheim, auch auf Kurgäste, denen er kritisch gegenüberstand. Er schrieb seiner Frau, die nach dem Tod ihres Vaters ein Jahr zuvor selbst drei Wochen in Baden-Baden auf Kur war:

„Neben mir saßen feingeputzte Damen und Herren, welche die Bedeutung des „Smoking“ für die Stimmung in einem Theater erörterten. Sie sind hier im Bade, um ihren Speck los zu werden; u. draußen im Felde, ja draußen

<sup>50</sup> Max Goerlich am 16. 01. 1915.

<sup>51</sup> Max Goerlich am 18. 10. 1914.

<sup>52</sup> Elisabeth Goerlich am 16. 10. 1914.

<sup>53</sup> Max Goerlich am 18. 11. 1915.

stehen unsere Soldaten im Schein der feindlichen Leuchtraketen – u. warten auf den Kampf, auf den Tod, auf den Frieden, auf bessere Zeiten.“<sup>54</sup>

Max Goerlich griff auf die Dichotomie „Front“ und „Heimat“ zurück: Er stellte den übergewichtigen Kurgästen die Soldaten an der „Front“ gegenüber, die unter Einsatz ihres Lebens die „Heimat“ verteidigten. Dabei waren Goerlich Kuraufenthalte und Sommerfrischen in der Vergangenheit gewiss nicht fremd, doch schien er sie nun nicht mehr mit seinen Erlebnissen der letzten Kriegsjahre vereinen zu können.

Das zweite Beispiel, das Max Goerlichs Schwierigkeiten, sich in der zivilen Umgebung einzufinden, veranschaulicht, stellte ein Verbotsschild am Tor des Hohenlohischen Schlosses Waldenburg dar, das er auf einer Wanderung entdeckte. Es untersagte den Besuchern den Eintritt in den von der fürstlichen Familie bewohnten Schlossteil: „Wie armselig erscheint das Verbot, wenn man an das Volk denkt, das draußen sein Blut für dieses Land in hartem Kampfe opfert! Ich ging hinein.“<sup>55</sup>

Auch hier rekurrierte er auf das Gegensatzpaar „Front“ und „Heimat“ und stellte dem „armseligen“ Verbot das „kämpfende Volk“ gegenüber. Die Missachtung des Verbotsschildes machte deutlich, dass für ihn als Soldat solche kleinlichen Verbote nicht galten. Sein Handeln legitimierte er mit dem tausendfachen Sterben der Soldaten für das „Vaterland“ und zugleich auch mit einer moralischen Überlegenheit gegenüber der „Heimat“. Auch wenn er selbst gar nicht kämpfte, bezog er die moralische Überhöhung der Soldaten im Schützengraben auch auf sich.

Eine zweite Zäsur brachte das Frühjahr 1917. Goerlich war von Oktober 1916 bis Mitte Juni 1917 im belgischen Menen in Westflandern und damit nahe am Kampfgebiet stationiert. Nur wenige Kilometer von Menen entfernt fanden vom 28. April bis zum 20. Mai 1917 die Offensiven der britischen Armee im Artois<sup>56</sup> und die Schlacht von Mesen (auch Messines genannt) vom 21. Mai bis zum 7. Juni 1917<sup>57</sup> mit gewaltigen Minenexplosionen statt. Diese Offensiven bedrohten durch Artilleriebeschuss auch das Lazarett in Menen. Für seine chirurgische Arbeit in Menen erhielt Max Goerlich am 20. Juni 1917 das Eiserne Kreuz I. Klasse.<sup>58</sup>

Bis zum Sommer 1918 finden sich nun divergierende Äußerungen über seine Arbeit:

---

<sup>54</sup> Max Goerlich am 12. 05. 1915.

<sup>55</sup> Max Goerlich am 02. 05. 1916.

<sup>56</sup> Manfred Wichmann; Burkhard Asmuss: Erster Weltkrieg. Kriegsverlauf 1917, in: <http://www.dhm.de/lemo/objekte/karten/1917/index.html> (Zugriff: 16. 03. 2014).

<sup>57</sup> Christoph Gunkel: Mineneinsatz im Ersten Weltkrieg. „Gentlemen, wir werden die Geografie verändern!“, in: <http://einestages.spiegel.de/external/ShowTopicAlbumBackground/a29918/14/10/F.html> (Zugriff: 16. 03. 2014).

<sup>58</sup> Max Goerlich am 24. 06. 1917.

„Hoffentlich bekomme ich bald wieder mehr zu tun, verzeih diesen selbstsüchtigen Wunsch aber ich halte es ohne Arbeit hier draußen kaum aus, die Arbeit ist das einzige Mittel das mir über das Heimweh nach Euch hinweghilft, u. heute hatte ich fast nichts zutun.“<sup>59</sup>

„Seit Mittwoch arbeite ich mit Ausnahmen einer kurzen Schlafzeit fast ununterbrochen auch heute am Sonntag hatte ich alle Hände voll zu tun. [...] Und nach einem Tag schwerer Arbeit bin ich dann abends so ausgepumpt, daß ich tatsächlich kaum die Zeitung lesen, viel weniger schöne Briefe schreiben kann.“<sup>60</sup>

Während er einerseits im Lazarettbetrieb zunehmend an seine psychischen und physischen Belastungsgrenzen stieß, hielt er andererseits Ruhephasen kaum aus. Seit Ende des Jahres 1917 verstärkten sich Äußerungen, die eine Verschlechterung seines psychischen Zustands vermuten lassen.

„Mein Leben fließt sehr eintönig daher. Zugänge haben nachgelassen, aber ich habe ca. 40 Schwerverwundete, die nicht befördert werden können, ein Häuflein Jammer und Elend, das meinen Nerven jeden Tag eine Angriffsschlacht liefert.“<sup>61</sup>

„Es giebt aber auch Tage, wo es mich fast eine Überwindung kostet, durch die Krankenzimmer zu gehen; es regt sich da manchmal das natürliche Grauen vor dem Unglück, die Sehnsucht nach der Schönheit, nach einer leid- u. schmerzlosen Welt, nach Erholung in der Natur.“<sup>62</sup>

In diesen Momenten der Erschöpfung stellte auch das Briefschreiben eine Herausforderung dar, zumal Goerlich sich nicht in der Lage sah, „schöne Briefe“ zu schreiben.<sup>63</sup> Schilderungen von Leid und Elend hielt er nicht für angemessen, so blieb es häufig bei der Phrase „Jammer und Elend“. Auch Elisabeth Goerlich griff auf diese Phrase zurück: „Du hast wohl sehr viel Arbeit u. siehst viel Jammer u. Elend.“<sup>64</sup> Nachdem Max Goerlich ihr von einer erfolgreichen Herzoperation berichtete, antwortete sie ihm:

„Deine Erlebnisse sind sehr interessant u. befriedigen Dich gewiß recht von Herzen. Du wirst noch lange daran denken u. davon erzählen können. Wie freue ich mich, bis Du wieder bei mir sitzt u. mir von Deiner Arbeit u. Deinen Erfolgen einiges mitteilst.“<sup>65</sup>

<sup>59</sup> Max Goerlich am 20. 04. 1917.

<sup>60</sup> Max Goerlich am 29. 04. 1917.

<sup>61</sup> Max Goerlich am 16. 12. 1917.

<sup>62</sup> Max Goerlich am 04. 01. 1918.

<sup>63</sup> Max Goerlich am 29. 04. 1917.

<sup>64</sup> Elisabeth Goerlich am 06. 06. 1917.

<sup>65</sup> Elisabeth Goerlich am 11. 06. 1917.





Verlegung der Sanitätsabteilung Max Goerlichs, vermutlich in Flandern 1917.

Hier zeigt sich, dass Elisabeth Goerlich die Arbeit ihres Mannes nicht unbedingt als traumatische Belastung wahrnahm. Wie weit entfernt ihre Vorstellung seines Arbeitsalltags von den realen Verhältnissen war, wird deutlich, als sie ihn ermahnte, er solle regelmäßig essen und schlafen und sich nicht überarbeiten.<sup>66</sup> Tatsächlich fand kurz vor ihrem Brief die oben erwähnte Schlacht von Mesen statt. Die britische Armee zündete neunzehn Minen, die sie unter den deutschen Stellungen platziert hatte und die mehreren Tausend deutschen Soldaten das Leben kosteten. Das legt die Vermutung nahe, dass der Arbeitsalltag Max Goerlichs im nur wenigen Kilometer entfernten Feldlazarett in Menen kaum geregelten Abläufen folgte. Zwar könne sie sich vorstellen, wieviel „Trauriges“ er sehe, erinnerte ihn aber auch an seine Pflichterfüllung als Arzt gegenüber seinen Verwundeten.<sup>67</sup>

Unter dem Eindruck dieser Belastungen hatte Max Goerlich Schwierigkeiten, sich mit der militärischen Hierarchie abzufinden. Seit 1917 verschärfte sich seine Kritik an seinen Vorgesetzten und am „Militarismus“, den er als „Krebsschaden“<sup>68</sup> bezeichnete, deutlich.

---

<sup>66</sup> Elisabeth Goerlich am 13. 06. 1917.

<sup>67</sup> Elisabeth Goerlich am 15. 06. 1917.

<sup>68</sup> Max Goerlich am 23. 11. 1917.



Mußestunden  
abseits der Front:  
Max Goerlich  
(links) mit Kamera-  
den beim „Sonnen-  
baden“, vermutlich  
bei Lutterbach im  
Elsass 1917.

„Der Militarismus ist etwas Schreckliches, wenn die Führer unfähig sind. Der Chef ist activer Oberstabsarzt, hat eine gute militärische Figur, ist aber riegeldumm. Wehe dem Schwerkranken, der unter seine Hände kommt! Es ist ein Glück, daß ich hier bin u. daß der beratende Chirurg nach dem Rechten sieht. Dabei ist der Mensch nicht verheiratet u. gehört dieserhalb u. anderetwegen hinaus in den Schützengraben. Aber diese Sorte von Menschen sind Blindgänger, sie krepieren nicht u. wenn man sie noch so hart aufschlagen läßt. Es ist ein Jammer!“<sup>69</sup>

Der ärztliche Dienst wurde in den Lazaretten von aktiven Sanitätsoffizieren und von Sanitätsoffizieren des Friedens- und Beurlaubtenstandes, zu denen auch Max Goerlich gehörte, versehen sowie gelegentlich von vertraglich gebundenen Zivilärzten.<sup>70</sup> Goerlich äußerte sich mehrfach kritisch über die chirurgischen Fähigkeiten der aktiven Sanitätsoffiziere und deren Umgang mit den Patienten. Der Brief an seine Frau schien in diesem Fall ein wichtiges Ventil für Goerlich zu sein, um seine Verärgerung über seinen Vorgesetzten zum Ausdruck zu bringen. Dabei griff er auf ein militärisch geprägtes Vokabular zurück, wenn er seinen Vorgesetzten als „Blindgänger“ bezeichnete.

Goerlichs ärztliche Tätigkeit im Krieg veränderte sich erheblich. Klagte er bis 1916 hauptsächlich über die geringe Arbeit, kritisierte er nun zunehmend Militarismus und seine Vorgesetzten. Für Goerlich verlieh die ärztliche Arbeit seinem Kriegseinsatz einen Sinn. Umso mehr klagte er in ruhigen Phasen über seine „erzwungene Tatenlosigkeit“<sup>71</sup> und sah bei Arbeitsmangel keinen Sinn

<sup>69</sup> Max Goerlich am 02. 01. 1918.

<sup>70</sup> Wolfgang U. Eckart: Lazarette, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 674–675, hier 674 f.

<sup>71</sup> Max Goerlich am 06. 11. 1917.

in der Trennung von seiner Familie<sup>72</sup>. Seine Arbeit bedeutete aber auch Ablenkung von der Sehnsucht nach seiner Familie und seinem Leben vor dem Krieg. Gleichzeitig brachten intensive Arbeitseinsätze eine hohe physische und psychische Belastung.

### *1.1.2 Von der bürgerlichen Ehefrau zur „Strohwitwe“*

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die zentrale und „natürliche“ Bestimmung bürgerlicher Frauen primär in ihrer Rolle der Ehefrau und Mutter gesehen. Ihr Arbeitsbereich befand sich in der Wohnung oder im Haus, wo die Ehefrau eine Gegenwelt zur leistungsorientierten Berufswelt schaffen sollte, die durch gemütliche und gefühlvolle Häuslichkeit bestimmt war. Dem Ehemann bot sich hier ein Ort des Glücks und der Erholung, und dies beinhaltete auch, dass er nicht mit Hausarbeit belastet werden sollte. Während seiner Anwesenheit sollte die Hausfrau ihm ganz zur Verfügung stehen und jegliche Störung von ihm fernhalten.<sup>73</sup> Diese Verschleierung der häuslichen Arbeiten förderte den Mythos vom Müßiggang bürgerlicher Frauen, die die hauswirtschaftlichen Arbeiten an ihre Dienstboten delegierten. Ihre Aufgabe bestünde lediglich in der Überwachung der Dienstboten, denn für bürgerliche Frauen galt Arbeit als nicht standesgemäß. Umso wichtiger war es, über Personal zu verfügen. Die meisten bürgerlichen Haushalte in Deutschland beschäftigten ein „Mädchen für alles“, was zugleich ein wichtiges Distinktionsmittel gegenüber unterbürgerlichen Schichten war.<sup>74</sup> Dies bedeutete aber auch, dass die Hausfrau bei nur einem Dienstmädchen selbst Arbeiten im Haushalt übernehmen musste.

Elisabeth Goerlich konnte auch während des Kriegs mindestens ein Dienstmädchen beschäftigen. Diese machten ihr allerdings besonders große Sorgen und jeder Wechsel – während der Kriegszeit waren mindesten sechs Frauen bei ihr in Stellung – bedeutete eine neue Einarbeitungsphase. Als sie im Juni 1915 ihr Dienstmädchen Marie für eine Woche zum Heueinfahren entließ, klagte sie bereits nach zwei Tagen:

„Ich schreibe Dir heute nicht viel, sei mir nicht böse. Ich bin furchtbar müde im Kopf u. bin ziemlich deprimiert, daß mich die wenige Arbeit, die ich mehr habe als sonst, gleich so anstrengt. Die Nervenkraft macht alles beim Menschen, u. wer die besten Nerven hat, hält körperlich am meisten aus.“<sup>75</sup>

<sup>72</sup> Max Goerlich am 14. 07. 1917, 26. 08. 1917, 23. 10. 1917.

<sup>73</sup> Sibylle Meyer: *Das Theater mit der Hausarbeit. Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit*, Frankfurt am Main 1982, S. 87.

<sup>74</sup> Gunilla-Friederike Budde: *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994, S. 276.

<sup>75</sup> Elisabeth Goerlich am 10. 06. 1915.

76. Reutlingen, 6. II / 17.

Mein lieber Mann!

Seit einigen Tagen ist Postsperrung, ich bin sehr begierig, wohin Ihr gekommen seid. Ich habt wohl recht kalt auf der Reise. Heute hat die Kälte etwas nachgelassen; es ist Vollmond, vielleicht kommt bald ein gänzlich Witterungswechsel, was für die Soldaten u. wegen des Kohlenmangels zu wünschen wäre. Gestern Nacht herrschte eine solche Kälte, daß ein Teil meiner im Speichzimmer liegenden, dick zugedeckten Äpfel erfroren ist; es ist sehr schade, doch ist es scheint andern heutigen auch so gegangen. Auch 3 Geweihtörche im Käthes Zimmer haben ihr Leben gelassen. Gestern wollte es überhaupt nicht warm werden; ich glaubte schon die Wasserleitung im Badezimmer sei am Tage eingefroren. Zum Glück kam heute jedoch an der Badewanne wieder etwas Wasser heraus. Meine Mutter

Ein Brief von der Hand Elisabeth Goerlichs, 6.2.1917.

Elisabeth Goerlich fühlte sich ohne ihr Dienstmädchen sichtlich überfordert. Dabei muss bedacht werden, dass ihr ihre Mutter das Mittagessen schickte und sie gelegentlich ein weiteres Dienstmädchen für ein paar Stunden kommen ließ.<sup>76</sup> Ihre Dienstmädchensorgen spitzten sich im Dezember 1917 zu, als dieses ein uneheliches Kind erwartete und zwanzig der besten Windeln stahl.

„An Weihnachten nun wollte sie [das Dienstmädchen, A. J.] absolut 2 Tage heim, was ich nicht wagte abzuschlagen. Sie ging am Christfest Abend u. am andern Morgen bemerkte ich zu Mamma, daß ich meine Windeln gar nicht finde. Am 3. Feiertag sollte sie zurückkommen; sie kam nicht; am andern Tag kurz eine telef. Entschuldigung, sie sei krank. Natürlich vollständig erlogen. Acht Tage lang bei der ärgsten Kälte schaffte ich alles selbst; Kohlen, Wasser tragen, Stiefelputzen, Böden putzen. Das ganze Fest war mir verhunzt.“<sup>77</sup>

Es wird deutlich, mit welcher Selbstverständlichkeit Elisabeth Goerlich die Arbeit eines Dienstmädchens in Anspruch nahm. Sich alleine um den Haushalt und die Kinder zu kümmern, bedeutete für sie eine klare Überforderung, sodass in solchen Situationen weibliche Familienmitglieder einsprangen. Besonders ungelegen waren ihr diese „Magdschwierigkeiten“, wenn der Ehemann auf Urlaub war. Ein fehlendes Dienstmädchen konnte den ganzen Urlaub gefährden<sup>78</sup>, denn ein nicht funktionierender Haushalt hätte ihre Qualitäten als Hausfrau in Frage gestellt. So bemühte sie sich auch trotz schlechter werdender Versorgungslage, sich als gute Hausfrau zu präsentieren:

„Ich Sorge auch recht, daß ich im Frühjahr, wenn alles zur Neige geht, noch recht Vorräte habe, spare Teigwaren, Erbsen u. dgl. auf u. koche viel grünes Gemüse. Man lernt im Kriege mit wenigem auskommen; manches, was ich mir jetzt an Vereinfachung angewöhnt habe, will ich später beibehalten.“<sup>79</sup>

Stand der bürgerliche Haushalt bereits vor dem Krieg ganz im Sinne der bürgerlichen Tugenden unter dem Credo der Sparsamkeit, so galt dies gezwungenermaßen noch mehr im Krieg. Durch quantitative, aber vor allem auch durch qualitative Engpässe bei Nahrungsmitteln musste nicht nur mehr gespart, sondern auch mehr Zeit für die Zubereitung investiert werden. Da es unklar war, welche Lebensmittel im nächsten Monat noch erhältlich waren, wurde so viel wie möglich konserviert und eingelagert.<sup>80</sup>

---

<sup>76</sup> Elisabeth Goerlich am 07.06. 1915.

<sup>77</sup> Elisabeth Goerlich am 07.01. 1918.

<sup>78</sup> Elisabeth Goerlich am 07.02. 1918.

<sup>79</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 11. 1916.

<sup>80</sup> Elisabeth Goerlich am 20. 08. 1918.

Durch die Umstellung auf kriegswirtschaftliche Produktion wurden Industriezweige, die zur Friedenswirtschaft gerechnet wurden, von Rohstofflieferungen abgeschnitten.<sup>81</sup> Dazu gehörte auch die Textilindustrie, da mit dem Kriegseintritt Italiens keine Rohbaumwolle mehr nach Deutschland importiert werden konnte.<sup>82</sup> Der Textilmangel führte dazu, dass Stoffe mit Papiergarn gestreckt werden mussten, Elisabeth Goerlich bemerkte im Mai 1918:

„Leider kam ich die letzten Tage nicht zum Schreiben; ich hatte vielerlei zu nähen u. zu flicken, was über den Umzug alles liegen geblieben war. Wir brauchen nun unsre Sommergarderobe u. da ist so mancherlei zu richten u. auszudenken, das alte zu vertrennen u. zweckmäßig wieder zu verwenden. Es ist nicht mehr wie früher, wo man bequem einkaufen konnte, wie man wollte.“<sup>83</sup>

Hinzu kamen Probleme bei der Kohlenversorgung, die vor allem durch die fehlende Arbeitskraft der eingezogenen Bergbauarbeiter entstanden. Wie sehr die schlechte Versorgungslage Elisabeth Goerlich belastete, zeigt sich in ihrem Brief vom 27. November 1917:

„Nur bei uns [gemeint ist hier Deutschland, A.J.] ist es so schlimm, besonders auch die Kohlennot ist furchtbar. Ich erfuhr heute Morgen von Beuther, daß nicht viele Kohlen mehr kommen, u. daß man mit der Zwangsenteignung derjenigen beginnen werde, die zu viel haben. Ich habe noch Kohlen für höchstens 3 Wochen. So ist es mit allem; Faden z. B. giebt es nicht mehr. – Wir können den Krieg einfach nicht mehr lange fortsetzen, es ginge über unsere Kraft.“<sup>84</sup>

Max Goerlichs Antwort machte klar, dass die katastrophale Versorgungslage kein Grund für ein Kriegsende sein dürfe:

„Hast Du eigentlich jetzt Dein Holz auf der Bühne? Bevor ihr erfriert, muß eben Deine Mutter ihren Haushalt mit dem unseren zusammenlegen. Dann wird's schon gehen; man muß sich gegenseitig wärmen, wenns keine Kohlen giebt. Der warmen Stuben wegen dürfen wir den Krieg nicht früher beenden, als es gut ist.“<sup>85</sup>

So viel Verständnis Max Goerlich in der Regel für ihre Sorgen an den Tag legte, so wenig tat er es in diesem Fall. Bereits fünf Wochen zuvor zeigte sich, dass ähnlich, wie sich Elisabeth Goerlich keine realistische Vorstellung der Zu-

<sup>81</sup> Ute Frevert: *Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*, Frankfurt am Main 1986, S. 150.

<sup>82</sup> Burkhard Asmuss: *Ersatzstoffe*, in: <http://www.dhm.de/lemo/html/wk1/forschung/ersatz/index.html> (Zugriff: 27. 10. 2012).

<sup>83</sup> Elisabeth Goerlich am 09. 05. 1918.

<sup>84</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 11. 1917.

<sup>85</sup> Max Goerlich am 05. 12. 1917.

stände im Lazarett machen konnte, auch Max Goerlich die angespannte hauswirtschaftliche Situation seiner Frau nicht immer nachvollziehen konnte. Als er in Nordfrankreich mehrere Kilo Farben für die Renovierung des neu erworbenen Hauses kaufte, schrieb ihm Elisabeth Goerlich erschrocken:

„Du hast mich in keinen geringen Schrecken versetzt, mit der Mitteilung von 25 kg. Farbe; ich kann mich den ganzen Tag nicht davon erholen. [...] Es ist mir nämlich nur um das Geld, auf das ich doch schon wieder mit Sehnsucht warte. Ich mußte den ganzen Sommer schon recht einteilen, daß wir reichen. [...] Wir müssen doch etwas aufsparen, um nächstes Jahr den Zins bezahlen zu können. [...] Ich bitte Dich also dringend, nichts unnötiges zu kaufen; Du weißt nicht, wie teuer alles ist. Wenn wir z. B. jeden Tag so essen würden wie im Urlaub, so würde ich mindestens 300 M Haushaltsgeld brauchen. [...] Nimm mir bitte meine Sorgen nicht übel, aber ich muß es Dir sagen, sonst kaufst du zu viel.“<sup>86</sup>

Max Goerlich antwortete:

„Meine liebe Elisabeth! Um Himmelswillen, ich bin ganz erschrocken über deinen Brief, ich komme mir wie ein unverbesserlicher Verschwender vor, der seine Familie aufs Trockene setzt. Ich muß schnell einige von den herrlichen Eß essen, um mich wieder fassen zu können. – Nun also: Die Sache ist nicht halb so schlimm. [...] Mein Maler, ein deutscher Soldat sagte mir, – Zinkweiß kostet bis zu 25 M das Kg, 1 Kg 25 M! ich kaufe das Kg um 4 Franken (1 Fr = 74 d [Pfennige]). [...] Um Dich zu beruhigen will ich Dir eine Abschrift meiner Rechnung schicken.“<sup>87</sup>

Die Andeutung über die hohen Essensausgaben der Familie während Max Goerlichs Urlaub zeigt, dass sie hier besonders versuchte, dem bürgerlichen Hausfrauenideal gerecht zu werden. Sie wollte eine Gegenwelt zur kriegerischen Außenwelt kreieren, die trotz der katastrophalen Ernährungssituation von schmackhaften Mahlzeiten und vom Familienidyll geprägt sein sollte. So schrieb Elisabeth kurz vor Max Goerlichs Urlaub im Frühjahr 1917, dass sie bereits einen Schweinebraten für ihn eingelegt hätte.<sup>88</sup> Dass genau dieses Verhalten auch erwartet wurde, veranschaulicht der Brief des Ehemanns vom 14. Januar 1915, in dem er sich für frühere Vorwürfe an seine Frau entschuldigte:

„Im Gegenteil an mir lag es, dich liebevoll zu beeinflussen, deine Leidenschaft zu besänftigen, nicht mehr zu verlangen als du geben kannst, dich nicht zu quälen, indem ich deine großen Vorzüge und Tugenden als selbst-

---

<sup>86</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 10. 1917.

<sup>87</sup> Max Goerlich am 31. 10. 1917.

<sup>88</sup> Elisabeth Goerlich am 23. 03. 1917.

verständlich ansah und dir kleine Fehler wie z. B. die geringe Übung im Kochen als Mangel an Tüchtigkeit vorwarf. Du hast den Haushalt immer tüchtig geleitet, hast alles in gutem Stand gehalten, hast mir in der Buchführung sehr viel geholfen, warst mir ein treuer Genosse bei meinen beruflichen Bestrebungen [...].“<sup>89</sup>

Während des Kriegs kam auf viele Frauen die Regelung finanzieller Angelegenheiten zu. In der Vorkriegszeit waren Hausfrauen für die Einteilung des vom Ehemann zugeteilten Wirtschaftsgelds zuständig. Dieses Haushaltsgeld war meistens die einzige Geldquelle, über die die Ehefrau verfügen konnte. Doch nun musste sich Elisabeth Goerlich auch um die Bezahlung der Versicherungsbeiträge, Zeitungsabonnements, Steuern, schließlich um die Aufstellung der Arztrechnungen für Goerlichs Patienten kümmern. Besonders die Steuererklärung 1918 bereitete ihr große Sorgen:

„Ich rate also auf alle Fälle einen Notar, der etwas von Geldsachen versteht, zu nehmen; so haben es die meisten Leute bei der Kriegssteuer gemacht. Ich möchte nicht gern zu viel Steuer bezahlen, wenn man das ganze Jahr so spart. Verzeih mir, aber die verunglückte Steuerveranlagung, die mir nun immer klarer wird, raubt mir bei Nacht den Schlaf, deshalb möchte ich das nächste Mal sicher gehen.“<sup>90</sup>

Max Goerlich reagierte gereizt auf die Sorgen seiner Frau. Er brachte gleich zwei Argumente ein, die jegliche Diskussion beendeten: Zum einen zielte er auf Elisabeth Goerlichs Patriotismus ab, zum anderen stellte er ihre Hausfrauensorgen dem Leid der Soldaten gegenüber.

„Meine liebe Elisabeth! Daß Du Dir wegen der Steuererklärung Sorgen machst, finde ich sehr unnötig. Ich bin über die Steuerverhältnisse gut unterrichtet u. sicher ist, daß ich nie zu viel Steuern bezahlt habe, [...]. Und das bisschen Geld, daß wir dadurch dem Staate ablieferten, darf einem so vaterländisch gesinnten Weib, wie Dir keine schlaflose Nacht bereiten! – Unsere Division hat heute morgen angegriffen, es donnern die Geschütze, die Männer stehen draußen im heißen Kampf, Du kannst Dir denken, wie klein mir da die Sache erschien, deretwegen Du Dich grämst.“<sup>91</sup>

In welchem Rahmen ihr Mann die Selbstständigkeit seiner Frau begrüßte, wird im Folgenden deutlich:

„Die Anschaffungen, welche Du gemacht hast, halte ich für nützlich u. bin daher vollkommen damit einverstanden. Fürchtest Du, Deine Selbstständigkeit könnte [...] zu sehr eingedrängt werden? Mach Dir darüber keine

<sup>89</sup> Max Goerlich am 14. 01. 1915.

<sup>90</sup> Elisabeth Goerlich am 22. 03. 1918.

<sup>91</sup> Max Goerlich am 28. 03. 1918.



Sorgen, mein Lieb, ich werde deinen Wünschen soweit es in meinen Kräften liegt entgegenkommen. Ich freue mich, eine selbstständige Frau zu besitzen. Unsere Liebe wird uns bei allem leiten.“<sup>92</sup>

Die wachsende Verantwortung und Selbstständigkeit schien Elisabeth Goerlich jedoch nur bedingt zu entsprechen.<sup>93</sup> Ihre kritische Distanz äußerte sie am Beispiel einer Cousine:

„Cousine Paula ist scheintns von ihrer Arbeit zu Hause wenig befriedigt u. sehnt sich hinaus. Nach dem Krieg wird es wohl viel mehr junge Mädchen geben, die einen Beruf ergreifen müssen u. dieses Problem wird vielleicht für den Staat noch schwieriger sein als die Witwenversorgung.“<sup>94</sup>

Max Goerlich sah die Aufgabe seiner Frau primär im traditionellen Aufgabenbereich der Ehefrau und Mutter verankert. Als seine Frau schrieb, sie würde gerne mit den Soldaten an die „Front“ marschieren, antwortete er: „So so, Du möchtest gern Soldat sein. Da bin ich durchaus nicht einverstanden. Ich bin dafür, daß Du das bleibst, was Du bist u. glaube, daß Du auch in dieser Rolle dem Vaterland dienen kannst.“<sup>95</sup>

Max Goerlich sah also ihre Pflichterfüllung gegenüber dem „Vaterland“ in ihrer Funktion als Mutter und Ehefrau. Damit griff er auf die traditionelle Geschlechterordnung zurück und verstärkte sie noch, indem die öffentliche, männliche Sphäre der Berufswelt um den Kriegsschauplatz erweitert wurde. Die häusliche, weibliche Sphäre wurde auf die schutzbedürftige „Heimat“ übertragen. So wurden auch im Krieg die geschlechtsspezifischen Aufgaben nach einem ähnlichen Ordnungsmuster wie in der Vorkriegszeit verteilt: Der Mann als Soldat an den Außengrenzen der „Heimat“ und die Frau als Mutter in der „Heimat“.<sup>96</sup>

Diese Deutungen der Räume „Front“ und „Heimat“ schränkten aber nicht nur Frauen auf den Bereich der „Heimat“ ein, sondern grenzten Männer im wehrpflichtigen Alter auch aus diesem Bereich aus. Sie sollten ihre Pflicht für das „Vaterland“ als Soldaten auf den Schlachtfeldern des Kriegs erfüllen.<sup>97</sup> Wer dies nicht tat, musste sich Vorwürfe und Beschuldigungen gefallen

---

<sup>92</sup> Max Goerlich am 19.06.1915.

<sup>93</sup> Elisabeth Goerlich am 14.06.1915.

<sup>94</sup> Elisabeth Goerlich am 19.07.1915.

<sup>95</sup> Max Goerlich am 20.11.1915.

<sup>96</sup> Ute Daniel: Zweierlei Heimatfronten: Weibliche Kriegserfahrungen 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 im Kontrast, in: Bruno Thoß; Hans-Erich Volkmann (Hrsg): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn u. a. 2002, S. 391–410, hier S. 396 f.

<sup>97</sup> Vgl. Bernd Ulrich; Benjamin Ziemann (Hrsg): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1994, S. 39.

lassen.<sup>98</sup> So stand für Elisabeth Goerlich fest, von ihren „Buben würde keiner daheim bleiben, das [!] bin ich sicher“,<sup>99</sup> wenn es zu einem erneuten Krieg käme.

Ihre folgende Aussage veranschaulicht, wie sie die polarisierten Geschlechterräume verinnerlicht hatte:

„Ich glaube, wenn alle Menschen mehr Ideale hätten, dann wäre es für den Einzelnen auch leichter. Zum Beispiel ärgere ich mich wenn ein Junggeselle wie Tante Bertas Bruder, der kein Geschäft hat u. hier bei Onkel Franz ist, sich nicht freiwillig dem Staate stellt oder wenn Frauen, die ganze Zeit putzen u. reiben, anstatt in der freien Zeit, die sie haben für Soldaten Strümpfe stricken oder Hosen nähen.“<sup>100</sup>

Um während des Kriegs Frauen zu mobilisieren, wurden die geschlechtsspezifischen Aufgabenbereiche temporär erweitert. Wurde vor dem Krieg die öffentliche Sphäre der Erwerbsarbeit primär Männern zugeordnet, sollten nun Frauen, begrenzt auf die Zeit des Kriegs, die freien Arbeitsplätze in Industrie und Landwirtschaft einnehmen. Diese Erwerbsarbeit in der „Heimat“ war insofern mit der traditionellen Geschlechterordnung kompatibel, als die „Heimat“ nun als erweiterte häusliche, weibliche Sphäre verstanden wurde. Letztlich blieben die Bemühungen der militärischen und zivilen Behörden, gerade auch verheiratete Frauen zu mobilisieren, aus verschiedenen Gründen relativ erfolglos. Verheiratete Frauen, die Kinder und Familienangehörige zu versorgen hatten, waren als Familienarbeitskräfte unersetzbar. Reichte die vom Staat gezahlte Armen- und Familienunterstützung nicht zur Versorgung der Familie, verdienten sie in der Regel zusätzliches Geld durch Heimarbeiten. Diese Heimarbeit war vor allem für Frauen der unteren Mittelschicht ein weniger einschneidender Bruch mit den bisherigen Lebensverhältnissen der Vorkriegszeit.<sup>101</sup> Zudem war die Arbeit in der Kriegsindustrie durch die katastrophalen Arbeitsbedingungen nach der Aufhebung der Arbeitsschutzbestimmungen und die lediglich für die Kriegszeit befristete Einstellung wenig attraktiv. Nur für die Gruppe von Frauen, die bereits vor dem Krieg berufstätig war und aufgrund der höheren Löhne in der Kriegsindustrie mehr Geld verdienen konnte, war die Arbeit in der Kriegsindustrie interessant. Das traf vor allem auf Dienstmädchen und auf Arbeiterinnen aus der schlecht bezahlten Textilindustrie zu. Gerade hier, wo viele Frauen beschäftigt waren, mussten nach der Umstellung auf Kriegswirtschaft große Teile der Beleg-

<sup>98</sup> Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn 2009, S. 449.

<sup>99</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 10. 1914.

<sup>100</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 12. 1914.

<sup>101</sup> Ute Daniel: Krieg der Frauen 1914–1918. Zur Innensicht des Ersten Weltkriegs in Deutschland, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz (wie Anm. 2), S. 131–149, hier S. 135.

schaft entlassen werden.<sup>102</sup> Der Arbeitskräftebedarf der Kriegswirtschaft erschwerte es bürgerlichen Frauen wie Elisabeth Goerlich, geeignete Dienstmädchen zu finden. So wird deutlich, dass es im Vergleich zur außerhäuslichen Lohnarbeit von Frauen in der Vorkriegszeit während des Ersten Weltkriegs nicht zu einem überdurchschnittlichen Anstieg von weiblicher Erwerbsarbeit kam, sondern lediglich zu einer kriegsbedingten Umschichtung.<sup>103</sup>

Die traditionelle Gesellschaftsordnung diente auch während des Krieges als Idealvorstellung für die in Front und Heimat getrennte Gesellschaft. Auch das Ehepaar Goerlich griff auf diese starre Dichotomie zurück. Allerdings geriet diese Gesellschaftsordnung ins Wanken, als deutlich wurde, dass die „Heimat“ völlig unzureichend versorgt wurde. Gerade in den zunehmenden Hungerkrawallen, aber auch an der Selbstverständlichkeit, mit der Verordnungen der Lebensmittelkontrolle umgangen wurden, zeigt sich, dass das traditionelle Frauenbild auch subversives Potenzial hatte. Wie im folgenden Kapitel deutlich wird, verstanden es Frauen als ihr Recht, von Staat und Regierung angemessen versorgt zu werden.

## 1.2 Hamstern und Einmachen: Die Lebensmittelversorgung

Bei Ausbruch des Kriegs gab es sowohl für die Versorgung des Heeres als auch für die der Zivilbevölkerung mit Lebensmitteln und Konsumgütern weder Vorkehrungen noch eine bestimmte Planung, die auf einen mehrjährigen Krieg ausgerichtet waren. Das Deutsche Kaiserreich musste 1914 dreißig Prozent seines Nahrungsmittelbedarfs importieren, was durch die britische Seeblockade zunehmend erschwert wurde.<sup>104</sup> Dem Heeresbedarf wurde grundsätzlich Priorität gegenüber der Versorgung der Zivilbevölkerung eingeräumt und zunächst über verschiedene Stellen organisiert. Dies führte dazu, dass bei Ankäufen im neutralen Ausland einzelne militärische Stellen untereinander und mit der zivilen Lebensmittelbeschaffung konkurrierten, was zu Preissteigerungen führte.<sup>105</sup> Die OHL versuchte, die besetzten Gebiete in Belgien und Polen stärker für die Heeresverpflegung auszunutzen, wie auch Max Goerlich positiv bemerkte.<sup>106</sup> Diese Maßnahme milderte die Abhängigkeit des Heeres vom Inlandsmarkt nur bedingt ab, da die Ernährungslage in den besetzten Gebieten ebenfalls kritisch war.<sup>107</sup>

---

<sup>102</sup> Frevert (wie Anm. 81), S. 150.

<sup>103</sup> Ebd., S. 153.

<sup>104</sup> Gustavo Corni: Ernährung, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 461–464, hier S. 461.

<sup>105</sup> Ute Daniel: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 84), Göttingen 1989, S. 200.

<sup>106</sup> Max Goerlich am 16. 10. 1914.

<sup>107</sup> Daniel, Arbeiterfrauen (wie Anm. 105), S. 201.

Max Goerlichs Nahrungsmittelversorgung hing von seiner jeweiligen Stationierung und dem Kriegsjahr ab. Generell war seine Verpflegung als Offizier reichhaltiger und hochwertiger als die der Mannschaftssoldaten. Im Januar 1915 beurteilt er die Verpflegung der Truppen als gut und schrieb über reichlich erhaltene „Liebesgaben“.<sup>108</sup>

Die Seeblockade der britischen Marine schien Goerlich zunächst keine Sorgen zu bereiten, auch wenn die Hervorhebung der „einfachen Kost“ und des „einfachen Mahls“ erste Einschränkungen verraten. Seiner Frau erklärte er beruhigend, dass ein eingeschränkter Speiseplan sogar die Gesundheit fördere, und sprach ihr Mut zu:

„Mit dem Aushungern Deutschlands werden die Engländer kein Glück haben, jedermann hat in den Friedenszeiten zu viel gegessen; wenn wir jetzt weniger zu uns nehmen, dieses aber natürlich zubereiten, ohne den Nährwert beieinträchtigende Spitzfindigkeiten, so wird das unserer Gesundheit nur förderlich sein. Ich fühle mich bei der einfachen Kost sehr wohl, ein Apfel, ein paar Nüsse, eine Feige nach dem einfachen Mahl ist ein Hochgenuß.“<sup>109</sup>

Während bis in das Jahr 1916 vor allem Nahrungsmittel von Deutschland an die Truppen an der „Front“ geschickt wurden, kehrte sich der Weg der Lebensmittel nun um. So besorgte Max Goerlich für seine Familie Eier und Fleisch, aber auch Wolle und Stoffe und gab seiner Frau verschiedene Ratschläge und Anweisungen. So schlug er ihr vor, auf dem Weinberg in Reutlingen Sonnenblumen anzupflanzen, um die Samen im Winter zur Ölgewinnung<sup>110</sup> zu nutzen, und riet ihr zur Hasenzucht.

Ab Mai 1917 schien sich auch seine Versorgungslage zu verschlechtern. Er schrieb Elisabeth, dass seine Verpflegung etwas heruntergesetzt und die Mehl- und Brotportionen kleiner geworden seien. Doch aus jungen Brennnesselpflanzen würde sich ausgezeichnete Spinat zubereiten lassen.<sup>111</sup> Als er einen befreundeten Kollegen traf, der Truppenarzt war, bemerkt Goerlich: „Dulk war heute wieder bei uns, er war glücklich als ich ihm 2 Eier schenkte, die Truppenkost scheint zur Zeit tatsächlich etwas knapp zu sein.“<sup>112</sup>

Dass er seine eigene Verpflegungssituation zwischenzeitlich als gravierend empfand, lässt sich anhand folgender Briefaussage vermuten:

„Ich lese zur Zeit auch den Hungerpastor von Rabe. Ich habe ihn früher schon gelesen, lese ihn aber mit Freuden zum zweiten Mal. Es steckt ein

<sup>108</sup> Max Goerlich am 27.01. 1917.

<sup>109</sup> Max Goerlich am 08.03. 1915.

<sup>110</sup> Max Goerlich am 04.05. 1916.

<sup>111</sup> Max Goerlich am 01.05. 1917.

<sup>112</sup> Max Goerlich am 17.05. 1917.

prachtvoller Humor in ihm. Dem Hungerpastor kann ich aus eigener Erfahrung sehr lebhaft nachfühlen.“<sup>113</sup>

Elisabeth Goerlich antwortete ihrem Mann darauf:

„Du ließt also auch den ‚Hungerpastor‘? Er hat mir auch furchtbar gefallen, auch die Gestalt des Onkels Grünebaum ist vorzüglich gezeichnet u. erinnert mich an den alten Bräsig. Den Hunger kenne ich auch aus Erfahrung.“<sup>114</sup>

Es fällt auf, dass beide den Weg über die Literatur suchten, um negative Aussagen über ihre Verpflegungssituation zu machen. Kein einziges Mal erwähnten weder Elisabeth noch Max Goerlich, dass einer von beiden bisher Hunger gelitten hätte. Die Nahrungsversorgung wurde zwar gelegentlich als knapp, aber dennoch ausreichend bezeichnet.

Scheinbar stabilisierte sich Max Goerlichs Versorgungslage zur Jahreswende 1918, denn er schrieb seiner Frau von einem einfachen Mahl zu Heiligabend, an dem er sich für mehrere Tage satt essen konnte, und dass es am Tag darauf Stallhasen zum Mittag gab.<sup>115</sup> Inwiefern seine Aussagen der Realität entsprachen oder vielmehr zur Beruhigung seiner Frau dienten, lässt sich nicht sagen.

Finanziell gesehen war Goerlich gut situiert: In einem Brief gab er sein Stabsarztgehalt mit einem Jahresgehalt von 7860 Mark<sup>116</sup> an, somit erhielt er pro Monat 655 Mark – ein eklatanter Gegensatz zu einem einfachen Mannschaftssoldaten, der 15,90 Mark pro Monat<sup>117</sup> erhielt. Diese Divergenz, sowohl zwischen den Gehältern als auch zwischen der Verpflegungssituation, verdeutlicht die Missstände, die in Form von strukturellen Ungerechtigkeiten permanent im Heer vorhanden waren.

Durch Max Goerlichs hohes Gehalt, die finanziellen Rücklagen der wohlhabenden Familie seiner Frau und der Nachbarschaft Reutlingens zum bäuerlichen Umland konnte die Familie Goerlich die ersten Verknappungen und die Preissteigerungen abfedern. So schrieb Elisabeth ihrem Mann im Februar 1915:

„Sonst haben wir es furchtbar gut; vom Krieg haben wir rein gar nichts gespürt; nur die Lebensmittel sind viel teurer, aber unsereins ist doch immer in der Lage, zu kaufen u. für die Armen wird in Reutlingen sehr viel, fast zu viel gesorgt.“<sup>118</sup>

<sup>113</sup> Max Goerlich am 08. 11. 1917.

<sup>114</sup> Elisabeth Goerlich am 15. 11. 1917.

<sup>115</sup> Max Goerlich am 25. 12. 1917.

<sup>116</sup> Max Goerlich am 28. 03. 1918.

<sup>117</sup> Manfred Hettling: Heeresmissstände, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 547–549, hier S. 547.

<sup>118</sup> Elisabeth Goerlich am 28. 02. 1915.

Bis Mitte des Jahres 1916 schickte Elisabeth Goerlich regelmäßig Pakete mit Lebensmitteln wie Käse, Früchte, Nüsse oder Würste an ihren Mann. Doch als der Konsumgütermarkt 1916 fast völlig zusammenbrach und die öffentliche Bewirtschaftung kaum ausreichend Lebensmittel zur Verfügung stellen konnte, nahmen in Elisabeth Goerlichs Briefen allmählich die Passagen über die Nahrungsversorgung einen größeren Raum ein. Nun stieg auch Familie Goerlich auf Subsistenzwirtschaft und illegale „Hamsterfahrten“ um. Elisabeth Goerlich schrieb ihrem Mann im Oktober 1916 beunruhigt:

„Heute komme ich mit einer großen Bitte zu Dir; ich möchte Dich bitten, mir alle diejenigen Bauern in Rommelsbach u. Sondelfingen zu schreiben, welche früher Deine Kunden waren u. die ordentliche rechte Leute sind. Es handelt sich nämlich darum, daß ich etwas Kartoffel von ihnen holen könnte, ein größeres u. kleineres Quantum ganz egal. Von dem haarsträubenden Kartoffelfiasko der Stadt will ich Dir die Ohren nicht voll reden. Es wurde mir von Frau Boß nur geraten, wenn ich im Winter Kartoffeln haben wolle, zu den Bauern aufs Land zu gehen.“<sup>119</sup>

Knapp zwei Wochen später schilderte sie Max, wie sich Menschen, denen genügend finanzielle Mittel zur Verfügung standen, „100 Umwege“ schaffen konnten, um doch noch selten gewordene Lebensmittel zu besorgen:

„Folgender Maßen erging es mir schon verschiedentlich in den Läden: ich frage nach Käse u. bekomme laut zur Antwort, daß gar nichts da sei. Als dann werde ich gestupft u. mir bedeutet zu warten u. ganz heimlich, schön eingewickelt, wird mir ein Pfund Käse hingeschoben. Trotz aller Verordnungen gibt's 100 Umwege, um das Ziel zu erreichen. Ich mache meine Besorgungen meistens ganz selbst, da sie viel eher mit Erfolg belohnt sind. Mit Kartoffeln bin ich nun, dank meiner guten Bauern, bis Anfang Juni versorgt, während andere, die auch bei der Stadt bestellt haben, wie ich zuerst, in Bängen u. Sorgen schweben, bis sie wieder eine Kartoffel im Haus haben.“<sup>120</sup>

Mit welchem Selbstverständnis Elisabeth Goerlich diese „Umwege“, sprich illegale Lebensmittelbeschaffung durch Tauschgeschäfte<sup>121</sup>, Hamsterfahrten<sup>122</sup> und Einkäufe auf dem Schwarzmarkt<sup>123</sup>, beging, zeigt, wie üblich Übertretungen von Verordnungen geworden waren. Da dem Staat eine aus-

<sup>119</sup> Elisabeth Goerlich am 23. 10. 1916.

<sup>120</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 11. 1916.

<sup>121</sup> Elisabeth Goerlich am 02. 11. 1917, 19. 01. 1917.

<sup>122</sup> Elisabeth Goerlich am 31. 01. 1918.

<sup>123</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 11. 1916.

reichende Versorgung der Bevölkerung nicht mehr zugetraut wurde, wurde er auch nicht mehr als normkontrollierende Instanz akzeptiert.<sup>124</sup>

Die Versorgungslage der Familie Goerlich ist schwierig zu beurteilen: Einerseits beteuerte Elisabeth Goerlich ihrem Mann gegenüber, dass die Familie reichlich zu essen habe und sie lediglich für die nächste Erntezeit vorsorgen wolle, falls es zu weiteren Verknappungen kommen sollte.<sup>125</sup> Sie schrieb Max Goerlich, dass sie die Lieblingsspeisen koche und die Familie sich satt esse, besonders wenn Elisabeth kein Dienstmädchen mitverpflegen musste.<sup>126</sup> Andererseits wird in Elisabeth Goerlichs Briefen deutlich, dass sich die Lebensmittel stark verteuerten und immer schwerer aufzutreiben waren. So bedankte sie sich bei Max für ein Säckchen mit Mehl, das das „Kostbarste“ sei.<sup>127</sup> Elisabeth Goerlich schrieb, dass der vierjährige Otfried scheinbar Unterhaltungen über die Lebensmittelknappheit mitbekommen habe und nun auf seine abendliche Milch verzichten wolle, damit die Vorräte der Familie besser reichten.<sup>128</sup> Dass Elisabeth Goerlich Hasen züchtete und Hühner hielt, sogar über die Anschaffung einer Ziege nachdachte, zeigt, dass jeder, der es sich leisten konnte, versuchte, soweit wie möglich auf Selbstversorgung umzustellen, um unabhängiger von der staatlichen Bewirtschaftung und dem Markt zu werden. Auch Gemüse wurde selbst angebaut,<sup>129</sup> das allerdings immer häufiger gestohlen wurde, bevor es noch geerntet werden konnte.<sup>130</sup> Damit kehrte die Eigenproduktion von Nahrungsmitteln auch in städtische Haushalte zurück, aus denen sie im Laufe des 19. Jahrhunderts verschwunden war.<sup>131</sup>

Auch die Einführung von Ersatzmitteln, die die Lebensmittel strecken oder ersetzen sollten, erleichterte die Situation nicht. Das Königreich Württemberg setzte am 16. Februar 1917 erste Prüfstellen für sogenannte Ersatzmittel ein: Jedes neue Produkt musste von Sachverständigen begutachtet werden. Die Ersatzlebensmittelhersteller vermarkteten um die 11 000 Produkte, die Wurst, Kaffee, Gewürze, Suppen und Wein ersetzen sollten. So bestand Pfefferersatz zum Großteil aus Asche, Puddingpulver wurde mit Leim versetzt und Fleischwürfel beinhaltenen hauptsächlich Salzwasser und unverdauliche, tierische Abfallprodukte.<sup>132</sup> Elisabeth Goerlich bedankte sich bei ihrem Mann für die Versorgung mit Lebensmitteln und betonte den guten Geschmack:

---

<sup>124</sup> Daniel, Arbeiterfrauen (wie Anm. 105), S. 231.

<sup>125</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 11. 1916.

<sup>126</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 01. 1917; 25. 01. 1917.

<sup>127</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 01. 1917.

<sup>128</sup> Elisabeth Goerlich am 11. 09. 1916.

<sup>129</sup> Elisabeth Goerlich am 22. 05. 1917.

<sup>130</sup> Elisabeth Goerlich am 20. 08. 1918.

<sup>131</sup> Daniel, Arbeiterfrauen (wie Anm. 105), S. 126.

<sup>132</sup> Hans Wicki: Das Königreich Württemberg im Ersten Weltkrieg: Seine wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Lage, Bern 1984, S. 120.

„Heute Morgen sind die Würste angekommen, vielen Dank. So gute Würste, die ganz unverfälscht sind, habe ich seit Jahr u. Tag nicht mehr gegessen. Da merkt man erst wieder, wie eigentlich eine Wurst schmecken soll.“<sup>133</sup>

Mehrfach entschuldigte sich Elisabeth Goerlich in ihren Briefen, dass sie ihrem Mann Sorgen wegen der Ernährung bereite<sup>134</sup> und dem Essen so viel Platz in den Briefen einräume.<sup>135</sup> Dieses Gefühl, sich für die schlechte Versorgungslage rechtfertigen zu müssen, kann dabei auf mehreren Gründen beruht haben. Eine ausgewogene und gesunde Ernährung der Familie oblag dem Aufgabenbereich der Mutter, sodass eine unzureichende Ernährung der Familie schnell in einen Vorwurf mangelnder häuslicher Fähigkeit mündete. Wie im vorherigen Kapitel erwähnt, hatte sich auch Elisabeth Goerlich vor dem Krieg Kritik von ihrem Ehemann an ihren Kochkünsten gefallen lassen müssen. Auch die Hauswirtschafts- und Ernährungsprobleme einkommensschwacher Familien wurden in der Vorkriegszeit debattiert. Nun rückte während des Kriegs erneut die vermeintlich mangelnde hauswirtschaftliche Vorbildung von Frauen aus der Arbeiterschicht in den Fokus.<sup>136</sup> Während Elisabeth Goerlich 1915 bemerkte, dass für „Arme“ fast zu viel getan werde, so wurde ihre Kritik im Dezember 1917 gegenüber der Arbeiterklasse deutlicher:

„Ich will nur sehen, wie es mit den Löhnen der Arbeiter wird nach dem Kriege; sie sind jetzt so hoch beinah wie Dein Gehalt; das Geld wird aber alles ‚verfressen‘ u. sonst hinausgeworfen, nichts erspart; es ist schauderhaft u. man weiß nicht, wo das noch hinaus will.“<sup>137</sup>

Durch das wachsende Elend der schlechten Versorgungslage verschärften sich auch die Klassengegensätze. Der gesellschaftliche Konsens über die Verteilung der Kriegsbelastungen und der Fortführung des Kriegs zerbrach spätestens 1917.<sup>138</sup> Elisabeth Goerlichs Klage und andere Ressentiments gegenüber der Arbeiterklasse wurden vielfach in bürgerlichen Kreisen geäußert und zielten auf die eigenen als zu hoch empfundenen Kriegsbelastungen ab. Dies indiziert zum einen die angespannte materielle Situation der Mittelschicht, zum anderen die Unkenntnis der miserablen Zustände der diffamierend bezeichneten „Minderbemittelten“.<sup>139</sup> Tatsächlich verdoppelten sich die Löhne für Männer in der Kriegsindustrie, doch hatten sich die Lebensunterhaltungs-

<sup>133</sup> Elisabeth Goerlich am 01. 02. 1917.

<sup>134</sup> Elisabeth Goerlich am 09. 11. 1916.

<sup>135</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 01. 1917; 19. 01. 1917.

<sup>136</sup> Daniel, Arbeiterfrauen (wie Anm. 105), S. 219.

<sup>137</sup> Elisabeth Goerlich am 24. 12. 1917.

<sup>138</sup> Chickering: Freiburg (wie Anm. 98), S. 437.

<sup>139</sup> Ebd., S. 439.



kosten während des Kriegs verdreifacht. So sanken die Realverdienste der männlichen Industriearbeiter letztendlich um ein Drittel.<sup>140</sup>

Ein möglicher weiterer Grund für Elisabeth Goerlichs Entschuldigungen war, dass Frauen vor allem in der Presse dazu angehalten wurden, nur fröhliche, aufmunternde Briefe an die „Front“ zu schicken. Durch sogenannte „Jammerbriefe“ würden sie das Durchhaltevermögen und den Kampfgeist der Männer demoralisieren. Zu allem Überfluss würden sie der feindlichen Propaganda in die Hände spielen, wenn „Jammerbriefe“ bei toten oder gefangenen deutschen Soldaten gefunden würden.<sup>141</sup> So kritisierte auch Elisabeth Goerlich Frauen, die ihren Männern von der schlechten Ernährungssituation „vorjammerten“. <sup>142</sup> Sie wollte es so gut wie möglich vermeiden, ihren Mann zu beunruhigen. So schrieb sie ihm zunächst auch nicht von der schweren Grippekrankung der Familie im Oktober 1918, an deren Folge Elisabeth Goerlich am 2. November starb.

Ein dritter Grund kann aus der moralischen Überhöhung der eingezogenen Männer und deren Kriegseinsatz gegenüber der restlichen Gesellschaft resultieren. Elisabeth Goerlich betrachtete die Einschränkungen der Lebensmittel und anderer Konsumgüter als Kriegsbeitrag der „Heimatfront“. <sup>143</sup> Im folgenden Zitat wird deutlich, dass sie die Opfer der Soldaten mit denen der „Heimat“ verglich und hierarchisierte:

„Das Bevorstehen der großen Offensive lastet schwer auf allen Gemütern, wie verschwindend klein sind da alle Essensorgen im Verhältnis zu den Leiden der Soldaten im Felde u. wie minderwertig sind alle sonstigen Einschränkungen im Vergleich zu den Qualen, welche unsere Gefangenen erdulden müssen.“<sup>144</sup>

Im Vergleich zu den „Leiden der Soldaten im Feld“ wurden die Nöte der Gesellschaft heruntergespielt. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Familie Goerlich zur bessergestellten Bevölkerungsschicht gehörte und nach neueren Schätzungen während des Ersten Weltkriegs 800 000 Menschen in Deutschland an den Folgen der Unterernährung starben.<sup>145</sup>

Die katastrophale Versorgungslage und die Erbitterung über das Versagen der Behörden, das Heer, aber vor allem die Zivilbevölkerung ausreichend mit Lebensmitteln zu versorgen, trugen wesentlich zur Destabilisierung von „Front“ und „Heimatfront“ bei. Zudem bestärkte dies die wachsende Friedenssehnsucht.

---

<sup>140</sup> Frevert (wie Anm. 81), S. 150.

<sup>141</sup> Hämmerle, „... wirf ihnen alles hin“ (wie Anm. 7), S. 435.

<sup>142</sup> Elisabeth Goerlich am 27.04.1915.

<sup>143</sup> Elisabeth Goerlich am 15.01.1915.

<sup>144</sup> Elisabeth Goerlich am 01.02.1917.

<sup>145</sup> Gustavo Corni: Hunger, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 565–567, hier S. 566.

### 1.3 Zwischen Kriegswillen und Friedenssehnsucht

Der Briefwechsel des Ehepaars Goerlich war während der vier Kriegsjahre von Phasen festen Kriegswillens einerseits und von Friedenssehnsucht andererseits geprägt. Verschiedene Faktoren spielten eine Rolle. Tatsächliche oder vermeintliche militärische Erfolge, die in der Presse gefeiert wurden, lösten Freude aus und bestärkten die Kriegsbereitschaft, etwa nach der Seeschlacht von Skagerrak vom 31. Mai bis zum 1. Juni 1916.<sup>146</sup> Die schlechte Versorgungslage und die zunehmenden Belastungen ließen dagegen die Friedenssehnsucht wachsen.<sup>147</sup> Todesnachrichten lösten entweder den Wunsch nach Frieden oder eine „Jetzt-erst-recht-Mentalität“, den Kampf weiterzuführen,<sup>148</sup> aus.

Beide waren davon überzeugt, das Deutsche Kaiserreich müsse einen Verteidigungskrieg führen und nur durch den Sieg Deutschlands könne ein lang andauernder Frieden herbeigeführt werden. Als Aggressor unter den Alliierten wurde vor allem England ausgemacht:

„Wir werden sicher über unsere Feinde Herr werden, auch über den schlimmsten Bösewicht, den Engländer. Dieser wird schon noch unsere „Brummer“ etwas von der Nähe zu hören bekommen. Wir alle gönnen’s ihnen von Herzen.“<sup>149</sup>

In der deutschen Presse wurde England bezichtigt, aus Neid gegen seinen größten Konkurrenten einen Krieg entfesselt zu haben, um Deutschlands Handel und Industrie zu zerstören.<sup>150</sup> Ganz in diesem Sinne sah auch Max Goerlich England als Kriegsverursacher: „Der Teufel soll die Engländer holen, die uns zum Krieg mit dem Vlaemenvolk gezwungen, dessen Seele so weich ist, wie sein Heimatland, voller Güte u. Schönheit.“<sup>151</sup>

Die Kriegsbereitschaft wurde durch emotional gefärbte Attribute der Kriegsgegner angestachelt. Den „machtgierigen, unzivilisierten Feinden“ wurden die „tapferen, braven und treuen Feldgrauen“ gegenübergestellt. Diese umgaben das Land als „lebende Schutzmauer“<sup>152</sup> und hielten das „Vaterland“ frei vom Feinde.<sup>153</sup> Besonders Elisabeth Goerlich sah in Hindenburg den Heilsbringer für Deutschland. Lobte sie in ihren Briefen bereits seine militärischen Erfolge als Generalfeldmarschall, so war sie umso zuversichtlicher, als Hindenburg die dritte OHL übernahm:

<sup>146</sup> Max Goerlich am 03. 06. 1916; Elisabeth Goerlich am 06. 06. 1916.

<sup>147</sup> Elisabeth Goerlich am 24. 12. 1916.

<sup>148</sup> Max Goerlich am 02. 10. 1915.

<sup>149</sup> Elisabeth Goerlich am 16. 10. 1914.

<sup>150</sup> Lipp (wie Anm. 9), S. 229.

<sup>151</sup> Max Goerlich am 15. 11. 1917.

<sup>152</sup> Elisabeth Goerlich am 11. 01. 1915.

<sup>153</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 12. 1914.

„Nun hat endlich der Mann [Paul von Hindenburg, A. J.], der das Vertrauen von ganz Deutschland besitzt, die Leitung des Ganzen; wenn nur Gott unseren Hindenburg gesund erhält u. ihn bis zum Ende des Friedenschlusses beschützt.“<sup>154</sup>

Max Goerlich setzte seine Siegeshoffnungen weniger auf Hindenburg als vielmehr auf den Glauben, dass es nicht anders kommen könne, weil es nicht anders kommen dürfe. Dies brachte er auf die Formel „Es muß uns doch gelingen!“<sup>155</sup> Für ihn gab es keine Alternative zum Sieg Deutschlands. Die militärischen Anstrengungen mussten in seinen Augen erfolgreich enden, vor allem sollten die bisherigen Opfer nicht „umsonst“ erbracht worden sein. Das zeigt, wie sehr Max Goerlich die militärische Propaganda eines Kampfes ums Dasein verinnerlicht hatte, bei dem es um nichts Geringeres als die Existenz des Deutschen Reiches ginge.<sup>156</sup> Dadurch wurde auch die Fortsetzung des Kriegs gerechtfertigt, selbst in seiner Endphase, als jegliche Weiterführung des Kampfes zweifelhaft war.<sup>157</sup> Die letzte deutsche Frühjahrsoffensive 1918 sollte die Entscheidung bringen. Auch Max Goerlich setzte seine Hoffnungen in diesen „Endkampf“ und schrieb:

„Daß die Franzosen u. Engländer vor der großen Offensive klein begeben, glaube ich nicht, es wird noch einmal zum großen Kampfe kommen. Und er wird zu unsern Gunsten ausfallen. Das Schicksal geht seinen Weg u. wird sich erfüllen. Ich habe keine Zweifel, daß es sich für uns entscheidet.“<sup>158</sup>

Eine besondere Rolle spielte der „innere Feind“, als die Realität Ende 1917 eine andere als erwartet war. „Und doch glaube ich, daß der echte deutsche wache Geist sich durchringt. Er muß siegen! Aber es gilt manchen Feind im Innern zu bekämpfen!“<sup>159</sup> Dieser nebulöse Feind im Inneren wurde als zusätzliche Belastung der kämpfenden Truppen gesehen und diente nach der Niederlage als Sündenbock. Die hier schon anklingende Dolchstoßlegende trug zur Deutung des Kriegs bei. Nach dem Krieg besagte sie, das Heer sei nicht militärisch geschlagen, sondern, je nach Interpretation, durch Verrat der „Heimatfront“, der „Kriegsgewinnler“, der Sozialisten oder Juden von hinten erdolcht worden.<sup>160</sup> Das traditionelle Bild des dominanten Mannes, der seine

---

<sup>154</sup> Elisabeth Goerlich am 07.09.1916.

<sup>155</sup> Max Goerlich am 03.06.1916.

<sup>156</sup> Niklaus Meier: Warum Krieg? Die Sinndeutung des Krieges in der deutschen Militärelite 1871–1945 (Krieg in der Geschichte, Bd. 73), Paderborn 2012, S. 272 f.

<sup>157</sup> Ebd., S. 281.

<sup>158</sup> Max Goerlich am 28.02.1918.

<sup>159</sup> Max Goerlich am 23.11.1917.

<sup>160</sup> Krumeich, Dolchstoßlegende (wie Anm. 6), S. 444.

Familie in der „Heimat“ beschützte und dafür bewundert und verehrt wurde, passte nach der Niederlage nicht mehr.<sup>161</sup>

In den Briefen der Goerlichs war die Rede von der „großen Zeit“, die als Reifeprüfung des deutschen Volks verstanden wurde. Elisabeth Goerlich schrieb, sie freue sich, dass sie die „große Zeit“ von zu Hause miterleben könne und dass sie es kaum erwarten könne, bis Max Goerlich wieder bei ihr sei, um ihr von der „großen Zeit“ zu erzählen. So könnten sie sie noch einmal zusammen durchleben.<sup>162</sup> Auch Max wünschte sich im Dezember 1914, die „große Zeit“ mit Elisabeth zusammen erleben zu können.<sup>163</sup> Doch diese „große Zeit“ transformierte sich zunehmend: Sie tauchte nun als „lange Zeit“<sup>164</sup> in den Briefen auf, bis Max Goerlich schließlich schrieb: „Ich habe nun genug von der ‚großen Zeit‘, in der wir leben, denn meine Tätigkeit ist zu gering und die Umgebung langweilig, hoffentlich werde ich bald aus dem Stumpfsinn herausgeholt.“<sup>165</sup> Bei Elisabeth Goerlich wurde 1918 aus der „großen Zeit“ gar eine „böse Zeit“<sup>166</sup>.

Hier zeigt sich, dass die vielen Entbehrungen und die enormen Belastungen des Kriegs die Friedenssehnsüchte wachsen ließen. Selbst für patriotisch gesinnte Bürgerliche wurde es immer schwieriger, auf die öffentlich propagierten Sinndeutungen des Kriegs zurückzugreifen. Dennoch war die fatalistische Auffassung von der Notwendigkeit des Kriegs als festes Deutungsmuster verankert, sodass beide Ehepartner einen Frieden um jeden Preis oder gar eine Kapitulation ablehnten und daher weiter auf militärische Offensiven setzten, die eine „Wendung“<sup>167</sup> bringen sollten.

Das Beschwören gemeinsamer Feinde, der Glaube an einen Sieg Deutschlands und die Hoffnung auf eine bessere, friedliche Zukunft stellten eine wichtige Verbindung zwischen den Ehepartnern dar. Auf dieser Ebene konnten sie dem Krieg gemeinsam einen Sinn verleihen und sich gegenseitig in ihrem Handeln bestätigen. Auch wenn sie die Belastungen des Kriegsalltags des jeweils anderen nur schwer verstehen und nachempfinden konnten, vermochten sie auf diese Weise, sich auf einer übergeordneten Ebene über den Krieg auszutauschen. Wie wichtig diese gemeinsame Kommunikationsebene war, verdeutlicht sich an der in Kapitel „Politisches Auseinanderleben“ erläuterten Krise zwischen Elisabeth und Max Goerlich, als Elisabeth vom Verteidigungstosspunkt abwich und auf die Argumentationslinie einer offensiven Eroberungspolitik umschwenkte.

<sup>161</sup> Aribert Reimann: *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchung zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000, S. 142.

<sup>162</sup> Elisabeth Goerlich am 08. 12. 1914; 13. 11. 1915; 05. 05. 1915.

<sup>163</sup> Max Goerlich am 02. 12. 1914.

<sup>164</sup> Max Goerlich am 21. 06. 1916.

<sup>165</sup> Max Goerlich am 06. 11. 1917.

<sup>166</sup> Elisabeth Goerlich am 09. 02. 1918.

<sup>167</sup> Elisabeth Goerlich am 10. 03. 1918.

#### 1.4 „Eine Welt voller Feinde“

Im Ersten Weltkrieg wurde die Kriegsgesellschaft in zwei getrennte Erfahrungsräume aufgeteilt: auf der einen Seite Männer im wehrfähigen Alter an der „Front“, auf der anderen Seite Frauen, Kinder, alte Menschen und Kriegsverwehrt in der „Heimat“. Dementsprechend war auch die Rollen- und Aufgabenverteilung, dessen Einhaltung von der jeweils anderen Seite erwartet wurde. Die traditionelle, bürgerliche Einteilung der Gesellschaft in geschlechterspezifische Sphären wurde auf die Kriegsgesellschaft und die unterschiedlichen Erfahrungsräume übertragen.

Sowohl Max als auch Elisabeth Goerlich hielten sich im Allgemeinen an die Kommunikationskonventionen: Er schilderte Reisen, Treffen mit Bekannten und die landschaftliche Umgebung ausführlich, bei den Ausführungen über seine Tätigkeit blieb er vage. Das Leid in den Lazaretten verkürzte er auf die Phrase „Jammer und Elend“. Elisabeth Goerlich versuchte wiederum, die schlechte Versorgungslage zu verschleiern. Vor allem während seiner Urlaube bemühte sie sich, besonders wertvolle Nahrungsmittel zu besorgen. Ganz nach dem bürgerlichen Hausfrauenideal wollte sie ihm ein ordentliches, gemütliches Heim bieten, in dem er Erholung finden konnte. Zwischendurch brachen sie diese Konvention auf und teilten sich ihre Sorgen oder Ärgernisse mit. In den meisten Fällen konnten sie mit dem Verständnis des Partners rechnen, doch erinnerten sie sich auch gegenseitig an ihre jeweilige Pflichterfüllung.

Eine wichtige Brücke über diese getrennten Erfahrungsräume hinweg stellte der Glaube an einen Sieg und die gegenseitige Bestätigung der Kriegsbereitschaft dar. Sie versicherten sich gegenseitig über das eigene Handeln und den Sinn der erbrachten Opfer. Dabei griffen sie auf Deutungsmuster der Kriegspropaganda zurück und hinterfragten diese im Grunde nicht. Auch die vermeintliche Kriegsursache und -schuld wurden während des Kriegs nicht in Frage gestellt.

Um auf die Frage nach einer möglichen Entfremdung des Ehepaars zurückzukommen, lässt sich feststellen, dass die Erfahrungsräume samt ihren Herausforderungen und Belastungen zwar stark divergierten, das Ehepaar aber dennoch immer aufeinander bezogen blieb. Sie deuteten ihren Alltag mithilfe der gesellschaftlich und medial angebotenen Muster und griffen auf die dichotome Struktur von „Front“ und „Heimat“ zurück. Beide überhöhten die „Front“ moralisch und stellten sie der zu Dank verpflichteten und in der Bringschuld stehenden „Heimat“ gegenüber.

Von einem „Geschlechterkampf“ oder einer zunehmend eingeforderten Emanzipation seitens Elisabeth Goerlichs gegenüber ihrem Mann kann keine Rede sein, denn auch während des Kriegs lebten sie in der auf die Kriegsgesellschaft übertragenen traditionellen Geschlechterordnung weiter und stellten diese nicht in Frage. Die Zeit der Trennung wurde als notwendiges Proviso-

rium verstanden, nach dem Krieg sollte wieder an das gemeinsame Leben der Vorkriegszeit angeknüpft werden. Die gemeinsamen Erwartungen und Wünsche, die eng mit Familien- und Geschlechterkonzepten verbunden waren, halfen eine Brücke über die unterschiedlichen Erfahrungsräume zu spannen und das Beziehungsgeflecht zu stärken.<sup>168</sup> So konnten der gemeinsame Rückgriff auf eine geschlechtsspezifische Gesellschaftsordnung, die Erinnerungen an die Vorkriegszeit und das Ausmalen einer noch schöneren Zukunft, gegenseitige Liebesbekenntnisse, die Bedrohung durch äußere Feinde sowie die Einbeziehung beider Partner in das gemeinsame private Umfeld die Beziehung stabilisieren. Das Paar übernahm also seine Wertvorstellungen und Normen aus der Vorkriegszeit, mit deren Hilfe es eine gemeinsame Brücke über die getrennten Erfahrungsräume spannte.

## 2. Politik – Entwicklung der politischen Ansichten miteinander oder ohne einander?

In diesem Kapitel steht der Austausch des Ehepaars Goerlich über politische Fragen im Mittelpunkt. Aus den Briefen des untersuchten Zeitraums geht nicht hervor, ob beide Mitglieder einer politischen Partei waren. Beide bezeichnen sich zwar als Anhänger der Monarchie, doch divergierten ihre Ansichten über die politische Partizipation der breiten Bevölkerung. Wie gingen sie mit den unterschiedlichen politischen Ansichten des Partners um, und auf welche Argumentationsmuster griffen sie zurück? Welche Rolle spielte die kriegsbedingt unterschiedliche Lebenssituation des Ehepaars?

### 2.1 Politisches Auseinanderleben

#### 2.1.1 *Zwischen Sozialdemokratie und Alldutschen*

Als Kaiser Wilhelm II. am 1. August 1914 vom Balkon des Berliner Stadtschlosses sprach: „Ich kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr; wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder“,<sup>169</sup> hatten sich bürgerliche und konservative Parteien sowie die Sozialdemokratie zu einem „Burgfrieden“ zusammengeschlossen. Gemeinsam bewilligten sie die notwendigen Kriegskredite. Der proklamierte „Burgfriede“ bedeutete im Sinne der nationalen Einheit die Einstellung der politischen Auseinandersetzung für die Zeit der militärischen Kämpfe. Als sich der Krieg in die Länge zog, konnte nicht länger auf das Mitwirken des Reichstags verzichtet werden,

<sup>168</sup> Christa Hämmerle: Entzweite Beziehungen? Zur Feldpost der beiden Weltkriege aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Schreiben im Krieg (wie Anm. 45), S. 241–252, hier S. 246.

<sup>169</sup> Zweite Balkonrede Wilhelm II., zitiert nach: <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/wilhelm142/index.html> (Zugriff: 16. 09. 2012).

der zunächst auf unbestimmte Zeit vertagt worden war. Nun ließen sich Debatten über die Bewilligung weiterer Kriegskredite nicht mehr vermeiden, in denen auch vereinzelt kriegskritische Stimmen zu Wort kamen. Vor allem die SPD erlebte in diesen Jahren ihre schwerste Krise. 1917 spaltete sich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) ab. Vor dem Hintergrund der wachsenden Auseinandersetzungen über Kriegsziele, das preußische Dreiklassenwahlrecht und die Organisation der „Heimatfront“ begann spätestens ab 1916 auch darüber hinaus der gesamtgesellschaftliche Konsens des „Burgfriedens“ zu zerbrechen. Die Debatten in den letzten zwei Kriegsjahren hatten wieder die Härte und Schärfe der Vorkriegszeit angenommen.<sup>170</sup>

Das Ehepaar Goerlich tauschte sich öfter über die außenpolitische Situation des Kaiserreichs aus oder teilte sich ihre Ansichten über die aktuelle Kriegslage mit. Innenpolitische Themen wurden weit weniger intensiv erörtert. Max Goerlich kritisierte bereits 1915 vor allem die Verhältnisse in Preußen und wollte nach dem Krieg das Volk angemessen im politischen System vertreten sehen:

„Die Rede des Kaisers ans Volk zum ersten Geburtstag des Krieges ist gut, einfach, sicher, zielbewußt, ohne jede Phrase. Hoffentlich erhält das Volk nach dem Krieg die Stellung im Staat, die ihm gebührt, insbesondere in Preußen, wo doch noch manches an das absolutistische System erinnert. Dann wird Kaiser u. Volk machtvoll u. in edler Selbstverantwortung dem Vaterland dienen.“<sup>171</sup>

Ein Jahr später schrieb er seiner Frau von einer Unterhaltung mit einem befreundeten Pfarrer, in der die Missstände im Heer und die sozialen Ungerechtigkeiten thematisiert wurden. Während der Pfarrer eine Revolution voraussagte, erwartete Goerlich die Verbesserung der sozialen Verhältnisse auf parlamentarischem Weg. Der Staat solle sich seiner sozialen Verantwortung annehmen und beispielsweise Soldaten im Krieg verbeamen, damit jeder angemessen versorgt sei.<sup>172</sup> Elisabeth Goerlich ging nicht weiter auf diesen Vorschlag ein. Sie befürchtete vor allem „innere Kämpfe“, die durch die zunehmende Kriegsdauer und die steigenden sozialen Forderungen ausgelöst werden könnten.<sup>173</sup>

Die innenpolitischen Erörterungen der Goerlichs erreichten im Juli 1917 ihren ersten Höhepunkt. Die Diskussion über Demokratisierung und Kriegsziele lässt zugleich unterschiedliche politische Positionen erkennen, die sich

---

<sup>170</sup> Ebd.

<sup>171</sup> Max Goerlich am 04. 08. 1915.

<sup>172</sup> Max Goerlich am 13. 05. 1916.

<sup>173</sup> Elisabeth Goerlich am 14. 05. 1916.

in den Jahren zuvor bereits abzuzeichnen begannen. Max Goerlich schrieb am 14. Juli 1917 an Elisabeth:

„Unsere innere Politik ist zweifellos sehr unerfreulich, sie steht in einem Kampf, der fast so bedeutungsvoll ist, wie der Kampf an den Fronten. Eine weitgehende Demokratisierung der Regierung ist nach meiner Ansicht unvermeidlich. Ich bedaure die Art, mit der gekämpft wird; es wird viel mit Lüge u. Intrige gearbeitet, hauptsächlich von Seiten der Conservativen u. Alldeutschen u. einem Teil der Großindustrie. Es ist so viel Undeutsches, soviel Unwahres, soviel Unanständiges zu bemerken. Weshalb wollen sie nicht gleiche Rechte für Alle? Sie fürchten das Volk, das jetzt sein Bestes geben soll, um das Vaterland zu retten und nehmen ihm durch sein Mißtrauen die Freude am Deutschtum. Aber sie müssen nachgeben, sofern sie ein einiges Deutsches Reich erhalten wollen.“<sup>174</sup>

Elisabeth Goerlich schrieb, noch bevor sie diesen – erst am 15. Juli abgeschlossenen – Brief erhalten hatte, Folgendes:

„Ach! Überall ist die Sehnsucht nach Frieden übergroß u. wer weiß wie lange wir noch warten müssen u. daß wir dank der Socialdemokratie nicht den Frieden bekommen, den das deutsche Volk verdient, ist nur allzu sicher. Hoffentlich ist nun ein Mann an der Spitze, der nicht ähnliche Schwachheiten begeht, wie sein Vorgänger. Aber was verfehlt ist, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Ein Kanzler, der vor aller Welt sagt „das Unrecht, das wir an Belgien verübt haben, soll wieder gut gemacht werden“ hat zu lange im Amt gewelt.“<sup>175</sup>

Elisabeth Goerlich geht hier auf die Debatte um die deutschen Kriegsziele ein, die sie durch Forderungen der Sozialdemokraten nach einem Verständigungsfrieden gefährdet sah. Auch die Rolle des im Juli 1917 gestürzten Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg beurteilt sie kritisch. Vor allem rechte Parteien missbilligten von Kriegsbeginn an das geringste Entgegenkommen Bethmann Hollwegs gegenüber den Sozialdemokraten und den Freien Gewerkschaften. Im April 1917 hatte er in zähen Verhandlungen mit Wilhelm II. in der sogenannten „Osterbotschaft“ erwirkt, eine Reform des preußischen Wahlrechts nach Kriegsende in Aussicht zu stellen. Doch diese Zugeständnisse konnten die angespannte Situation 1917 nicht beruhigen: Für die Linke kamen sie zu spät und zu halbherzig, die politische Rechte wetterte hingegen, der Kanzler würde Preußen der „roten Flut“ aussetzen.<sup>176</sup>

<sup>174</sup> Max Goerlich am 14. 07. 1917.

<sup>175</sup> Elisabeth Goerlich am 17. 07. 1917.

<sup>176</sup> Wolfgang J. Mommsen: Deutschland, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 15–30, hier S. 25.



Die Reichstagsmehrheit von Zentrum, Fortschrittlicher Volkspartei, Sozialdemokratie und der Nationalliberalen Partei beschloss im Mai 1917 die Bildung eines Verfassungsausschusses. Zwar sollte nicht nach westlichem Vorbild zu einem parlamentarischen System übergegangen werden, aber eine engere institutionelle Verbindung von Regierung und Reichstag wurde angestrebt.<sup>177</sup>

Am 18. Juli, vermutlich nach Erhalt des Briefs vom 14./15. Juli, bezeichnete Elisabeth die Sozialdemokratie als „Schweinebande“ und schrieb besorgt:

„Mein lieber Max! Ich schicke Dir gleich das nächste Heft der „Hilfe“<sup>178</sup> das bald kommt; aber werde mir nur kein Socialdemokrat, Du bist im Fahrwasser der Frankfurter Zeitung, dem Organ der Linken. Willst Du nicht eine andere Zeitung lesen?“

Und weiter:

„Warum müssen wir denn andern Staaten alles nachmachen u. uns demokratisieren? Sollte das Werk dessen [gemeint ist hier vermutlich Otto von Bismarck; A.J.], dessen Staatskunst ich nach Fridericus Rex [Friedrich II. von Preußen; A.J.] am meisten bewundere, bereits zerfallen? Das weiß ich bestimmt, bekommen wir nicht einen Steuermann mit glänzendster Staatskunst u. unbeugsamer felsenharter Willenskraft, so wird es uns übel ergehen. Das wollen wir Gott von Herzen bitten, er möge uns einen Helfer senden, der uns aus der schwierigen Probe hilft u. uns einen ehrbaren Frieden im Gedenken, an die, die geblutet haben, erficht. Jetzt wollte ich wieder Soldat sein u. für Kaiser u. Krone sterben!

Nun ist es spät geworden u. Du wirst merken, daß ich eine Deutsche bin, die niemals vom Kaisertum lassen würde.“<sup>179</sup>

Während sich Max Goerlich klar für eine zunehmende Demokratisierung aussprach, stellte Elisabeth Goerlich solche Bestrebungen in Frage und sehnte sich nach einem „Steuermann“ nach dem Vorbild Bismarcks. Sie schrieb ihrem Mann sehr deutlich, dass für sie Demokratie als politisches System nicht in Frage käme. Ein „ehrbarer Friede“ sei zugleich die moralische Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber den vielen Tausend Gefallen.

Die unterschiedlichen Einstellungen könnten auch mit der jeweiligen sozialen Herkunft zu tun haben: Während Max Goerlich aus eher bescheidenen Verhältnissen kam, stammte seine Frau aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Max Goerlich beruhigte sie, indem er sich als Anhänger der Monarchie bekannte und sich von der Sozialdemokratie distanzierte:

---

<sup>177</sup> Ebd.

<sup>178</sup> Vgl. Anm. 199.

<sup>179</sup> Elisabeth Goerlich am 18. 07. 1917.

„Quäle Dich nicht mit politischen Sorgen u. vertraue auf das Deutsche Volk! Und insbesondere fürchte nicht um mich: Sozialdemokraten u. Conservative sind beide gleich weit vom Ideal einer deutschen Verfassung entfernt. Beide verfolgen eigene Interessen; ich bleibe, was ich im Herzen bin, ein Anhänger der politischen Erziehung des Volkes und einer ihr angemessenen Volksvertretung bei der Regierung, ein Anhänger der Monarchie, welche im Verein mit einem tüchtigen Beamtentum ohne Adels- u. Personenwirtschaft mit dem Parlament zusammen dem Vaterland dient. Es ist kein Zweifel, daß das Klassensystem, wie es in Preußen bisher herrschte, fallen muß, insbesondere wir Süddeutschen empfinden diese Notwendigkeit u. freuen uns über das große Verständnis, das der Kaiser dem Volke entgegenbringt. Die Einzigen, die sich ärgern sind die Vertreter der Klassenmacht, die Stockconservativen, die preußischen Junker, welche um ihren Einfluß auf den Staat nicht um des Deutschen Reichs willen fürchten, sondern nur, weil sie ihre bevorzugte Stellung u. ihre sehr materiellen Privilegien gefährdet sehen.“<sup>180</sup>

Er versuchte, ihr seine Ansichten verständlich zu machen, indem er seine Kritik wiederholt auf das preußische Klassensystem und den Adel fokussierte und den sozialdemokratisch anmutenden Jargon, wie „gleiches Recht für alle“, vermied. So stimmte Elisabeth Goerlich, die für einige Tage Besuch von einer Freundin aus Hannover hatte, in die Kritik an Preußen ein:

„Wir Süddeutschen erfahren wenig von der Art, wie die Macher in Preußen sie betreiben. Die berüchtigte Reichstagssitzung hat wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie den Reichskanzlerwechsel herbeiführte, der neue Kanzler scheint Schneid zu besitzen. Annemaries Vater hat große Beziehungen zu den größten deutschen Politikern u. erfährt so manches, was in keiner Zeitung stehen darf. Ich muß Dir erzählen, wie die Herrn Bethmann – Falkenhayn u. s. f. gegen Hindenburg arbeiten, welcher als der Tüchtigste der Liebling aller war.“<sup>181</sup>

Doch klang auch hier ihre kritische Auffassung über die „berüchtigte“ Reichstagssitzung durch. Max Goerlich stimmte ihr in ihrer Einschätzung über Preußen zu, revidierte aber ihre Kritik am Parlament:

„Es ist richtig, es wird in Preußen=Deutschland noch viel zu viel durch einflußreiche Personen, mit Klatsch u. Intrige regiert. Das ist es wogegen sich der Reichstag wehrt, wenn er instinktiv nach einer Regierung mit parlamentarischem Einschlag strebt. Hindenburg, v. Stein, Groener, Michaelis, all das sind Männer von neuem Geist, der dem Tüchtigen die Bahn eröffnet. Wie viel an dem preußischen Tratsch über Bethmann, Hindenburg etc.

<sup>180</sup> Max Goerlich am 21. 07. 1917.

<sup>181</sup> Elisabeth Goerlich am 01. 08. 1917.

richtig ist, wird man erst nach dem Krieg erfahren. So viel ist sicher, daß gewisse Kreise in Preußen eine Nebenregierung zu führen suchen, die dem großen Ganzen nicht zuträglich ist. Damit muß aufgeräumt werden, nur klare Wahrheit kann helfen. Und in diesem Sinne habe ich volles Vertrauen in Michaelis.“<sup>182</sup>

Aus diesen Worten sprach auch seine Zuversicht in die Männer von „neuem Geist“. Gerade sein Vertrauen in den neuen Reichskanzler Michaelis sollte sich als Fehleinschätzung erweisen. Michaelis fehlte nicht nur die politische Erfahrung, sondern auch die Durchsetzungskraft. Durch sein Festhalten am preußischen Dreiklassenwahlrecht verbaute er sich zudem die Unterstützung der Reichstagsmehrheit. Angesichts eines militärisch und wirtschaftlich totaler werdenden Kriegs und der zunehmenden innenpolitischen Polarisierungen reichte Michaelis bereits am 31. Oktober 1917 seinen Rücktritt ein.<sup>183</sup>

Die Diskussion des Ehepaars Goerlich verdeutlicht die unterschiedlichen Positionen der Ehepartner gegenüber einer Demokratisierung Deutschlands. Vorerst schafften es beide mit geradezu diplomatischem Geschick, sich sowohl in gewissen Punkten zuzustimmen und auf die Worte des Partners einzugehen als auch auf ihren jeweiligen Standpunkten zu beharren.

### *2.1.2 Die Friedensresolution vom 19. Juli 1917*

Doch nur drei Wochen später wurde der eheliche „Burgfriede“ in einer Auseinandersetzung über die Friedensresolution des Reichstags und die damit verbundenen Kriegsziele erschüttert. Die Debatte um die Kriegszielforderungen kreiste um die Frage: „Verständigungsfriede“ oder „Siegfriede“. Besonders in Deutschland verhärteten sich in allen politischen Lagern die Kriegszielforderungen und wurden zu einem brisanten innenpolitischen Streitgegenstand. Die Kriegszielerwartungen steigerten sich in der Öffentlichkeit ins Maßlose: In verschiedenen Denkschriften, wie von Heinrich Claß, dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, von wirtschaftlichen Verbänden oder der sogenannten Intellektuelleneingabe von Reinhold Seeberg und Dietrich Schäfer, wurden weitreichende Annexionsziele vertreten. Hier trat verstärkt die Idee auf, die annektierten Gebiete ohne deren Bevölkerung zu übernehmen, um neues Siedlungsgebiet zu schaffen.<sup>184</sup>

Das Kriegsjahr 1917 war geprägt von einer angespannten Stimmungslage zwischen Siegeszuversicht und Kriegsmüdigkeit: Die Ernährungslage hatte sich im „Steckrübenwinter“ 1916/17 massiv verschlechtert, die Februarrevolution in Russland steigerte dagegen erneut Hoffnungen auf einen „Siegfrieden“. Militärisch trieb die OHL die Kriegsanstrengungen im „Hindenburg-

<sup>182</sup> Max Goerlich am 03. 08. 1917.

<sup>183</sup> Markus Pöhlmann: Georg Michaelis, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 711–712, hier S. 711.

<sup>184</sup> Mommsen, Deutschland (wie Anm. 176), S. 18.

Programm“ weiter voran und nahm am 1. Februar 1917 den uneingeschränkten U-Boot-Krieg wieder auf, was den Kriegseintritt der USA im April dieses Jahres provozierte. Am 6. Juli 1917 kritisierte der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger im Hauptausschuss des Reichstags die irreführende Informationspolitik der Marineführung, vor allem in Bezug auf den U-Boot-Krieg. Er forderte einen Frieden des Ausgleichs. So einigten sich am 19. Juli 1917 SPD, Zentrum und Fortschrittliche Volkspartei auf eine „Friedensresolution“, die einen Frieden ohne Annexionen forderte, doch in vielen Punkten, wie der Streitfrage um Belgiens Souveränität, nicht eindeutig war. Mit dem am 14. Juli eingesetzten Reichskanzler Michaelis, der als verlängerter Arm der OHL agieren sollte, blieb die Friedensresolution jedoch wirkungslos. Die OHL war nicht bereit, von ihren weitreichenden Kriegszielen abzuweichen. Auch die Friedensinitiative Papst Benedikts XV., der am 16. August 1917 die kriegführenden Mächte zu einem Frieden ohne Annexionen und Reparationen aufrief, scheiterte.<sup>185</sup>

Elisabeth Goerlich griff das innenpolitische Gesprächsthema als Erste wieder auf und schrieb ihrem Mann:

„Die unglückselige Reichstagsitzung liegt mir noch schwer im Magen. Sie hat mehr verdorben, als 2 verlorene Schlachten. Ich bin überzeugt, daß wenn es auf eine Abstimmung des Volkes ankäme, die Mehrzahl sich dem Einspruch der Tübinger Professoren anschließen würde. Man muß die Ware stets etwas höher anbieten, als man tatsächlich will, um den wirklichen Wert herauszuschlagen. Die Ware ist in diesem Fall der Friede. Die Feinde bieten unter u. schließlich muß man in der Mitte zusammenkommen.“<sup>186</sup>

Deutlich bekannte sie sich zu alldeutschen Positionen. Sie sah in der vom Tübinger Historiker und Alldeutschen Johannes Haller initiierten „Erklärung gegen die Reichstagsmehrheit“,<sup>187</sup> die von 42 Professoren unterzeichnet worden war, die Mehrheitsmeinung der Bevölkerung artikuliert. Max Goerlich antwortete seiner Frau in deutlichen Worten:

„Wenn du behauptest, die Erklärung des Reichstags, zu einem Verständigungsfrieden bereit zu sein, habe mehr geschadet, als 2 verlorene Schlachten, so klingt das sehr nach Alldeutschen u. hochconservativen Redensarten, ich teile diese Anschauung nicht. Wahr ist, daß weitaus die Mehrzahl des Volkes eine Verständigung zwischen den Völkern ersehnt. [...] Selbst-

<sup>185</sup> Ebd., S. 26.

<sup>186</sup> Elisabeth Goerlich am 20. 08. 1917.

<sup>187</sup> Sylvia Paletschek: Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg: Kriegserfahrungen an der „Heimatfront“ Universität und im Feld, in: Gerhard Hirschfeld (Hrsg): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Tübingen 1997, S. 83–106, hier S. 89.

verständlich lautet die Losung: feste drauf! bis wir den Frieden erreichen, der uns nichts nimmt u. die Freiheit der Meere u. des friedlichen Handels u. Anerkennung der deutschen Kultur sichert. [...] Das Geschimpfe u. Gethue in den rechtsstehenden Blättern ist eckelhaft u. unfruchtbar, [...]. Sie ist so fanatisch, wie die der Unabhängigen Sozialdemokraten. – Du schreibst, die Reichstagsitzung liege dir schwer im Magen. Ich bitte dich, in Zukunft dir diese politischen Verdauungsschwierigkeiten zu ersparen. Die deutsche Frau ist nach meiner Ansicht nicht geeignet, hohe Politik zu treiben; geringe Ausnahmen giebt es, u. diese bestätigen die Regel. [...]

Zudem bedaure ich, daß du in politischen Dingen so ganz anders zu denken beliebst, als ich. Beschäftige dich lieber mit schöner Litteratur, guten Büchern, Musik, soweit Dir der Haushalt u. die Erziehung der Kinder Zeit läßt.“<sup>188</sup>

Wie schwierig die Kommunikation per Brief sein konnte, verdeutlicht diese Diskussion um die Friedensdebatte. Nachdem Elisabeth ihren Brief vom 20. August abschickte, erhielt sie einen Brief ihres Mannes, geschrieben am 22. August, in dem er über eine mögliche Verlegung des Lazarets und über seine Sehnsucht nach seiner Familie schrieb. Hier hatte er noch keine Kenntnis von ihrem Brief und ihren kritischen Äußerungen zur Friedensresolution. Während sein eben zitierter Brief vom 24. August auf dem Weg nach Reutlingen war, schrieb seine Frau am 25. August:

„Du wirst auch tief empört sein, da, solange draußen die schwerste Schlacht tobt u. jeder Soldat übermenschliches vollbringt, im Innern sich die Parteien mit schamlosen Zänkerein abgeben. Pfui, über diese Reichstagsmehrheit! Und dieser Payer<sup>189</sup>, der noch dazu seine Wähler in Reutlingen hat, ist nicht besser wie Erzberger<sup>190</sup>, der schamlose Kerl! Ich hoffe, daß seine Wähler es sich einschreiben werden, daß er (P.) [Friedrich Payer, A. J.] den Reichskanzler gezwungen hat, dem Verzichtsfrieden beizupflichten.“<sup>191</sup>

Ein „Verzichtsfriede“ kam für Elisabeth Goerlich einer Niederlage gleich. Auch hier bemühte sie den Rückgriff auf die in „schwerster Schlacht“ stehenden Soldaten und verurteilte jegliche politische Intervention, die einem „Siegfrieden“ Deutschlands entgegenstand. „Die Soldaten“ verstand sie als homogene Gruppe, die sie den „schamlosen Zänkereien“ der Politik gegenüberstellte.

Als am Tag darauf der Brief ihres Mannes bei Elisabeth Goerlich eintraf, bekundete sie eilig ihren Wunsch nach einem baldigen Frieden, der allerdings

<sup>188</sup> Max Goerlich am 24. 08. 1917.

<sup>189</sup> Friedrich Payer (1847–1931), Reichstagsabgeordneter, Vorsitzender des Interfraktionellen Ausschusses im Reichstag.

<sup>190</sup> Matthias Erzberger (1875–1921), württembergischer Zentrumsabgeordneter.

<sup>191</sup> Elisabeth Goerlich am 25. 08. 1917.

so günstig wie möglich für Deutschland ausfallen solle. Daher bedaure sie auch die Friedensresolution, die die Verhandlungen erschweren würde und von den Kriegsgegnern als Schwäche ausgelegt werden könnte. Dass ihre Ansichten „alldeutsch“ seien, sei ihr nicht bewusst gewesen, doch vielleicht stecke ihr dies im „Blute“. Sie habe bei Max ein Abschweifen nach links bemerkt, dem sie gegensteuern wollten und entschuldigte sich bei ihm, falls sie ihn beleidigt haben sollte. Gegen Ende des Briefes beschwor sie ihre vermeintlich gemeinsamen Ansichten der politischen Situation in Deutschland:

„Mein lieber Max! ich glaube bestimmt, daß unsere Ansichten im Grunde die nämlichen sind; so gut ich Dich kenne, bedauerst Du die Resolution ebenso wie ich u. wie jedermann bei uns. Dir ist es ebenso furchtbar wie mir, daß wir unsern Todfeinden diese Blöße gegeben haben; denn Du bist ein großer Patriot u. echter Deutscher. Du u. Papa hattet meistens die selben Ansichten u. bekanntet Euch zu versch. Parteien. Auch Du tadelst sicher, wenn Du ganz ehrlich bist, das Vorgehen Payers scharf.“<sup>192</sup>

In diesem Brief nahm Elisabeth Goerlich zweimal Bezug auf ihre Familie bzw. auf ihren Vater: Eine politisch konservative Einstellung läge ihr im Blut, und auch wenn Max eine andere politische Partei gewählt habe, so hätte er doch immer dieselben Ansichten wie ihr Vater geteilt. Dies verweist zum einen darauf, dass die politische Orientierung von Elisabeths Familie in einem national-monarchischen Milieu verwurzelt war, zum anderen verdeutlicht ihre Aussage auch, dass sie irritiert über die politischen Ansichten ihres Mannes war und Schwierigkeiten hatte, seine Äußerungen mit seiner politischen Einstellung vor dem Krieg zusammenzubringen. Je mehr sie das Gefühl hatte, ihr Mann würde nach „links abschweifen“, umso eindringlicher versuchte sie ihn zur Raison zu bringen und ihn auf die vermeintlich gleichen politischen Ansichten der Vorkriegszeit einzuschwören. Seinen Vorwurf, als Frau sei sie nicht für die hohe Politik geeignet, wies sie mit dem Hinweis, dass jedermann in ihrem Umfeld die Friedensresolution bedauere, zurück. Zudem habe nicht sie, sondern er seinen politischen Standpunkt verändert, wie der Rückgriff auf ihren Vater und ihr Umfeld verdeutlichen sollte. Max Goerlich reagierte deutlich verärgert auf die beiden Briefe seiner Frau, die er am 29. und am 30. August erhielt. Zunächst legte er erneut seinen Standpunkt dar:

„Du wirfst mit Worten um Dich, wie sie die aufgeregteste Hetzpresse der Alldeutschen nicht findet. Du bist einseitig beeinflusst u. bildest Dir ein, sachverständig zu urteilen. Wenn Du glaubst, ich sei „tief empört“ über das Vorgehen der Reichstagsmehrheit, so hast Du meine Briefe nicht richtig gelesen u. wenn Du annimmst, das Volk sei gegen einen vernünftigen Frieden mit sicheren Garantien auf wirtschaftlichem Gebiet gestützt auf eine starke

<sup>192</sup> Elisabeth Goerlich am 26. 08. 1917.

militärische Stellung, so irrst Du Dich. Der Verständigungsfriede ist kein Verzichtsfriede, dieses Wort ist eine Frucht der konservativen Presse, die gegen das Wort des Kaisers: „Wir führen keinen Eroberungskrieg“ agitiert.“<sup>193</sup>

Dann führte er ausführlich aus, warum Elisabeth vom Debattieren über politische Themen ablassen solle, und verurteilte ihre politische Position als überzogene Kriegshetzerei:

„Du bist leidenschaftlich interessiert, Du bist von einem brennenden Wunsch beseelt, von dem Wunsch nach Macht u. Größe Deutschlands, es ist für Dich ein bitteres Gefühl, mit schweren Opfern eroberte Gebiete herauszugeben, Du bist mit Leidenschaft für Macht u. Besitz u. gingest lieber zu Grunde, als etwas herzugeben. Ein Mensch, der Dir sagt: Belgien u. die Ostseeprovinzen können wir nicht behalten, ist Dir ein Greuel, er ist ein Gegenstand Deines Hasses, Du beschimpfst ihn. Die Zeitung, welche Deinen Gefühlen entspricht, ist allein maßgebend für Dich; Du gibst Dir nicht die Mühe, die Ansicht der andern zu prüfen. Du verkehrst nur mit Leuten Deiner Meinung, liest nur das, was Deine Ansicht ist, mit unvoreingenommener Absicht.“<sup>194</sup>

Zum Schluss appellierte er an die Pflichten seiner Ehefrau als Mutter, die sie nur als körperlich und seelisch gesunde Frau erfüllen könne. Er sorgte sich um ihren „Seelenzustand“ und riet ihr, sie solle aufhören, sich mit politischen Themen zu beschäftigen. Stattdessen solle sie in die Natur hinausgehen und Gott um einen sanften und guten Sinn bitten. Seinen Brief beschloss er mit den versöhnlichen und besonders liebevollen Worten „Sei herzlich umarmt, mein Lieb, ich küsse Dich innig u. möchte Dir sagen, daß ich Dich vom Herzen u. immer lieb habe.“<sup>195</sup>

Goerlich zeigte sich verärgert darüber, dass ihn seine Frau seiner Ansicht nach missverstanden hatte oder nicht verstehen wollte. Dass sie ihn im „Fahrwasser der Linken“ sah und wiederholt eine konträre politische Meinung äußerte, lag für ihn an der einseitigen Beeinflussung seiner Frau durch ihr Umfeld und an ihrem Geschlecht, dem er jedes politische Verständnis absprach.

Elisabeth Goerlich lenkte in ihrem nächsten Brief spürbar ein, indem sie ihren Mann beschwichtigte und ihr politisches Interesse herabspielte:

„Es soll mich sehr freuen, wenn Du recht behältst. Hoffentlich wird noch alles gut zu Ende geführt. – Mit meiner Freundin aus Hannover habe ich nur ein einziges Mal politisiert, damals als sie mir einiges näheres aus Bethmanns Kreisen erzählte. Wir hatten uns so viel anderes zu sagen aus

---

<sup>193</sup> Max Goerlich am 30. 08. 1917.

<sup>194</sup> Ebd.

<sup>195</sup> Ebd.

den verflössenen 10 Jahren. Du hast recht, ich bin ziemlich runter; aber die Zeit wird auch vorüber gehen u. es wird wieder besser werden.“<sup>196</sup>

Damit endete die politische Diskussion der Goerlichs. Kriegsziele oder parteipolitische Themen wurden, zumindest in den überlieferten Briefen, kaum mehr erörtert. Ein einziges Mal sprach Elisabeth Goerlich in einem kurzen Nebensatz noch die Gründung einer Ortsgruppe der Vaterlandspartei in Reutlingen an, bei der ihr Onkel im Ausschuss säße.<sup>197</sup> Sofort erfolgte im nächsten Brief von Max Goerlich die Ermahnung: „Ich bitte Dich, der Vaterlandspartei nicht beizutreten, ich halte sie für unnötig, sie ist ein Verein der Besitzenden, die um ihr Geld bangen, u. von Leuten, welche die Zeichen der Zeit nicht verstehen.“<sup>198</sup>

Max Goerlich hatte sich bereits 1915 positiv zur Parlamentarisierung der konstitutionellen Monarchie geäußert. Bereits im Dezember 1914 hatte er Elisabeth die Zeitschrift „Die Hilfe“ zur Lektüre empfohlen, die 1896 von Friedrich Naumann als Organ des Nationalsozialen Vereins gegründet worden war.<sup>199</sup>

Max Goerlichs Einstellung schien sich mit der Fortdauer des Krieges zu verfestigen. In diesem Kontext ist auch seine Zustimmung zu einem „Verständigungsfrieden“ zu sehen, zumal er ab 1917 näher am Kampfgeschehen und wachsenden Belastungen ausgesetzt war. Die kriegerisch gestimmten Briefe seiner Frau, die gerne als Soldat für die Krone ihr Leben lassen wollte, mussten ihm überzogen und unverhältnismäßig vorkommen. Akzeptabel war die politische Haltung seiner Frau für Max Goerlich nicht, und nachdem er sie nicht von seinen Ansichten überzeugen konnte, sprach er ihr eine politische Urteilskraft kurzerhand ab.

## 2.2 „Du darfst ruhig sein, politisieren tue ich nicht mehr...“: Politik und Geschlecht

Max und Elisabeth Goerlich erörterten zum Teil ausführlich Verlauf und Prognosen des Krieges. Auch innenpolitische Themen wurden diskutiert, auch wenn dies nicht den bürgerlichen Konventionen entsprach. Doch als sich herauskristallisierte, dass Elisabeth Goerlich eine eigene Position vertrat, unterband Max Goerlich weitere Diskussionen, indem er ihr als Frau jegliche Eignung für Politik absprach. Diese vermeintlich fehlende politische Eignung von Frauen sah er vor allem in der mangelnden Objektivität und Sachlichkeit

<sup>196</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 09. 1917.

<sup>197</sup> Elisabeth Goerlich am 24. 12. 1917.

<sup>198</sup> Max Goerlich am 04. 01. 1918.

<sup>199</sup> Kai-Britt Albrecht/Markus Rehnert/Gabriel Eikenberg: Friedrich Naumann, in: <http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/NaumannFriedrich/index.html> (Zugriff: 18. 09. 2012).



begründet. Stattdessen sollte sie sich lieber mit schöner Literatur und Musik beschäftigen, falls es ihre Zeit erlaube.<sup>200</sup>

„Politisieren ist Sache der Männer, sie allein, aber nicht einmal alle, sind objectiv genug, um ein sachlich richtiges Urteil zu erlangen. Die Frauen sind zu sehr Gefühlsmenschen, sie lassen sich zu aller meist von Leidenschaften hinreißen. Oder glaubst Du, Du bildest eine Ausnahme? Allen Drang zur Sachlichkeit zugegeben, bist Du doch im Bann vorgefaßter Meinungen u. urteilst gefühlsmäßig, oft leidenschaftlich hingerissen.“<sup>201</sup>

Max Goerlich wies seiner Frau die Aufgaben und Wirkungssphäre im Sinne der bürgerlichen Geschlechtertrennung innerhalb des häuslichen Bereichs zu. Er warf ihr Unsachlichkeit in Bezug auf ihre Einschätzung der politischen Lage vor, doch als er sie mit seinen Argumenten nicht überzeugen konnte, legte er selbst jede Sachlichkeit ab und griff auf klischeehafte Geschlechterzuschreibungen zurück. Was ihm zuvor mit politischen Argumenten nicht gelungen war, erreichte er durch die Beschwörung traditioneller bürgerlicher Konventionen. Elisabeth Goerlich lenkte ein und relativierte ihr politisches Interesse. „Du darfst ruhig sein, politisieren tue ich nicht mehr; es war mir eigentlich nur so ein kleiner Austausch mit Dir, da ich eigentlich sonst nicht viel andere Ansichten höre, als die meinen.“<sup>202</sup>

Aufgrund dieser Auffassung von Frauen als „Gefühlsmenschen“ galten sie lange als ungeeignet für die Politik, zudem widerspräche eine politische Partizipation ihrer „natürlichen“ Bestimmung als Mütter. Hatten sich nach der Jahrhundertwende die Stimmen innerhalb der Frauenbewegung nach einem Wahlrecht für Frauen gemehrt, wurden diese Bestrebungen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs zurückgehalten. Gertrud Bäumer, die Vorsitzende des Bund Deutscher Frauenvereine (BDF), war nicht nur eine Befürworterin des Kriegs, sondern sah ihn auch als Chance, um die nationale Zuverlässigkeit der Frauenbewegung zu demonstrieren. In enger Absprache mit dem preußischen Innenministerium rief sie im August 1914 den Nationalen Frauentdienst ins Leben.<sup>203</sup> Auch die zunehmende Integration von Frauen in die kommunale Wohlfahrtspflege und ab 1916 ihre Mobilisierung im Rahmen des Hindenburg-Programms ließen Hoffnungen auf eine politische Gleichberechtigung von Frauen wachsen. Mit der Loyalität der Frauenbewegung und den geleisteten Kriegsanstrengungen verband sich die Hoffnung auf Anerkennung und Belohnung. Nachdem die Reichsregierung 1917 erklärt hatte, das preußische Dreiklassenwahlrecht zu reformieren, forderte der BDF in einer Denkschrift

---

<sup>200</sup> Max Goerlich am 30. 08. 1917.

<sup>201</sup> Ebd.

<sup>202</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 09. 1917.

<sup>203</sup> Frevert (wie Anm. 81), S. 156.

auch das aktive und passive Wahlrecht für Frauen mit dem Hinweis auf deren Verdienste im Krieg.<sup>204</sup>

Wie auch im Kapitel über das Familienleben zu sehen sein wird, strebte Elisabeth Goerlich keine Emanzipation an. Sie wünschte sich vielmehr die Fortführung der traditionellen Gesellschaftsordnung.

### 2.3 Der eheliche „Burgfrieden“

Die patriotische Hochstimmung bei Kriegsausbruch und den festen Glauben an einen Verteidigungskrieg teilten die Goerlichs mit der überwiegenden Mehrheit der Deutschen. Das gemeinsame Einschwören auf „das deutsche Volk“ und gegen „die Feinde“, bestärkte sie in der ersten Zeit der räumlichen Trennung. Der Zuspruch des Ehepartners in der Funktion eines „signifikanten Anderen“ bestätigte die eigene Anschauung und das eigene Handeln.

Die intensive Erörterung der Friedensresolution 1917 hob sich von den bürgerlichen Konversationsnormen ab, die politische Themen zwischen Männern und Frauen eher ausschlossen. In dem Moment, als der „signifikante Andere“ eine abweichende Position vertrat, die zugleich die Einstellung zum Krieg, dessen Weiterführung und vor allem dessen Rechtfertigung betraf, konnte der jeweils Andere nicht mehr zur Bestätigung subjektiver Wahrheit dienen. Vielmehr rief er nun Irritationen hervor: Max Goerlich verstand den Krieg als „Verteidigungskrieg“, in welchem er seinem „Vaterland“ dienen wollte. Diese Vorstellung vertrat er bis zum Kriegsende. Die ehrgeizigen Kriegsziele und Annexionswünsche, die Elisabeth Goerlich vertrat, widersprachen denen, die ihr Mann befürwortete. Diese Irritation bereinigte Max Goerlich, indem er seiner Frau jegliches politisches Verständnis absprach.

Auch für Elisabeth Goerlich bedeuteten die politischen Ansichten ihres Mannes eine Irritation, die sie eine politisch linke „Radikalisierung“ ihres Ehepartners fernab der „Heimat“ befürchten ließ. Zunächst versuchte sie die Situation zu lösen, indem sie feststellte, dass ihr Ehemann und sie im Grunde ähnliche Ansichten vertreten würden. Zudem habe er sich vor dem Krieg zwar zu einer anderen Partei als ihr – zwei Jahre zuvor verstorbener – Vater bekannt, dennoch dessen Ansichten geteilt. Die Berufung auf ihren Vater diene ihr auch zur Absicherung und Bekräftigung ihrer Äußerungen. So sollte die Erwähnung „vieler hier“, die ihrer Meinung nach eine ähnliche Position wie sie vertraten, ihre Aussagen legitimieren und ihnen Glaubwürdigkeit verleihen. Um ihren Mann nicht als „signifikanten Anderen“ für ihre Identitätsbestätigung zu verlieren, lenkte sie ein und griff auf die traditionellen Geschlechterrollen zurück. Max Goerlich als ihr Ehemann werde schon wissen, was richtig ist.

---

<sup>204</sup> Ebd., S. 157.

Dass politische Diskussionen aber auch ein wichtiges Element der Identitätsstiftung und Zusammengehörigkeit zwischen Eheleuten während des Ersten Weltkriegs darstellen konnte, zeigt sich an dem zum Vergleich herangezogenen Bremer Ehepaar Pöhland. Beide begrüßten die Ablehnung der sechsten Kreditvorlage der Regierung durch die achtzehn Abweichler der SPD am 24. März 1916. Nachdem diese Abgeordneten von der SPD-Fraktion ausgeschlossen wurden, gründeten sie unter der Führung von Hugo Haase die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ (SAG).<sup>205</sup>

Doch auch bei den Pöhlands gab es Dissens: Während Anna Pöhland eine innerparteiliche Abspaltung begrüßte, da die Parteieninheit bloß noch Fiktion sei und nur so die ihrer Ansicht nach richtige Linie angemessen vertreten werden könne,<sup>206</sup> stand Robert Pöhland einer Parteispaltung kritisch gegenüber.

„Grundsätzlich bin ich ja auch mit den Ansichten Radeks, Kniefs und Fröhlichs einverstanden, nur halte ich diesen Augenblick zur Verwirklichung ihrer Ziele nicht für den richtigen. Nach dem Krieg, resp. nach dem Parteitag kann es nicht anders kommen, aber jetzt, wo uns durch den Belagerungszustand die Flügel dermaßen beschnitten sind, die Regierungspolitik der ‚Mehrheit‘ so gehätschelt wird von den Behörden, sollten wir solch einen verhängnisvollen Schritt wagen?“<sup>207</sup>

Anders als Max Goerlich ermutigte Robert Pöhland seine Frau jedoch, ihren politischen Standpunkt darzulegen. So schrieb er ihr am 3. Juni 1916:

„Glaube aber ja nicht, daß ich Dir etwa zürnen sollte, weil ich mich diesmal nicht Deiner Meinung anschließen kann. Im Gegenteil macht es mir Vergnügen, mich mit Dir auf diese Weise auch einmal auseinandersetzen zu können. Daraus können wir doch nur voneinander lernen.

Hoffentlich läßt Du Dich von mir nicht ‚einschüchtern‘ und verfiest Deinen Standpunkt bis zum Letzten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Du siegen wirst.“<sup>208</sup>

Auch sah er in ihr eine ebenbürtige Gesprächspartnerin. Der Rückgriff auf klischeehafte Frauenbilder, die ihnen Rationalität absprachen, fand nicht statt. Aber auch für das Ehepaar Pöhland war das Festhalten an einer gemeinsamen Weltanschauung und gegenseitige Bestätigung dieser elementar, wie eine Aussage Robert Pöhlands vermuten läßt:

---

<sup>205</sup> Burkhard Asmuss: Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) 1870–1918, in: <http://www.dhm.de/lemo/html/kaiserreich/innenpolitik/spd2/index.html> (Zugriff: 25. 10. 2012).

<sup>206</sup> Anna Pöhland am 31. 05. 1916, in: Doris Kachulle (Hg.): Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie aus dem Ersten Weltkrieg. Köln 1982, S. 118 f.

<sup>207</sup> Robert Pöhland am 11. 06. 1916, zitiert nach: Kachulle (wie Anm. 206), S. 127.

<sup>208</sup> Robert Pöhland am 03. 06. 1916, zitiert nach: Kachulle (wie Anm. 206), S. 122.

„Aber sozialistische Gedanken sind ganz sicher nirgends bei Hebbel zu finden. Dieses wollte ich nur bezwecken: daß Du nicht glauben sollst, weil ich dieses Gedicht so empfehle, daß ich mich jetzt hier vielleicht auch auf dem Wege der „Umlerner“ befände.“<sup>209</sup>

In der Briefkorrespondenz von Oscar und Karla Gossler, dem dritten Paar, finden sich nur wenige Äußerungen zu innenpolitischen Themen. Entsprechend den bürgerlichen Geschlechterrollen gehörte Politik in den Bereich der öffentlichen, männlichen Sphäre. Beide schienen diese bürgerlichen Kommunikationsnormen zu akzeptieren und erörterten politische Themen nicht. Nur vereinzelt finden sich Hinweise darauf, so von Oscar Gossler, indem er schreibt, dass er sich durch den Krieg mehr für Politik interessiere.<sup>210</sup> Politische Themen schien er aber eher mit anderen Männern im Feld zu diskutieren, in seinen Briefen lassen sich kaum konkrete politische Positionen feststellen.<sup>211</sup> Die wenigen Äußerungen über die Regierung fielen bei beiden Briefpartnern tendenziell positiv aus: Sowohl Reichskanzler Bethmann Hollweg als auch sein Nachfolger Michaelis wurden gelobt.<sup>212</sup> Dagegen lässt sich bei Oscar Gossler eine kritische Position gegenüber der SPD vermuten.<sup>213</sup>

Für den Untersuchungsraum „Politik“ lässt sich mit Blick auf die Frage nach einer Auseinanderentwicklung von „Front“ und „Heimat“ am Beispiel von Max und Elisabeth Goerlich feststellen, dass sich ihre jeweiligen Positionen verhärteten. Die Debatte um die Friedensresolution hatte durchaus identitätsgefährdendes Potenzial, denn dahinter stand auch die Frage, warum man diesen Krieg führte. Der Rekurs auf traditionelle, von beiden akzeptierte Geschlechterzuschreibungen konnte diese Entwicklung abbremsen und wirkte beziehungsstabilisierend. Das verdeutlicht, wie wichtig bürgerliche Normen für die Zuschreibung des Partners während des Kriegs waren.

### 3. Familie – Familienleben im Ersten Weltkrieg?

Nachdem es in den ersten beiden Kapiteln um den Kriegsalltag und die politischen Entwicklungen in der Korrespondenz des Ehepaars Goerlich ging, wird nun der private Bereich der Familie in den Blick genommen. Durch die Mobilisierung großer Teile der männlichen Bevölkerung wurden viele Väter von ihren Familien getrennt. Aus der Kernfamilie Vater, Mutter, Kind verblieben Mutter und Kind. Wie organisierten Frauen das Familienleben ohne ihren Ehemann? Und wie brachte sich das Familienoberhaupt aus der Distanz in

<sup>209</sup> Robert Pöhland am 14. 04. 1916, zitiert nach: Kachulle (wie Anm. 206), S. 100.

<sup>210</sup> Molthagen (wie Anm. 38), S. 387 f.

<sup>211</sup> Ebd.

<sup>212</sup> Ebd., S. 388.

<sup>213</sup> Ebd., S. 387 f.

das Familienleben ein? Kam es zu einer Entfremdung der familialen Beziehungen? Inwiefern wurde auf das bürgerliche Familienideal zurückgegriffen?

### 3.1 Vater, Mutter, Kind während des Ersten Weltkriegs

#### 3.1.1 Familie ohne Familienoberhaupt

Das bürgerliche Familienideal beruhte auf vier Säulen: Die erste bildete die Emotionalität der Beziehungen, die die Basis der Familie bilden sollte.<sup>214</sup> Die Privatheit stellte die zweite Säule dar: Die Familie sollte als Rückzugs- und Erholungsmöglichkeit dienen. Als dritte Säule fungierte die Geschlechtertrennung. Die Lebenswelten wurden in eine männliche und eine weibliche Sphäre separiert. Die vierte Säule schließlich betonte die Kindheit als eigenständige Lebensphase und bildete einen wichtigen Bereich des elterlichen Denkens und Handelns.<sup>215</sup>

Elisabeth Goerlich musste mit der Einberufung ihres Mannes im August 1914 den zweijährigen Otfried und den sieben Monate alten Helmut alleine aufziehen. Eine wichtige Unterstützung erhielt sie dabei von ihren Eltern und Schwiegereltern. Vor allem Elisabeths Vater, Karl Hermann Votteler, nahm bis zu seinem Tod am 1. Februar 1915 eine besondere Rolle ein: Er war für Elisabeth ein wichtiger Berater in allen finanziellen Dingen und kam häufig zu Besuch, um mit seinen Enkeln zu spielen oder spazieren zu gehen.<sup>216</sup> Nach dem Tod ihres Vaters beschloss Elisabeth, mit ihrem Bruder Heinrich, der an Kinderlähmung und einer Wirbelsäulenverkrümmung litt, auf Kosten ihrer Mutter nach Baden-Baden in Kur zu fahren. Hier wurde sie von Todessehnsüchten geplagt und gestand ihrem Mann:

„In Baden hatte ich viel zu viel Zeit zum Grübeln u. Sinnen u. da habe ich mir jede Nacht gewünscht, Gott möge mich zu meinem Papa gehen lassen, weil ich glaubte, ich könnte Dir keine Frau mehr sein, so wie Du sie brauchst u. meine Kinder hätten eine schwache Mutter.“<sup>217</sup>

Elisabeth Goerlichs Sorge, sie könne als Mutter nicht genügen oder in den Augen ihres Mannes in Erziehungsfragen versagen, tauchte in ihren Briefen über den gesamten Zeitraum der vier Kriegsjahre auf. So schrieb sie an Max Goerlich am 1. August 1915:

„Gegenwärtig grüble ich viel über Kindererziehung u. frage mich oft, was ist das Richtige, große Strenge, oder milde Nachgiebigkeit. Der Mittelweg wird wohl das beste sein. [...] Manchmal denke ich, Du wirst hoffentlich

<sup>214</sup> Budde (wie Anm. 74), S. 25.

<sup>215</sup> Molthagen (wie Anm. 38), S. 277.

<sup>216</sup> Elisabeth Goerlich am 16. 10. 1914; 06. 02. 1915.

<sup>217</sup> Elisabeth Goerlich am 04. 05. 1915.

nicht allzu sehr entsetzt sein über die Unarten der Kinder, wenn Du kommst.“<sup>218</sup>

Gerade die Abwesenheit des Vaters als männliche Autorität sah Elisabeth Goerlich bei der Erziehung der Söhne als großes Problem an: Sie als Mutter habe zu wenig Autorität,<sup>219</sup> es fehle der Vater, der auch mal für Ruhe und Ordnung Sorge und mit harter Hand durchgreife.<sup>220</sup> Sie griff damit auch auf das dichotome Geschlechterklischee vom strengen Vater einerseits und der liebevollen Mutter andererseits zurück. Elisabeth Goerlich selbst schrieb immer wieder von dem guten Verhältnis zu ihrem Vater und fragte sich, ob sie auch dieses „grenzenlose Vertrauen“ in ihn hätte, wenn er in ihrer Erziehung strenger gewesen wäre.<sup>221</sup> Gunilla-Friederike Budde konnte in ihrer Untersuchung der Entwicklung des bürgerlichen Familienlebens feststellen, dass in vielen weiblichen Selbstzeugnissen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts und um die Jahrhundertwende positive Vaterschilderungen dominierten. Gerade diese liebevolle „Laisser-faire“-Haltung der Väter gegenüber ihren Töchtern, die auch Elisabeth Goerlich reflektierte, war im Bürgertum durchaus üblich.<sup>222</sup> Das Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen war weit angespannter: Es wurde vor allem von den hohen Erwartungen der Väter gegenüber ihren Söhnen dominiert, die schon früh nach Maßstäben der Erwachsenenwelt beurteilt wurden und dem väterlichen Vorbild naheifern sollten. Auch Max Goerlich hoffte, dass aus seinem Ältesten einmal ein Arzt werden würde: „Ach wie gerne würde ich Dir, Liebste, helfen, die Kleinen zu erziehen! Ich bin jedoch überzeugt, daß Du es fertig bringst. Vielleicht wird dann Oti einmal das Zeug zu einem guten Doktor haben.“<sup>223</sup>

So überwog in Selbstzeugnissen von Söhnen häufig der Eindruck, dass der Grad väterlicher Zuneigung von erfüllten Erwartungen abhing.<sup>224</sup>

Elisabeth Goerlichs Gefühl der Überforderung steigerte sich nach der Geburt ihres dritten Sohnes Ewald am 31. März 1917. In dieser Phase, die bis Anfang 1918 dauerte, tauchten nun zunehmend Fragen und Appelle in ihren Briefen auf, wann der Krieg endlich vorbei sei, damit Max sie bei der Kindererziehung unterstützen könne.<sup>225</sup> Sie schrieb ihrem Mann im Mai 1917 über die Herausforderung, sich gleichzeitig um zwei Kleinkinder und ein Neugeborenes kümmern zu müssen:

<sup>218</sup> Elisabeth Goerlich am 01. 08. 1915.

<sup>219</sup> Elisabeth Goerlich am 14. 05. 1916.

<sup>220</sup> Elisabeth Goerlich am 25. 07. 1915; 14. 05. 1916; 14. 09. 1917.

<sup>221</sup> Elisabeth Goerlich am 01. 08. 1915.

<sup>222</sup> Budde (wie Anm. 74), S. 163.

<sup>223</sup> Max Goerlich am 18. 01. 1915.

<sup>224</sup> Budde (wie Anm. 74), S. 163.

<sup>225</sup> Elisabeth Goerlich am 10. 07. 1917; 18. 08. 1917.

„Wie sehr ich mich nach Dir sehne, kann ich Dir nicht sagen, besonders auch der Kinder wegen. Täglich wiederholt sich folgende Scene: ich sitze oder liege u. stille den Kleinen u. kann mich nicht rühren. Von der Ferne, vom Bett oder sonstwo ertönt langes Weinen: ‚Mammale, komm doch.‘ Und ich kann eben nicht kommen u. kann nicht helfen u. muß froh sein, wenn die fremden Leute mir nicht davon laufen.

Denke nicht, ich wollte Dir etwas vorjammern, ich will Dir nur mein Herz ausschütten, da Du ja der Nächste dazu u. das Liebste auf der Welt bist.“<sup>226</sup>

Elisabeth Goerlich zeigte sich erleichtert, wenn sie eines der Kinder für einige Tage zu ihrer Mutter oder Tante bringen konnte oder Otfried im Kindergarten war. Dies begründete sie gegenüber ihrem Mann mit der vielen Arbeit im Haushalt oder der Einarbeitung eines neuen Dienstmädchens.<sup>227</sup>

Trotz ihrer anhaltenden Sorge, sie könne ihre Erziehungsaufgaben und damit auch die ihr gesellschaftlich zugewiesene Rolle als Ehefrau nicht erfüllen, dominierten in ihren Briefen deutlich die positiven Erzählungen über ihre Kinder, die sie oft als ihren einzigen Trost und größte Freude bezeichnete.<sup>228</sup> Viele Passagen in ihren Briefen an Max Goerlich sind Berichte über den Tagesablauf der Kinder, ihre Fortschritte und ihre Ernährung. Aus ihren Berichten spricht auch der Stolz auf ihre Söhne und auf ihre eigene Leistung als Mutter: „Uns geht es immer gut; klein Ewald schläft viel u. ist sehr wohl erzogen, worauf ich mir etwas einbilde.“<sup>229</sup> oder „Aber es ist mir oft ein großes Glücksgefühl, wenn ich die kräftigen Kinder betrachte, die ich mein eigen nenne.“<sup>230</sup>

Einige Briefstellen lassen erkennen, dass sich der Krieg neben den Versorgungsschwierigkeiten auch auf den Alltag der Kinder Goerlich auswirkte. Infolge der technologischen Entwicklungen und einer leistungsstarken Schwerindustrie kam es auf beiden Kriegsseiten zunehmend zu taktischen Luftangriffen und strategischen Bombardierungen im gegnerischen Hinterland.<sup>231</sup> In Reutlingen wurde als Warnsystem eine Sirene auf der Marienkirche angebracht, die im Falle eines Fliegerangriffs ertönte. Elisabeth Goerlich schrieb, sie habe Otfried beigebracht, dass er bei Ertönen dieser Sirene mit seinem kleinen Bruder in den Keller gehen müsse.<sup>232</sup>

---

<sup>226</sup> Elisabeth Goerlich am 05. 05. 1917.

<sup>227</sup> Elisabeth Goerlich am 03. 02. 1916; 15. 07. 1917; 12. 11. 1917.

<sup>228</sup> Elisabeth Goerlich am 17. 06. 1915; 13. 07. 1915; 29. 09. 1916; 08. 11. 1916; 09. 01. 1918.

<sup>229</sup> Elisabeth Goerlich am 13. 06. 1917.

<sup>230</sup> Elisabeth Goerlich am 06. 04. 1916.

<sup>231</sup> Ralf Blank: Strategischer Luftkrieg gegen Deutschland 1914–1918, S. 2. <http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de/-Rainbow/documents/einzelne/Luftkrieg14-181.pdf> (Zugriff: 12. 10. 2012).

<sup>232</sup> Elisabeth Goerlich am 11. 09. 1916.

Der Erste Weltkrieg zog auch in das Kinderzimmer ein: Die Spielwarenindustrie reagierte auf den Ausbruch des Kriegs und warb mit zahlreichen „Kriegsneuheiten“. So fabrizierte die Spielwarenfabrik Margarethe Steiff GmbH Puppen in Uniformen, Lazarette und sogar einen französischen Puppen-Gefangenentransport. Die Manufaktur Käthe Kruse brachte Soldatenpuppen in „Feldgrau“ heraus, zudem wurden mit der Lebensmittelverknappung auch Butter- und Kartoffelkarten für den Puppen-Haushalt produziert.<sup>233</sup> Auch Otfried und Helmut Goerlich hatten „Kriegsspielzeug“. Zu Weihnachten 1917 kaufte Elisabeth Goerlich Helmut eine Kanone<sup>234</sup> und die Kinder spielten „Soldätle“, die sich in Schützengräben gegenüberlagen.<sup>235</sup> Von Max Goerlich bekamen sie gelegentlich Postkarten mit feindlichen Soldaten in Uniform, Flieger- oder Matrosenmotiven. Erst nach dem Krieg begannen Diskussionen über mögliche negative Wirkungen des Kriegsspielzeugs auf Kinder, das zuvor immer als intelligenzfördernd galt.<sup>236</sup> Das Ausmaß, in dem sich das Leben der Kinder durch die Kriegssituation veränderte, ist schwer zu bestimmen und hing nicht zuletzt von der finanziellen Situation der Familie ab. Elisabeth Goerlich musste auch während des Kriegs keiner Erwerbsarbeit nachgehen und konnte sich ganz ihren Kindern widmen. Sie versuchte ihnen den Krieg zu erklären und stellte den „tapferen deutschen Soldaten“ die „grausamen Feinde“ gegenüber: „[...] Otfried fragt nach allem u. weiß, daß wenn die Soldaten nicht wären, zu uns die Franzosen gekommen wären, u. er gar kein Bettlein u. nichts mehr zu essen hätte.“<sup>237</sup>

Aufgrund der langen Kriegszeit entstand für die Kinder ein Familienleben ohne den Vater, das für sie zur Normalität wurde. Elisabeth Goerlich beklagte sich:

„[...] als ich ihm [Otfried; A.J.] sagte, daß der Vater nach dem Krieg ganz bei uns bleibe, konnte er es nicht recht begreifen. Die Kinder wachsen ganz ohne Vater auf u. wissen nicht, daß er ebenso nach Hause gehört, wie die Mutter.“<sup>238</sup>

Durch die lange Abwesenheit der Väter wurde das bürgerliche Familienideal im Ersten Weltkrieg aufgebrochen. Vater und Mutter hatten in dieser Idealvorstellung eine komplementäre und harmonische Einheit: Einerseits der starke und Halt bietende Vater, der aufgrund seiner „natürlichen“ Fähigkeiten gesellschaftliche Produktionsaufgaben übernahm. Andererseits die sanft-

<sup>233</sup> Heike Hoffmann: „Schwarzer Peter im Weltkrieg“: Die Deutsche Spielwarenindustrie 1914–1918, in: Hirschfeld, Kriegserfahrungen (wie Anm. 187), S. 323–353, hier S. 331–333.

<sup>234</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 11. 1917.

<sup>235</sup> Elisabeth Goerlich am 24. 11. 1915.

<sup>236</sup> Hoffmann (wie Anm. 233), S. 335.

<sup>237</sup> Elisabeth Goerlich am 11. 09. 1916.

<sup>238</sup> Elisabeth Goerlich am 30. 01. 1917.



mütige und fügsame Mutter, der wegen ihrer Eigenschaften der Passivität und Emotionalität die Aufgabe der privaten Reproduktion zugeteilt wurde.<sup>239</sup> Die Kindererziehung oblag zwar primär der Mutter, doch stellten auch die Väter einen wichtigen Part dar: Sie waren die Respekt gebietende und entscheidungsmächtige Autorität.<sup>240</sup>

Während des Kriegs konnten Väter nicht mehr direkt auf die Entwicklung der Kinder einwirken, diese kontrollieren oder gegebenenfalls maßregeln. Dennoch versuchte Max Goerlich seine Frau bestmöglich aus der Ferne bei der Erziehung der Kinder zu unterstützen, wie im Folgenden erörtert wird.

### 3.1.2 *Kindererziehung per Post*

Max Goerlich zeigte über die gesamten vier Kriegsjahre viel Verständnis für die Sorge Elisabeth Goerlichs, ihre Kinder alleine aufziehen zu müssen. Er versuchte sie zu bestärken, indem er ihr schrieb, dass er wisse, wie viel Arbeit sie alleine mit den Kindern hätte und dass er sich sicher sei, dass sie ihrer Aufgabe als Mutter gerecht werde.<sup>241</sup> Auch ging er auf Elisabeth Goerlichs Gedanken über Kindererziehung ein und teilte ihr seine Ansichten über den Umgang mit dem ältesten Sohn mit:

„Oti scheint allmählich ein Männlein mit eigenen Gedanken u. Wünschen zu werden. Doch glaube ich nicht, daß man seine Abneigung gegen Gemüse mit Gewalt bezwingen kann. Ruhige Behandlung und liebevolles Aufhineingehen, manchmal ein bestimmtes, nicht heftiges Wort wird besser wirken. Das Beispiel anderer Kinder, die gut erzogen sind, ist sehr empfehlenswert. Im Allgemeinen bin ich der Überzeugung, dass es gut ist, die Kinder ruhig sich selbst zu überlassen, sie mit anderen, etwas älteren zusammenzubringen, sie eigene Wege finden zu lassen, sie nur zu überwachen, im Spiel zu fördern. Auswüchse des Eigensinns, müssen in aller Ruhe, aber bestimmt ohne viel Lärm beschnitten werden. Spiel und Aufenthalt in der freien Natur, wo sich dem Kleinen alles mögliche Neue und Interessante bietet, ist zweifellos das beste geistige und körperliche Erziehungsmittel. Insbesondere ist zu vermeiden, ihn unnütz zu erschrecken, ihm Angst zu machen, ihm mit Schlägen zu drohen. Ein kleiner Klaps im Moment der Sünde ist sicher am wirkungsvollsten. Langes Zürnen, böse Gesichter macht die Kinder nur zaghaft und ängstlich.“<sup>242</sup>

Zum einen wird durch die Vorstellung der „Natur“ als bestes Erziehungsmittel für Kinder und zum anderen durch die „ruhige Behandlung“ der Kinder eine postromantische Naturverklärung deutlich, die sich mit einer Stadt- und

<sup>239</sup> Budde (wie Anm. 74), S. 150 f.

<sup>240</sup> Ebd., S. 153.

<sup>241</sup> Max Goerlich am 18. 01. 1915.

<sup>242</sup> Ebd.

Zivilisationskritik verbindet. Diese zeitgenössische Vorstellung hatte sich bereits im 19. Jahrhundert im Bürgertum durchgesetzt, wie auch die ritualisierten und naturverbundenen Urlaube in der „Sommerfrische“ zeigten.<sup>243</sup>

Interessant ist, dass sich acht Monate später in Max Goerlichs Erziehungsansichten ein militärischer Unterton zu mischen schien. Er sprach nun von „Härte“, „gehorschen und befehlen“:

„Auch ich glaube, daß mit Liebe mehr zu erreichen ist, als mit Strenge. Ruhige Behandlung ist sicher besser als Schläge. Manchmal wird es allerdings ohne Härte nicht gehen. Milde muß sich mit Strenge paaren und den richtigen Weg finden. Von größter Bedeutung ist nach meiner Ansicht das Beispiel von Vater und Mutter. Scharfe Beobachtungsgabe ist jedem Kinde eigen und die Nachahmung spielt in der Seele des Kindes eine herausragende Rolle. Eine gewisse Selbstständigkeit ist von früh auf anzustreben. Was bei Zeiten gehorchen lernt, hat fürs Leben viel gewonnen. Wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen.“<sup>244</sup>

Aus Max Goerlichs Ratschlägen wird aber auch deutlich, dass er gewisse Erwartungen an Elisabeths Erziehungsaufgabe stellte. Sie sollte dafür sorgen, dass die Kinder gesund blieben und eine ausreichende sowie vollwertige Ernährung erhielten. Schließlich könne dann aus seinem Sohn auch ein Arzt werden.<sup>245</sup> So finden sich in Max Goerlichs Briefen Ratschläge, die zugleich auch Anweisungen waren.

„Vor allem bitte ich, Dich und die Kinder gut zu pflegen. Ein kräftiger u. gesunder Körper macht auch den Geist gesund u. froh. Sollten feindliche Flieger – überhaupt Flieger über die Stadt kommen, man weiß nie, ob die Bande nicht unter falscher Flagge fährt – so bitte ich Deckung zu nehmen, unten im Keller oder im 1. oder 2. Stock im Ofen. Unnötige Reisen bitte ich nicht zu unternehmen, da die Schweinekerls seit neuestem auf Züge u. mit Vorliebe auf Bahnhöfe Bomben werfen oder sogar Maschinengewehr gegen Civilpersonen richten.“<sup>246</sup>

Wie das Verhältnis zwischen Max Goerlich und seinen Söhnen während seiner Heimaturlaube war, lässt sich nur erahnen, wenn sich die Eheleute im Nachhinein schriftlich darüber austauschten. Seine Vorstellung von einer Kindererziehung möglichst ohne Schläge schien in der Praxis schwerer umsetzbar gewesen zu sein. Besonders während seines Urlaubs Ende September 1917 schien er von seinen eigenen Erziehungsansichten abgerückt zu sein, wie folgende Briefstellen aus zwei Briefen kurz nach seinem Urlaub vermuten lassen:

<sup>243</sup> Budde (wie Anm. 74), S. 94.

<sup>244</sup> Max Goerlich am 06. 08. 1915.

<sup>245</sup> Max Goerlich am 18. 01. 1915.

<sup>246</sup> Max Goerlich am 30. 09. 1915.

„Während ich schreibe, sehe ich im Geiste, wie die Buben wieder in ihr sonntägliches Bad steigen. Hoffentlich sind sie auch weiterhin so folgsam, wie am Tag nach meiner Abreise. Jetzt, da ich so fern bin, tut es mir manchmal leid, daß ich sie wegen ihres Eigensinns öfters strafen mußte.“<sup>247</sup>

„Ißt Oti auch genügend? Grüße ihn besonders u. sage ihm, der Vater habe geschrieben, er habe seinen Oti sehr lieb, ich glaube ich war im Urlaub zu streng gegen ihn.“<sup>248</sup>

Elisabeth Goerlich antwortete ihrem Mann:

„Als ich Oti Deinen besonderen Gruß ausrichtete, sagte gleich Helmut: „mi mag er aber au; Otfried hat net liab gessa, i hab lieber gesse.“ Otfried ißt gewiss genügend; er verzehrt so viel „Gesälzgebrote“, daß es mit dem Brotkasten nächst dem knapper wird. Ich las gestern vollends Lotzkys [!] „Seele des Kindes“ u. fand den Schluß sehr gut geschrieben.“<sup>249</sup>

Hier deutet sich an, dass Max Goerlich verärgert über das Essverhalten seines ältesten Sohns war und ihn maßregelte. Anscheinend war dieses Erlebnis für die Familie besonders einprägend, denn an Weihnachten 1917 schrieb ihm Elisabeth in einem Nachtrag unter ihren Brief: „Helmut hat es immer noch nicht vergessen, daß Otrf. [Otfried, A. J.] beim Mittagessen v. Dir Schläge bekam. Wie sich die Kinder so etwas einprägen!“<sup>250</sup>

Da sie diese Szene explizit in ihrem Weihnachtsbrief an Max Goerlich erwähnte, nachdem dieser bereits direkt nach dem Urlaub seine Reaktion gegenüber den Kindern reflektiert und in Frage gestellt hatte, lässt sich dieser Nachsatz als Kritik an ihrem Mann deuten. Auch die Erwähnung, sie habe nun Heinrich Lhotzkys Buch „Die Seele Deines Kindes“ von 1908 fertig gelesen, lässt dies vermuten. Lhotzky sah in dem Willen der Eltern, ihre Kinder erziehen zu wollen, den „Jammer der Menschheit“ verankert.<sup>251</sup> So sollten Eltern nicht Erzieher, sondern Pfleger der Kinder sein. Er verband die reformpädagogische Erziehungsvorstellung der Pädagogik vom Kinde aus mit volkstümlichen Ratschlägen. Gerade die Seele des Kindes sei der Bereich, in dem sich Veränderungen und Entwicklungen festsetzten und hier die Eltern und das Leben unverwischbare Spuren hinterlassen würden.<sup>252</sup>

Bedingt durch die langen Trennungsphasen, war der Vater gerade für kleine Kinder oft zu einem Unbekannten geworden. Zudem musste Max Goerlich

---

<sup>247</sup> Max Goerlich am 20. 10. 1917.

<sup>248</sup> Max Goerlich am 06. 11. 1917.

<sup>249</sup> Elisabeth Goerlich am 12. 11. 1917.

<sup>250</sup> Elisabeth Goerlich am 24. 12. 1917.

<sup>251</sup> Jürgen Oelkers: Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte, Weinheim-München 2005, S. 129.

<sup>252</sup> Caroline Hopf: Die experimentelle Pädagogik. Empirische Erziehungswissenschaft in Deutschland am Anfang des 20. Jahrhunderts, Bad Heilbrunn 2004, S. 78.

während seiner Urlaube einen großen Schnitt zwischen seinem Alltag im Lazarett und dem Alltag zurück im Familienleben leisten. So war die Folge eine zumindest zeitweilige Verschlechterung des Vater-Kind-Verhältnisses.<sup>253</sup> Doch sowohl Elisabeth als auch Max Goerlich versuchten die Beziehung zu den Kindern über die lange Distanz zu verfestigen. Elisabeth sandte Max Goerlich Fotos der Kinder und betonte, wie sehr die Söhne ihren Vater vermissen würden. Sie ließ die Kinder Bilder für Max Goerlich malen, die sie ihm dann schickte. Max Goerlich wiederum schickte seinen Söhne Karten mit besonderen Motiven und hielt seine Frau zu regelmäßigen Berichten über die Kinder an.

### 3.2 Familienideal und Kriegsbewältigung

Tatsächlich nahm das Thema Familie und Kinder nicht nur bei Elisabeth Goerlich einen großen Raum ein, sondern auch bei ihrem Ehemann. Neben dem Interesse an seinen Söhnen kam ein weiteres Motiv hinzu, nämlich die Ablenkung von seinem gegenwärtigen Erlebnisraum.

„Überhaupt würde für mich der tägliche Lebenslauf derselben [seiner Söhne, A. J.] Interesse haben, wie viel Schlaf, wie viel Spaziergang, wie oft Bad bz. [!] Abwaschung, wie viel Zähne u. welche Helmut hat. Ob Oti auch artig ist, nicht eigensinnig u. jähzornig, ob er sein Brüderle gut behandelt, ob er auch ein Morgen- u. Abendgebetlein weiß. Auch wird es mir immer Freude machen, wenn du mir etwas von deinem täglichen Tun erzählen könntest, wie du's mit dem Haushalt hältst, ob du mit Marie zufrieden bist, wie du gewöhnlich mit ihr sprichst, wohin dich deine Spaziergänge führen, etc. Du glaubst nicht, wie mich hier draußen auch das Kleinste von daheim interessiert.“<sup>254</sup>

Immer wieder schrieb er, dass er große Sehnsucht nach seiner Familie habe und sich auf die Zeit nach dem Krieg freue, wenn die Familie wieder beisammen sein würde. Diese Sehnsucht wurde umso stärker, je unzufriedener er sich in seiner militärischen Umgebung fühlte. Max Goerlich hatte, wie oben gezeigt, große Schwierigkeiten, sich in die strenge militärische Hierarchie einzufügen. Er schrieb seiner Frau: „Ich hoffe, dass wir das nächste Weihnachten zusammen im neuen Hause feiern, ich freue mich ungeheuer auf die Zeit, da man wieder Mensch sein kann u. sein eigener Herr ist.“<sup>255</sup>

Gerade weil seine Familie und die Briefe seiner Frau einen wichtigen Gegenpol zum Soldatenleben bildeten, das Max sein „zweites“ Leben nannte, hatte er Sorge, vergessen zu werden. Er erkundigte sich bei Elisabeth, ob die

<sup>253</sup> Molthagen (wie Anm. 38), S. 305.

<sup>254</sup> Max Goerlich am 06. 03. 1915.

<sup>255</sup> Max Goerlich am 16. 12. 1917.

Kinder noch an ihn denken würden oder ob sie ihren Vater schon ganz vergessen hätten.<sup>256</sup>

Dies verdeutlicht die Rolle, die der Familie zukam: Sie bildete nicht nur den Rahmen der Selbstverortung, sondern gab den Briefschreibern auch Orientierung im Alltag. Die zentrale Perspektive für die Zeit nach dem Krieg war sowohl für Elisabeth als auch für Max Goerlich die Rückkehr zum gewohnten Familienleben. Elisabeth Goerlich schilderte Max ihre Vorstellung von ihrem künftigen Leben im eigenen Haus mit Garten:

„Auch ich bin mit meinen Gedanken den halben Tag in den Wolken u. bei Dir. Hundertmal male ich mir die Zukunft aus, anstatt daß ich ganz in der Gegenwart lebe. Wie oft stelle ich mir unser Haus mit den Kindern in der Garten- oder Kaiserstr. vor, u. sehe sie im Garten herumspringen u. uns selbst gemütlich in einer Laube Kaffee trinken. Wie schön hätten es die Kinder, wenn sie ein Plätzchen zum Springen am Haus hätten u. wie reizend wäre es für Dich, wenn Du in jeder unausgefüllten Minute während der Sprechstunde geschwind ins Gärtchen könntest, um Dich am Spiel der Kinder zu ergötzen.“<sup>257</sup>

Hier lässt sich das bürgerliche Familienideal schlechthin wiederfinden: Der Vater, der sich von der Arbeit erholt, indem er sich an dem Spiel der Kinder erfreut. Er kann sich in die private Sphäre zurückziehen, wo er einen Ort der Erholung findet und mit seiner Frau Kaffee trinkt. Beide Eheleute betonten, wie „schön“ das spätere Zusammenleben nach dem Krieg werde. Max Goerlich schrieb im November 1917: „Dann komme ich wieder auf immer zu Euch u. dann soll es schöner werden als zuvor.“<sup>258</sup>

Dass das Familienleben vor der Kriegszeit auch von Konflikten und Auseinandersetzungen belastet war, wurde zwar reflektiert, aber für die Zukunft ausgeschlossen:

„Und streiten wollen wir uns nie, nie wieder, gelt. Und vollends nicht über solche aller kleinsten Kleinigkeiten, wie wir es manchmal getan haben. Über solche wollen wir gar nicht reden.

O wir wollen uns ein so schönes Nest machen u. unsere Kinder sollen ein wundervolles Heim mit lauter Rosen haben.“<sup>259</sup>

Die Flucht in die Vorstellung eines glücklichen, den bürgerlichen Normen entsprechenden Familienlebens half zum einen, Unstimmigkeiten beiseite zu räumen, zum anderen, die gegenwärtige Kriegssituation zu ertragen und ihr einen Sinn zu verleihen.

---

<sup>256</sup> Max Goerlich am 22. 01. 1915; 11. 06. 1915.

<sup>257</sup> Elisabeth Goerlich am 17. 06. 1915.

<sup>258</sup> Max Goerlich am 06. 11. 1917.

<sup>259</sup> Elisabeth Goerlich am 27. 12. 1914.

Der Wunsch nach Rückkehr zur Familie verband sich bei Max Goerlich in den letzten Kriegsjahren mit dem Wunsch nach Frieden: „Wie wird das schön sein, wenn ich das nächste Jahr mit Euch zusammen feiern werde. Oft überkommt mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Frieden, nach Dir u. nach den Kindern.“<sup>260</sup>

Die Familie stand für ein Leben frei von militärischen Zwängen. Mit der Rückkehr zur Familie war zugleich die Hoffnung auf das eigene Überleben verbunden. Ähnlich wie die Heimatvorstellung wurde auch das Familienideal zur Konstruktion einer Gegenwelt zum Kriegsalltag sowohl von Männern als auch von Frauen genutzt.

### Schlussbetrachtung

Im Mittelpunkt standen die Feldpostbriefe des Reutlinger Ehepaars Max und Elisabeth Goerlich im Ersten Weltkrieg. Von zentralem Interesse waren dabei die Sinnstiftungen und Deutungsmuster, auf die das Ehepaar zurückgriff, um den Kriegsalltag und ihre eigenen Handlungen zu erklären.

Eine wichtige Rolle spielte dabei das dichotome Konstrukt „Front“ und „Heimat“, das auf den geschlechtsspezifischen Sphären der traditionellen, bürgerlichen Gesellschaft gründete und für die Herausforderungen des Kriegsalltags so transformiert wurde, dass Männer im wehrfähigen Alter ihr „Vaterland“ an der „Front“ verteidigten, Frauen ihm in der „Heimat“ dienten und die kämpfenden Truppen moralisch und durch „Liebesgaben“ unterstützten. So befanden sich „Heimat“ und „Front“ also in einem engen Verbund. Dieses duale Konstrukt diente auch dazu, die Rolle von Mann und Frau mit bestimmten Erwartungen und Forderungen zu verknüpfen. Mit Bezug auf diese Vorstellung von Front und Heimat ermahnten sich Elisabeth und Max Goerlich sich gegenseitig zur notwendigen Pflichterfüllung. Schließlich konnten sie sich gegenseitig bestätigen, aber auch immer wieder rückversichern, dass jeder an seinem zugewiesenen Platz für das gemeinsame Ziel eintrat, nämlich den Sieg des deutschen Kaiserreichs, der die Stellung Deutschlands als Weltmacht sichern sollte.

Beide Ehepartner übernahmen die propagierte Hierarchisierung der „Front“ über die „Heimat“, die unter Verweis auf die großen Opfer der Soldaten als moralisch gerechtfertigt galt. Die Front bezog alle Männer mit ein, auch diejenigen, die gar nicht im Schützengraben waren. Die verfestigte Vorstellung vom hierarchischen Gefälle zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten erhob Soldaten zu moralischen Richtern über Daheimgebliebene.<sup>261</sup>

<sup>260</sup> Max Goerlich am 18. 12. 1917.

<sup>261</sup> Lipp (wie Anm. 9), S. 300.

Das Hochhalten des bürgerlichen Familienideals in den Briefen des Ehepaars Goerlich, auf dem auch die Zukunftsvorstellungen gründeten, war für beide ein wichtiges Gemeinsamkeit stiftendes Element. Elisabeth Goerlich versicherte ihrem Mann, dass er als Familienoberhaupt gebraucht werde und trotz seiner Abwesenheit in der Familie präsent sei. Max Goerlich versicherte seiner Frau wiederum, dass seine Familie die Basis seiner Lebensplanung blieb und er auch während seiner Abwesenheit am Familienleben teilhaben wolle.

Dieses Familienideal wurde von der traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenverteilung bestimmt: Der Familienvater als Oberhaupt der Familie, der nach seinem Arbeitstag in der Sphäre des Hauses, die durch die Mutter und Hausfrau geschaffen wird, Erholung findet. In der Vorstellung vom Familienleben nach dem Krieg sollte sich daran nichts ändern. Vielmehr wurde diese Rollenverteilung bestätigt und zudem idealisiert. Die Erinnerung an das gemeinsame Familienleben, vor allem das Ausmalen des Zusammenlebens nach dem Krieg, stellte für Max und Elisabeth Goerlich eine harmonische, konfliktfreie Gegenwelt zum Kriegsalltag dar. Dies lässt sich auch bei den Paaren Gossler und Pöhland feststellen. Bei Oscar und Karla Gossler wurde die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung strikter eingehalten als bei den Goerlichs. So wurden Fragen der Kindererziehung, die in den traditionellen Aufgabenbereich der Mutter gehörte, untereinander nicht diskutiert. Bei Robert und Anna Pöhland waren die Aufgabenbereiche weniger streng getrennt: Ähnlich wie die Goerlichs tauschten auch sie sich über ihre Ansichten der Kindererziehung, gerade im Hinblick auf eine politische Erziehung der Kinder, aus. Doch Anna Pöhland war, anders als Elisabeth Goerlich, nicht nur auf die häusliche Sphäre begrenzt. Durch ihre Mitgliedschaft in der SPD und ihre Erwerbstätigkeit vermischten sich die geschlechtsspezifischen Sphären.

Im Untersuchungsfeld „Politik“ zeigte sich, dass die Einhaltung der Gesellschaftsordnung der Vorkriegszeit und der gemeinsame Rückgriff auf traditionelle Deutungsmuster im Zeichen einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft für die Fortführung der persönlichen Beziehung eminent waren. Als Max Goerlich seine Frau nicht mit seinen politischen Argumenten erreichen konnte, spielte er die Geschlechterkarte aus: Sie als Frau besitze kein Verständnis für Politik und solle sich daher auf ihre Mutterpflichten konzentrieren. Durch Goerlichs Bezug auf die traditionelle Geschlechterordnung, nach der Politik in das Betätigungsfeld des Mannes gehörte, war die politische Diskussion beendet. Ein Abweichen von gemeinsamen politischen Vorstellungen duldete keiner der Ehepartner. Jedoch hatte Max Goerlich insofern das stärkere Argument auf seiner Seite, als er sich auf die traditionelle Gesellschaftsordnung berufen konnte, die beide vertraten. Nun wurde das Thema gemäß den bürgerlichen Kommunikationskonventionen nicht mehr aufgegriffen, um weitere Irritationen zu vermeiden. Das Ehepaar Gossler behandelte entsprechend dieser Konventionen kaum politische Themen – die wenigen Äußerungen zur deutschen Politik waren positiv konnotiert.

Ganz anders sah das Bild beim Ehepaar Pöhländ aus: Beide waren aktiv politisch tätig, so dass der Austausch über aktuelle politische Entwicklungen ein wichtiges Bindeglied zwischen den beiden darstellte. War dieses Paar generell offener für politische Diskussionen, so mussten auch sie sich in der Zeit der Trennung gegenseitig über das gemeinsame Ziel einer sozialistischen Gesellschaft rückversichern und bestätigen.

Die vorliegende Untersuchung mit der interdisziplinären Perspektive der Historischen Anthropologie hat vor allem zwei Erkenntnisse hervorgebracht. Erstens wirkte die traditionelle Gesellschaftsordnung mit ihrer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung beziehungsstabilisierend über die getrennten Erfahrungsräume von „Front“ und „Heimat“ hinweg. Zweitens wurde ein Abweichen von diesem traditionellen Ordnungsmuster als identitätsgefährdend empfunden. Denn dies hätte eine Neudefinition der eigenen Rolle notwendig gemacht, die möglicherweise nicht mehr mit den Zuschreibungen des Partners zusammengepasst hätte.

Die Deutung des Kriegs nach gemeinsamen Mustern der Vorkriegszeit sollte über den Bruch der getrennten Erfahrungsräume hinweghelfen. Dieses Festhalten der bürgerlichen Paare an der alten Ordnung des Kaiserreichs bedeutete aber auch, dass es zu einer Diskrepanz zwischen den traditionellen Deutungsmustern und den durch den Krieg entstandenen Verhältnissen kam. Nach dem Ersten Weltkrieg war man nicht nur mit den Folgen der Kriegsniederlage, sondern auch mit dem Ende des Kaiserreichs und seiner Gesellschaftsordnung konfrontiert. Die zunächst instabile Weimarer Republik hatte wenig mit der Vorstellung jenes „Vaterlands“ gemein, für das das Ehepaar Goerlich bereit gewesen war, die Kriegslasten zu tragen. Die Wahl des Hoffnungsträgers aus dem Ersten Weltkrieg und bekennenden Monarchisten Hindenburg zum Reichskanzler 1925 verdeutlichte mithin auch den Wunsch nach der alten Ordnung und einem starken Staatsoberhaupt. Der politische Ruin des Kaiserreichs bedeutete nicht zugleich die Aufgabe der althergebrachten Vorstellungen, vielmehr suchte man in ihnen den Garanten einer verloren gegangenen Stabilität der Lebensverhältnisse. So bedeutete auch der Niedergang der gesellschaftlichen Vormachtstellung des bürgerlichen Milieus<sup>262</sup> nicht einen Niedergang der bürgerlichen Mentalitäten. Es stellte sich eine Art mentaler Blockade ein, durch die die Weimarer Republik nur als Verfallsprodukt betrachtet werden konnte, das den Idealen vieler Menschen in keiner Weise entsprach. Sollte sich dieser Befund für bürgerliche Schichten verallgemeinern lassen, besäße man ein weiteres Erklärungsmoment für die Anfälligkeit der bürgerlichen Gesellschaft für den Nationalsozialismus.

Adolf Hitler konnte jedenfalls an diese Stimmungslage anschließen und sich als starker „Erlöser“ Deutschlands präsentieren. Er versprach die Wieder-

<sup>262</sup> Wolfgang J. Mommsen: Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 17), Stuttgart<sup>10</sup>2003, S. 153.



herstellung einer Volksgemeinschaft, in der Staat und Gesellschaft verschmelzen sollten.<sup>263</sup> Tatsächlich aber handelte es sich hierbei um eine gefährliche Mischung aus Reaktion und Revolution, einem Gemenge an traditionellen Vorstellungen und ganz neuartigen, radikalen Konzepten.

Die nationalsozialistische Führung hatte aus dem Ersten Weltkrieg gelernt: Ein Zusammenbruch der „Heimatfront“ sollte nun unter allen Umständen vermieden werden. Auf Kosten der besetzten Gebiete wurden Engpässe der Nahrungsmittelversorgung abgefedert.<sup>264</sup> Auch auf das Funktionieren der Feldpost wurde großer Wert gelegt, da die Kontaktmöglichkeit mit Angehörigen als stabilisierender Faktor von „Front“ und „Heimat“ außerordentlich ernst genommen wurde. Ihre Funktion als beziehungsbindend griff besonders gut, denn die Versicherung von Zuneigung war eines der zentralen Themen der Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Es ist bemerkenswert, dass signifikant weniger Paarkonflikte ausgetragen oder angesprochen wurden als im Ersten Weltkrieg.<sup>265</sup>

Hinsichtlich der Frage nach einer Entfremdung von „Front“ und „Heimat“ im Ersten Weltkrieg ließ sich ein Auseinanderdriften von Erfahrungsräumen feststellen. Dies hatte zur Folge, dass das Ehepaar Goerlich die Alltagserlebnisse des Partners nicht immer nachvollziehen konnte oder einzuordnen wusste. Vor allem Elisabeth Goerlich konnte sich kaum ein Bild des Alltags ihres Mannes machen. In politischer Hinsicht verfestigten sich die unterschiedlichen Ansichten. Auch stand die Familie vor der Herausforderung, sich während der Urlaube in einen gemeinsamen Alltag einzufinden, was nicht immer problemlos erfolgte. Das bedeutet aber nicht, dass es zu einer Auseinanderentwicklung oder Entfremdung der beiden kam. Der Rekurs auf geschlechtsspezifische Normen und Wertevorstellungen der Vorkriegszeit und auf die hierarchische Gliederung der Kriegsgesellschaft in „Front“ und „Heimat“ ermöglichte dem Ehepaar eine Verständigung. Zugleich war dieser Rückgriff auf diese traditionellen Rollenzuweisungen stark genug, um nicht gewollte Veränderungen oder Abweichungen einzudämmen.

So blieben Elisabeth und Max Goerlich stets wichtige Bezugspersonen für den jeweils anderen. Die Kriegszeit selbst wurde lediglich als Interim aufgefasst. Nach dem Krieg sollten sich im Grunde die Lebensverhältnisse der Vorkriegszeit wieder einstellen, durch den erwarteten militärischen Sieg gesichert oder sogar noch verbessert. Umso ernüchternder war die Realität, als man sich nach 1918 vor dem unwiderruflichen Niedergang dieser „Welt von Gestern“ (Stefan Zweig)<sup>266</sup> wiederfand.

---

<sup>263</sup> Daniel, *Heimatfronten* (wie Anm. 96), S. 407.

<sup>264</sup> Ebd., S. 405.

<sup>265</sup> Hämmerle, *Entzweite Beziehungen* (wie Anm. 168), S. 248.

<sup>266</sup> Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt am Main 1982 (Erstausgabe 1942).



## Buchbesprechungen

*Roland Hauser: Eine Stadthalle für alle. Das Reutlinger Jahrhundertprojekt. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2012. 191 S., zahlreiche Farbabb., 19,95 Euro.*

Die 2013 eingeweihte Stadthalle ist ohne Frage das bislang herausragendste kommunale Bauprojekt des 21. Jahrhunderts in Reutlingen. Die Aufnahme in den von Amber Sayeh herausgegebenen Sammelband „Architekturland Baden-Württemberg. Wegweisende Bauten, aktuelle Tendenzen“, Stuttgart 2013 und ebenso das breite Presseecho bis hin zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung belegen, dass das Werk des Schweizer Architekten Max Dudler weit über die Stadtgrenzen hinaus beachtet wird. Andere kommunale Großprojekte in Deutschland wie die Hamburger Elbphilharmonie, der Berlin-Brandenburgische Flughafen oder das Bahnhofsprojekt Stuttgart 21 rücken die Reutlinger Stadthalle in ihrem geschichtlichen Werden zudem in den Zusammenhang veränderter Rahmenbedingungen kommunaler Politik, dem Ruf nach mehr Bürgerbeteiligung und Transparenz.

Roland Hauser, Chef der Lokalredation des Reutlinger General-Anzeigers, hat rechtzeitig zur Eröffnung der Halle eine Dokumentation über „Das Reutlinger Jahrhundertprojekt“ vorgelegt. In einer stupenden Fleißarbeit sichtete er die rund 1200 Presseartikel umfassende Berichterstattung zu Vorgeschichte, Planung und Bau sowie etliche einschlägige öffentliche Gemeinderatsdrucksachen und weiteres Druckwerk. Entstanden ist ein attraktives und buntes Porträt, das sich aus chronologisch aufgebauten Berichten über die Etappen auf dem Weg zur „Halle für alle“, Interviews mit den verantwortlichen Protagonisten, einem chronikalischen Überblick (S. 180–188) und zahlreichen Fotos (darunter erwähnenswert der „Fotorundgang“ mit Bildern von Ralph Koch) zusammensetzt. Einen Gastbeitrag über die Reutlinger Kulturkonzeption steuerte die Redakteurin Monique Cantré bei (S. 127–129).

Stärken wie Schwächen des Bandes ergeben sich aus dieser Konzeption. Der Leser erfährt detailliert alle Schritte von der Verwaltungsvorlage zum Bau der Halle im Jahr 2005 bis zur Bauabnahme im Oktober 2012. Doch schon das im Vorwort bemühte Zitat des Liederkranzvorstands Brucklacher aus dem Jahr 1926 belegt, dass Planung und Vorgeschichte weit zurückreichen, weiter zurück als die im Buch durchaus angesprochene Bürgerinitiative zum Stopp eines viel größer geplanten Kultur- und Kongresszentrums 2002, weiter

zurück als die wenigstens im Chronikteil noch genannte Einweihung der Friedrich-List-Halle 1938. Zuweilen hätte man sich eine profundere Diskussion der städtebaulichen Herausforderung auf dem Gelände der ehemaligen Werke zum Bruderhaus und deren Folgerungen für die urbane Qualität der Stadt gewünscht, vielleicht auch einen prägnanten architekturgeschichtlichen Gastbeitrag zum Dudlerbau an Stelle der Wiedergabe von Teilen des Architektenexposées (S. 69–73). Doch mag dieser Einwand am Anspruch des Bandes vorbeigehen, der ja zeitgleich mit Errichtung des Gebäudes und den Vorarbeiten für den benachbarten „Bürgerpark“ entstanden ist. Der journalistischen Sprache sind wohl einzelne Begrifflichkeiten geschuldet, die dem Rez. etwas unangemessen erschienen; so etwa, wenn auf S. 8 zwar in Anführungszeichen aber doch von „Machtübernahme“ gesprochen wird, wenn es um den Amtsantritt der Oberbürgermeisterin geht.

Unbeschadet dessen ist ein attraktiver, materialreicher Band entstanden, den man gerne zur Hand nimmt und auf den gewiss später noch oft zurückgegriffen wird, wenn man sich Planung und Entstehung der Reutlinger Stadthalle vergegenwärtigen möchte.

*Roland Deigendesch*

*Hermann Kurz: Das freye Wort. Eine demokratische Streitschrift, hrsg. von Werner Ströbele und Andreas Vogt. Klöpfer & Meyer, Tübingen 2013. 179 S., 18,00 Euro.*

Rechtzeitig zum großen Kurz-Jubliäumsjahr 2013 legen die Herausgeber Andreas Vogt und Werner Ströbele einen kleinen Band von Hermann Kurz vor, der es in sich hat. Mit dieser Schrift zeigt sich Kurz als politischer Autor, der nicht nur gegen die Zensur anschreibt, sondern auch einen Freiheitsbegriff entwickelt, der volkswirtschaftliche und sozialpolitische Dimensionen nicht ausschließt.

Heribert Prantl, Innenressortchef der Süddeutschen Zeitung, führt in den Band ein und verweist auf die Systemrelevanz des unabhängigen Journalismus. Prantl erinnert an die Milliarden, die die Steuerzahler aufbringen mussten, um Banken zu retten, da diese angeblich systemrelevant seien, und stellt den Banken die großen und die kleinen Verlage gegenüber, die Süddeutsche Zeitung oder den Schwarzwälder Boten, den Spiegel oder den Reutlinger General-Anzeiger. Unterschiedlichste Formen von Journalismus, ob in gedruckter oder digitaler Form, ob als Tageszeitung oder auf dem iPad, unabhängige Schreibe sei für die Demokratie systemrelevant und dies habe schon vor 160, 170 Jahren Hermann Kurz begriffen. „Am Beginn des deutschen Journalismus standen republikanische und demokratische Leidenschaft – und so lange es diese Leidenschaft gibt, bleibt der Journalismus systemrelevant.“ Prantl erinnert daran, dass dieses demokratische „Ur-Grundrecht“ weltweit noch lange nicht überall durchgesetzt ist und Hunderte Berichterstatte im Gefäng-

nis sitzen, nur weil sie informieren wollten. Prantl zeigt, dass die Forderungen von Hermann Kurz ihre Bedeutung nicht verloren haben. Staatsapparate haben Zugriff auf die Rechner von Journalisten, Telefone werden abgehört und Festplatten beschlagnahmt. Darüber hinaus sei es die Branche selbst, die sich gefährde. Wenn Larifari anstelle von Haltung trete, Renditeansprüche, getarnt als Sparzwänge, gründliche Recherche verhindern, wenn Qualitätsjournalismus auf dem Altar der Anzeigenmärkte geopfert werde, dann sei der Journalismus bedroht.

Durch Werner Ströbeles Nachwort wird die Schrift von Hermann Kurz zeithistorisch eingeordnet. Ströbele schildert die ersten Erfahrungen von Hermann Kurz mit der Zensur. Sein erster Roman missfiel den Herrschenden, enttäuscht zog er ins etwas liberalere Baden. Dort traf er auf Freigeister wie Friedrich Hecker, dort wurde er politisiert. Ströbeles Nachwort ist für das Verständnis der Streitschrift unverzichtbar. Hier erfahren wir, warum die Schrift im Mittelteil Längen aufweist, der Autor häufig abschweift und gelegentlich das Thema verliert. Um die Zensur zu umgehen, mussten mindestens 20 Druckbögen zu je 16 Seiten vorgelegt werden. Daher musste Kurz den Text strecken.

Kurz beginnt mit einer Selbstverortung. Noch immer trenne sich der Bürger und der Dichter in ihm. Der Dichter brauche die Heiterkeit, während der Bürger sich der Trübe und Bitterkeit nicht erwehren könne. Man spürt, er will nicht wirklich politisch sein, aber die Verhältnisse zwingen ihn dazu. Gleich im ersten Kapitel finden wir seinen Kernsatz. Mit Zensur gäbe es „keine unverfälschte Stimme, kein unbefangenes Urteil, keine vernünftige Erörterung, keine schließliche Verständigung.“ Kurz schildert die Absurditäten des Zensursystems, das Irrationale der „Männer von der Schere“, wie er sie nennt. Scharfe Angriffe, die die Zensur passieren, während Aufsätze in „versöhnendem Geist“ zusammengeschnitten werden. Er klagt die Willkür an, die zu immer größerer Bitterkeit reize, und fürchtet die absolute Volksherrschaft. Er will eigentlich ein braver Bürger sein. Sicher, die Presse sei auch gefährlich und er fürchte die Republik mehr als den Fürstenstolz, denn ein toter König sei schlimmer als ein lebendiger. Kurz wägt ab, er will nicht radikal wirken und er warnt vor der absoluten Volkssouveränität. Aber er kann auch nicht zurück: „Gebt das Wort frei, denn es ist an der Zeit“. Lesenswert an der Schrift sind aber auch die volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Forderungen von Kurz, denn diese sind überraschend aktuell und zeigen, dass er, der eigentlich nicht politisch sein will, doch den Mut findet, einen umfassenden Freiheitsbegriff zu entwickeln. Wirtschaftsliberalismus ohne Schutz und Ordnung führe zu einem „faustrechtlichen Urzustand“, zur Tyrannei der Geldmacht, die die Freien leibeigen mache. Er schreibt an gegen die „liederliche Spekulation“, welche das Handwerk schädige, und fordert ein Recht auf Arbeit, da Arbeitslosigkeit ein Zustand des Unrechts sei. Jedem Arbeiter stehe ein Anteil am Gewinn zu und Gewinn müsse zu Beteiligung und Besitz führen. Nur

Gewinnanteil und Besitz führe zur Aussicht auf Freiheit. Kurz war also nicht nur Poet und Kämpfer für das freie Wort, er dachte auch sozialpolitisch und volkswirtschaftlich. Man fühlt sich an List erinnert und seine These, dass Wohlstand eine Voraussetzung für Freiheit sei. Dass der schärfste Feind der Freiheit die Armut ist, wird heute gelegentlich vergessen. Nicht nur List, auch Hermann Kurz wusste das. Der Band ist nicht nur für Reutlinger lesenswert.

*Ulrich Bausch*

*Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hrsg.): Matthias Erzberger. Ein Demokrat in Zeiten des Hasses (Stuttgarter Symposium, Bd. 15). G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2013. 304 S., 40 Schwarz-Weiß-Abb., 14,95 Euro.*

Matthias Erzberger war nicht nur einer der begabtesten, fleißigsten und einflussreichsten Politiker im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik, er gehört auch zu den interessantesten Persönlichkeiten seiner Zeit. Der Zentrumspolitiker aus kleinen Verhältnissen, aus Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb, schaffte es dank seiner Begabung, seinem Fleiß, seiner Wendigkeit, aber auch seinem Ethos zum Staatsmann, der sich nicht aus der Verantwortung stahl wie die hohen Militärs Ludendorff und Hindenburg, sondern den Waffenstillstand 1918 zu unterschreiben wagte, auch wenn das letztlich sein Todesurteil bedeuten sollte. Als Reichfinanzminister von Weimar gelang es ihm, innerhalb weniger Wochen die deutsche Finanzverwaltung komplett zu modernisieren, damit die Deutschland aufgezwungenen hohen Reparationen bezahlt werden konnten. Bis zum heutigen Tag kann man dieser zentralen Reichsfinanzverwaltung nur nachtrauern, hat sich doch die auf Druck der Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg auferlegte föderalisierte Finanzverwaltung als äußerst umständlich und kostspielig erwiesen: Der Präsident des Bundesrechnungshofs Dieter Engels schätzt das jährliche Einsparpotenzial bei einer Rückkehr zu dem Erzbergerschen Modell auf 11 Mrd. Euro.

Zu Recht haben sich Politik, Publizistik und Wissenschaft immer wieder mit Erzberger beschäftigt: Theodor Eschenburg, Erwin Teufel, Christoph E. Palmer beispielsweise, heute insbesondere der Historiker und Erzberger-Biograph Christopher Dowe. Auf ein Symposium des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg zum 90. Todestag Erzbergers geht diese Publikation zurück. Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg unter seinem Leiter Thomas Schnabel hat auch dafür gesorgt, dass das bescheidene Elternhaus von Matthias Erzberger in Buttenhausen (seit der Gemeindereform zur Stadt Münsingen gehörig) zur Gedenkstätte ausgebaut worden ist, tatkräftig unterstützt vom Münsinger Bürgermeister Mike Münzing und dem damaligen Stadtarchivar Roland Deigendesch, vom örtlichen Landtagsabgeordneten Karl Wilhelm Röhm sowie der Landeszentrale für politische Bildung. Von

Seiten der Stadt Münsingen war das auch ein Stück Wiedergutmachung, nachdem der Gemeinderat es abgelehnt hatte, sein Gymnasium nach Erzberger zu benennen – alte Feindbilder schienen damals wieder auferstanden zu sein.

Matthias Erzberger war in Deutschland wohl der erste Berufspolitiker, der sowohl für die Politik lebte, als auch von der Politik. Zu den Voraussetzungen hierfür gehörten die Schaffung des Deutschen Kaiserreiches und das dieses Reich integrierende Reichstagswahlrecht: allgemein, gleich, direkt; der Wallot-Bau des Deutschen Reichstags als erstem modernen Parlamentsgebäude der Welt, das neben dem großen Plenarsaal auch über Konferenzräume und Wandelhallen (Lobby) verfügte, die der Kommunikation der Abgeordneten untereinander dienten. Was allerdings noch fehlte, waren Abgeordnetenzimmer, die wurden erst später im Dachbereich des Gebäudes eingerichtet. Auf dem Weg zum Berufspolitiker entstanden rund um den mächtigen, bis heute beeindruckenden Bau Privathäuser und Quartiere für die Abgeordneten, die nun häufiger anwesend sein wollten oder mussten, zudem Café-Häuser, Kneipen und Bordelle. Erzberger, der seinen Wahlkreis im ober-schwäbischen Biberach hatte, verlegte früh schon seinen Wohnsitz nach Berlin. Solange es keine Diäten gab – sie wurden erst 1906 eingeführt – musste er von journalistischer und schriftstellerischer Arbeit leben. Er konnte so aber auch für eine kontinuierliche Parlamentsberichterstattung dank Pressedienst sorgen, die nicht zuletzt seine politischen Vorstellungen an die Leserschaft der Zentrums Presse – und damit an die Basis – vermittelte. Auch sein Standardwerk über die Säkularisation von 1803 in Württemberg entstand in dieser Zeit – und ist bis heute eine Fundgrube auch für sozial- und heimatgeschichtliche Beschäftigung geblieben. Mit seinen Enthüllungen über die Verbrechen der deutschen Kolonialverwaltung – gestützt auf verlässliche Informationen katholischer Missionare – erlangte er die Aufmerksamkeit der Presse und wurde populär, weit über die Zentrumsanhängerschaft hinaus. Und seine Anklagen im Reichstag zeigten in der kaiserlichen Regierung Wirkung, beinahe schon wie in einem parlamentarischen System.

Das Buch fesselt. Es schreitet den politischen Lebensweg Erzbergers ab, macht deutlich, dass er – etwa in dem Konflikt Türkei und Armenier – lernfähig war, Realitäten wahrnahm und entsprechen sein Denken und Verhalten ändern konnte. Kaiserreich, Erster Weltkrieg und Weimarer Republik werden dem Leser höchst lebendig. Selbst Kuriosa aus dem Wirken Erzbergers werden nicht ausgespart, so sein kirchenpolitisches Denken, sein Kontakt zu Nuntius und Papst, wozu auch das Gedankenspiel gehört, den Sitz des Papstes nach Liechtenstein oder Mallorca zu verlegen, um den Stuhl Petri dem Zugriff des italienischen Staates zu entziehen. Insgesamt vermag dieses Buch einen umfassenden Einblick in das Leben und Wirken von Matthias Erzberger zu geben. Dazu gehört auch seine gerichtliche Auseinandersetzung mit dem Deutschnationalen Karl Helfferich, zu dem der Untertitel des Buches „Ein Demokrat in Zeiten des Hasses“ recht gut passt: Es wurde ein „Schaupro-

zess“. Zusammen mit der die Rolle, die Erzberger in der Dolchstoßlegende angedichtet wurde, führte das zu seiner Ermordung durch Rechtsextremisten unweit des Kniebis im Schwarzwald.

Die Beiträge sind durchweg von hoher wissenschaftlicher Qualität, die Herkunft aus einem Symposium macht sie gut lesbar. 40 Abbildungen – Fotos, Karikaturen – tragen zur Anschaulichkeit bei. Beachtlich ist das Vorwort von Thomas Schnabel: Es ist ein Abriss des Lebens und Lebenswerks von Matthias Erzberger, ein Essay. Anerkennenswert ist, wenn Politiker wie der Katholik Erwin Teufel und der Protestant Christoph E. Palmer in diesem christlichen Politiker ihr Vorbild würdigen, an ihn als „Wegbereiter der deutschen Demokratie“ (Christoph Palmer) erinnern. *Hans-Georg Wehling*

*Irme Schaber: Gerda Taro – Fotoreporterin. Mit Robert Capa im Spanischen Bürgerkrieg. Die Biografie. Jonas Verlag, Marburg 2013. 256 S., 217 Abb., 35,00 Euro.*

Sie wurde als „Lerche von Brunete“ besungen und war eine frühe Ikone der Kriegsfotografie – und doch stand Gerda Taro lange im Schatten ihres Lebensgefährten Robert Capa. Die Schorndorfer Kulturwissenschaftlerin Irme Schaber nennt ihr neues, umfassendes Buch zurecht *die* Biografie, nachdem sie bereits 1994 eine erste Lebensbeschreibung der Fotoreporterin herausgebracht hat. Der schön gestaltete Band besticht durch sprachliche Klarheit, historische und archivarische Genauigkeit. Er enthält eine Vielzahl bislang unveröffentlichter Bilder, die Person und Leben Gerda Taros auf anrührende Weise vor Augen führen. Und spätestens nach Entdeckung des „Mexikanischen Koffers“ 2008 mit Tausenden von Negativen wird Taro neben Robert Capa und David Seymour („Chim“) auch als eigenständige Fotografin im Spanischen Bürgerkrieg und Pionierin der Kriegsfotografie wahrgenommen.

Geboren wird sie als Gerta Pohorylle 1910 in Stuttgart, ihre ersten Kindheitsjahre verbringt sie in Reutlingen, wo die Familie in der Liststraße 20 wohnt. Ihre Eltern betreiben einen Eiergroßhandel und werben dafür im Reutlinger Amtsblatt und in der „Freien Presse“. Mit Kriegsbeginn ziehen die Pohorylles nach Stuttgart, dort geht Gerta zur Schule, zeitweilig besucht sie auch ein Pensionat für höhere Töchter in Genf. Mit der Übersiedelung der Familie nach Leipzig findet die aparte Frau Freunde in jüdisch-sozialistischen Kreisen, wegen Beteiligung an einer Flugblattaktion gegen Hitler wird sie 1933 knapp drei Wochen inhaftiert.

Jung, jüdisch, antifaschistisch, emanzipiert: Noch 1933 flieht Gerta Pohorylle nach Paris, wo sie den Fotografen Endre Ernő (André) Friedmann kennenlernt, der charmante Ungar wird die Liebe ihres Lebens. Zugleich begründen beide als glamouröses Paar eine moderne Arbeitsbeziehung, sie



nennt sich nun Gerda Taro und gibt ihm den Namen Robert Capa. Damit hoffen sie, sich besser vermarkten und als Fotografen eine unverwechselbare Identität aufbauen zu können.

Gerda Taros Fotos erscheinen häufig ohne ihren Namen oder unter Capa-Copyright, viele wurden deshalb lange Capa zugeschrieben; später benutzt sie den Stempel „Photo Taro“. 1936 ziehen Taro und Capa als Kriegsreporter in den Spanischen Bürgerkrieg, beide fotografieren, sie schreibt zudem Texte zu den Bildstrecken. Es entstehen Fotogesichte machende Aufnahmen, von Taro stammt etwa das einer Milizionärin beim Pistolenschießen; sie konstruiert damit auch neue Frauenbilder. An der Entstehung des Bildes „Fallender Milizionär“, ist Taro ebenfalls beteiligt, bis heute ist umstritten, ob es echt oder gestellt ist.

Der Bürgerkrieg, so Schaber, ist auch ein „moderner Medienkrieg“. Taro und Capa sind Teil der medialen Öffentlichkeit und teilnehmende Beobachter an der Front, ihre Fotos zeigen Schrecken und Triumph gleichermaßen. Und sie sind Partei, ihr Herz schlägt links, wie das der Schriftsteller André Malraux, André Gide, Anna Seghers und Erich Weinert, die in Valencia einen Kongress abhalten, ihre Solidarität mit den republikanischen Truppen und den internationalen Brigaden beschwören und von Taro im Bild festgehalten werden.

„Gerda Taro“, schreibt Schaber, „fotografiert den Krieg als politische Anklage.“ Das Foto als Dokument und Waffe. Manches erscheint uns heute aber nicht nur authentisch, sondern auch pathetisch und kitschig, wie Capas Bild der an einen Grenzstein hingegossenen Taro. Die 26-Jährige begibt sich aber auch mutig in die Gefahrenzone, 1937 stirbt sie in der Brunete-Schlacht, als es bei einem Angriff der deutschen „Legion Condor“ zu einem Unfall kommt und Taro von einem Panzer überrollt wird. Sie wird auf dem Pariser Friedhof Père-Lachaise beigesetzt, Alberto Giacometti gestaltet ihr Grabmal, dessen Inschrift dann die Nazis entfernten. Vater Heinrich Pohorylle stimmt das Kaddisch an, er wird wie seine Frau Gisela und Gertas Brüder Karl und Oskar sowie ein Großteil der Verwandtschaft im Holocaust ermordet. Der Trauerzug für Gerda Taro wird zur großen Inszenierung, 100 000 Menschen nehmen daran teil, darunter Robert Capa, Henri Cartier-Bresson, Louis Arragon, Pablo Neruda, Egon Erwin Kisch. Taro, schreibt Irme Schaber, wird als „antifaschistische Jeanne d’Arc“ stilisiert.

Entsprechend wurde die Erinnerung an die „Heldin“ Taro zunächst in der DDR gepflegt, „im Westen“, schreibt Schaber, „wird Taro zu einer Marginalie.“ Mit Ende des Kalten Krieges begann – vor allem dank Schabers Publikationen und den von ihr kuratierten Ausstellungen – auch hier die Rezeption. In Stuttgart-Mitte, wo Gerda Taro aufgewachsen ist, wurde inzwischen ein Platz nach ihr benannt. In Reutlingen zeigte die Volkshochschule 2008 eine Robert-Capa-Retrospektive, bei der auch Bilder von Taro zu sehen waren. Aber erst jetzt, mit Schabers wegweisendem Buch, ist Taro als Fotografin mit eigener Bildsprache endgültig aus Capas Schatten getreten.

Gerda Taro hat keine persönlichen Aufzeichnungen oder Tagebücher hinterlassen, ihr Nachlass besteht bis auf wenige Briefe vor allem aus ihrem Fotomaterial aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Irme Schaber hat sich deshalb in Archiven auf Spurensuche gemacht, Zeitzeugen befragt, sogar fototechnische Recherchen angestellt. Sie ordnet Taros Leben und Werk in den Kontext von jüdischer Kultur, Flucht und Exil, Geschlechterdemokratie, Kultur- und Mediengeschichte ein. Mit einem methodischen Mix aus historiografischer und biografischer Forschung verbindet sie Lebensgeschichte, Zeit- und Erinnerungsgeschichte – und bringt so den Lesern einfühlsam eine große Fotografin nahe.

Wolfgang Alber

*Irene Scherer, Welf Schröter, Klaus Ferstl (Hrsg.): Artur und Felix Löwenstein. Würdigung der Gründer der Textilfirma Pausa und geschichtliche Zusammenhänge. Talheimer Verlag, Mössingen-Talheim 2013. 396 S., zahlreiche schwarz-weiße und farbige Abb., 32,80 Euro.*

In ihrem Vorwort zitieren die Herausgeber den Holocaust-Überlebenden und US-Schriftsteller Elie Wiesel (leider schreiben sie dessen Vornamen falsch): „Erinnerung muss Menschen zusammenbringen, anstatt sie zu trennen.“ Ihr Buch leistet einen höchst verdienstvollen Beitrag, Verbindungen zu ziehen von der Vergangenheit zur Gegenwart, Brücken zu schlagen zwischen Opfern und Nachgeborenen, Taten und Täter zu benennen und zugleich schmerzhaft Wahrheiten zu verstehen und zu verarbeiten. So gesehen ist die Geschichte der Mössinger Textildruckfirma Pausa ein Lehrstück. In ihrem Beitrag „Erinnerungskultur heute“ schreibt Sibylle Thelen, Leiterin des Fachbereichs Gedenkstättenarbeit der Landeszentrale für politische Bildung: Es geht um nachvollziehbare Lokalgeschichte, die den historischen zum gegenwärtigen Ort der „beharrlichen Erkundung“ macht, zu einem Ort, der kein Vergessen zulässt, aber Begegnungen ermöglicht. Dass dies in Mössingen gelungen ist, ist ein Verdienst des Löwenstein-Forschungsvereins, der seit 2007 spurensuchende Forschungsarbeit mit öffentlichem Denkanstoß verbindet.

Die 1919 von den jüdischen Familien Artur und Flora Löwenstein, Felix und Helene Löwenstein gegründete Mechanische Weberei, die spätere Pausa AG (benannt nach dem Gründungsort im Vogtland), war ein modernes, innovatives Unternehmen. Mit ihm kam die Produktionskultur von Werkbund und Bauhaus vom Stoffdesign bis zur Drucktechnik in die Provinz; die Brüder Löwenstein unterhielten Kontakte zu Künstlern wie Willi Baumeister, zu Baumeistern wie Walter Gropius.

An die Tradition der Alten Pausa knüpfte nach dem Krieg die Neue Pausa an. Der Architekt Manfred Lehmbruck nahm den Bauhaus-Stil der 1928 von den Brüdern Löwenstein errichteten Shedhalle auf und entwarf ein eindrucksvolles Ensemble mit Tonnen- und Bogenhalle, Kesselhaus und Verwaltungs-

gebäude. Auch Willy Häussler, der neue Chef, orientierte sich an den ästhetischen Vorbildern, ließ Stoffe nach Entwürfen von HAP Grieshaber oder Anton Stankowski fertigen. Stoffmuster durchziehen das Buch wie ein roter Faden und geben Einblick in Kontinuität und Wandel der Kreativwirtschaft.

Der Bruch in der Firmengeschichte trat 1935/36 mit der Enteignung der Inhaber ein, die Löwensteins flohen nach England. Richard Burkhardt, der den Betrieb mit der „Arisierung“ übernahm, wurde nach dem Krieg die Ehrenbürgerwürde verliehen. Es gehört zu den Stärken des Buches, dass der Tübinger Landrat Joachim Walter ebenso wie der Vorstandsvorsitzende der Kreissparkasse Tübingen, Christoph Gögler, ein dunkles Kapitel beleuchten: Verwaltungs- und Bankleute waren willigen Helfer und Vollstrecker.

Neben Vor- und Grußworten ist das Buch in die Kapitel „Erinnerung für die Verantwortung heute“, „Erinnerung und Begegnung“, „Geschichte in der Gegenwart“, „Geschichtliche Bezüge in Mössingen“, „Pausa und Bauhaus“ gegliedert. So schreibt der frühere Landesrabbiner Joel Berger über „Die Jüdischkeit in der Textilindustrie“; Irene Scherer zeigt die Zusammenarbeit mit dem Bauhaus am Beispiel dreier für die Pausa arbeitender Bauhaus-Schülerinnen; Irene Scherer und Welf Schröter verfolgen den Zusammenhang zwischen dem Mössinger Generalstreik von 1933 und der Vertreibung der Löwensteins 1936, eine Phase zwischen Aufbruchstimmung und Widerstand; Claudia Nowak-Walz zeichnet akribisch den Prozess der „Arisierung“ nach; Hermann Berner würdigt Willy Häusler, der nach dem Krieg an die Löwenstein-Ära anknüpfte.

Das Buch ist inhaltlich und optisch durchaus facettenreich. Bisweilen verliert es sich aber in Details eines Vereinsberichts. Auch das Layout ist nicht immer gelungen, manchen Bildern fehlt es an Qualität, andere sind zu klein wiedergegeben.

Mit zu den eindrucksvollsten Passagen gehören die Erinnerungen der Löwenstein-Nachfahren Doris Angel und Harold Livingston. An ihren Schicksalen werden Ausgrenzung und Vertreibung, Suche nach einer neuen und Wiederannäherung an die alte Heimat auf bewegende Weise erfahrbar. Inzwischen waren Mitglieder der Familie Löwenstein auf Einladung von Stadt und Forschungsverein mehrfach zu Besuch in Mössingen, es gab Gegenbesuche in England, neues Vertrauen ist entstanden. 2012 wurde der „Löwensteinplatz“ im Pausa-Quartier eingeweiht.

Die Pausa meldete 2001 Insolvenz an, die Nachfolgefirma stellte 2004 den Betrieb ein. 2006 erwarb die Stadt Mössingen das Areal, die Schedhalle, letztes bauliches Zeugnis der jüdischen Firmengeschichte, wurde abgerissen, Tonnen- und Bogenhalle konnten als Kulturdenkmale gerettet werden. Gebäudeteile werden heute unter anderem von Stadtbibliothek, Musikschule und Regionalverband genutzt, in der Bogenhalle führte das Theater Lindenhof 2013 sein Stück „Ein Dorf im Widerstand“ zum Mössinger Generalstreik auf – Beispiele dafür, wie die Aneignung eines historischen Ortes lokale Identität stiftet.

Wie notwendig die Auseinandersetzung mit der Geschichte ist, zeigte die in Mössingen 80 Jahre nach dem Generalstreik kontrovers geführte Diskussion um die historische Wahrheit, bei der auch geschichtsrevisionistische Argumente vertreten wurden. Umso wichtiger, dass der baden-württembergische Innenminister Reinhold Gall in seinem Geleitwort am Beispiel der Morde des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ auf die Bedeutung einer aktiven Erinnerungskultur einerseits, aber auch auf die Notwendigkeit einer entschlossenen Bekämpfung neonazistischer Hasstiraden und Gewalttaten andererseits hinweist.

Wolfgang Alber

*Neue Forschungen: Stadt, Schloss und Residenz Urach, hrsg. von Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und Klaus Gereon Beuckers (Kunsthistorisches Institut der Universität Kiel). Schnell + Steiner, Regensburg 2014. 280 S., zahlreiche, meist farbige Abb., 9 farbige Kartenbeilagen, 24,95 Euro.*

Gibt man im Internet die Stichworte „Schloss Urach“ und „Literatur“ ein, bekommt man ca. 465 000 Treffer angezeigt. Auch wenn man natürlich zu Recht davon ausgehen kann, dass es sich dabei keineswegs um nur auch annähernd „brauchbare“ Literatur handelt, spukt doch im Hinterkopf zuerst einmal die Frage herum: Ist wirklich ein weiteres Werk, das sich mit diesem Themenkomplex beschäftigt, noch nötig? Diese Frage stellt sich allerdings überhaupt nicht mehr, wenn man den oben genannten hervorragend ausgestatteten und bebilderten Band in Händen hält. Zusammengefasst auf knapp 280 Seiten erfährt der Leser fundiert und gut lesbar die detaillierten Ergebnisse einer mehrtägigen Fachtagung, die im Mai 2013 in Kooperation der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württembergs mit der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel in Bad Urach stattgefunden hat. In 17 Kapiteln wird u. a. die Geschichte des Schlosses beleuchtet sowie Urach als Residenzstadt in seiner Bedeutung und Wirkungsgeschichte im näheren Umfeld verortet.

Oliver Auge startet mit einer prägnanten Zusammenfassung über die Bedeutung von Urach als Residenz der Grafen von Württemberg, eine Stellung, die es von 1442 bis 1482 innehatte. Interessant dabei auch sein Verweis auf die erst seit relativ kurzer Zeit sicher definierte Bedeutung des Wortes „Residenz“. Wie in allen weiteren Beiträgen findet sich auch hier ein detaillierter Anmerkungsapparat, der Sachverhalte präzisiert und weitere wichtige Aufschlüsse gibt. Roland Deigendesch spannt anschließend eine gedankliche Brücke vom Tübinger zum Uracher Stift, nicht ohne pointiert die jeweiligen unterschiedlichen Bedeutungen zwischen wissenschaftlicher und geistlicher Sichtweise herauszuarbeiten und mit den Vorstellungen des damaligen Landesherren Eberhard im Bart abzugleichen. Zusätzlich ist u. a. zu erfahren, dass 1506 bis 1508 eine lateinische Schulgrammatik sowie weitere Schulbücher in

Urach gedruckt worden sind – sicher zur großen Freude früherer Schülergenerationen. Peter Rückert versucht in seinem Artikel einen Perspektivenwechsel, indem er die allseits bekannten dynastischen Beziehungen zwischen Urach und Italien beleuchtet, jedoch aus Sicht der jeweils beteiligten Bräute, nämlich Antonia Visconti, die 1380 Graf Eberhard III. heiratete, sowie Barbara Gonzaga, die 1474 mit Eberhard im Bart die berühmte „Uracher Hochzeit“ feierte. Ist auch die Quellenlage bei Antonia dürftiger als bei Barbara, bleibt jeweils festzuhalten, mit welch großen Unterschieden zu ihren heimischen Höfen in Mailand und Mantua die beiden jungen Bräute im kalten Norden zurechtkommen mussten. Gabriel Zeilinger bleibt es im nächsten Artikel überlassen, näher auf ebendiese Uracher Hochzeit von 1474 einzugehen und das Uracher Ereignis in den Kontext mittelalterlicher Hochzeiten zu stellen. Der Schreibkultur am Hofe Graf Eberhards ist ein umfangreicher Artikel von Regina Cermann gewidmet, der sich ausführlich mit dem Uracher Schreibmeister und Illuminator Stefan Schriber beschäftigt. Cermann weist nach, dass Schriber, bekannt durch sein Musterbuch (*Codex iconographicus* 420, heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München), ein weit größeres Werk als bisher angenommen für seinen Dienstherrn Graf Eberhard geschaffen hat. So beispielsweise dessen Kalender mit Stationen seiner 1468 unternommenen Fahrt ins Heilige Land, die sogenannte Mömpelgarder Genealogie, oder auch das heute in Chantilly aufbewahrte Fabelbuch „Bidpai“, wohl aus dem Jahr 1476, sowie weitere fünf Handschriften. Durch sein Werk war zudem eine Teilrekonstruktion von Eberhards fast vollständig verlorener Bibliothek möglich. Interessante Überlegungen stellt Cermann auch hinsichtlich des Ursprungs, der Bedeutung und Funktion der Palme als persönlichem Bildzeichen sowie des Wahlspruchs „Attempo“ an.

Auch die Verbindung von Buchdruck sowie Papierherstellung und Urach ist eigentlich nicht neu, doch gelingt es Erwin Frauenknecht in seinem Aufsatz, dies stringent mit der kulturellen Blüte Urachs im 15. Jahrhundert zu verbinden. Frauenknecht weist nicht nur die Herkunft des bislang irrigerweise nach Spanien verorteten ersten Uracher Papierers Terriere aus Italien nach, sondern geht auch ausführlich auf das frühe Uracher Wasserzeichen mit Horn und Hirschstange ein. Die Blütezeit der Uracher Papiermacherei und des Uracher Buchdrucks endet bereits 1482, verweist aber auch nach Reutlingen, da ab diesem Zeitpunkt Uracher Originaldruckstöcke vom Drucker Johann Otmar in seiner Reutlinger Werkstatt wiederverwendet worden sind. Hartmut Troll widmet sich in seinem Artikel den herrschaftlichen Gärten und stellt dies ebenfalls in den Kontext der dynastischen Beziehungen zu Italien. Nicht nur die finanziellen, sondern auch die klimatischen Bedingungen sind deutlich andere: Im Urach des 15. Jahrhunderts fehlt es vor allem an Spargel, Basilikum, Nelken und Rosmarin! Einen bislang kaum erforschten Bereich analysiert Klaus Graf in seinem Beitrag „Hohenurach und seine Gefangenen“. Hier ist die Quellenlage leider recht dürftig, die Höhenburg ist wohl im

11. Jahrhundert angelegt worden, detaillierte baugeschichtliche Angaben fehlen weitgehend. Vermutlich hatte die Burg ursprünglich rein militärische Aufgaben, bis 1765 das Ende als Festung kam. Graf kann 50 Festungsgefangene namentlich ermitteln, von denen er drei näher vorstellt: Graf Heinrich von Württemberg, Nikodemus Frischlin und Magdalena Möringer. Auch während des Bauernkrieges wurde der Hohenurach als Gefängnis genutzt, ein heute eher in Vergessenheit geratenes Detail, sowie die Tatsache, dass hier auch vereinzelt psychisch Kranke inhaftiert wurden. Den gedanklichen Schlenker zum Heute stellt Graf mit einem Verweis auf den Skandal um Gustl Morath dar. Eberhard Fritz gelingt es in seinem Aufsatz über Urach im 30-jährigen Krieg sehr gut, Stadt und Amt in den Gesamtkontext der damaligen Entwicklungen zu stellen, die wirtschaftlichen Folgen für die in und um Urach herum lebenden Menschen aufzuzeigen sowie das wechselnde Kriegsglück der Württemberger näher zu beleuchten. Die Dramatik des Krieges, der zuerst – ohne direkte Betroffenheit – weit entfernt spielt, wird so, nun sich langsam immer mehr steigernd, auch zu einem herausragenden Lokalereignis, bebildert mit aufschlussreichem Kartenmaterial. Tilmann Marstaller unternimmt höchst aufschlussreich die baugeschichtliche Einordnung von Schloss, Stift und Stadt Urach. Besonders bemerkenswert ist dabei, dass die früher das Stadtbild so stark prägenden Gewässer (Hirschsee, Großer und Kleiner Schwanensee) heute fast vollständig aus dem immer noch malerischen Stadtbild verschwunden sind. Marstaller verweist auf die Schwierigkeit, dass in sehr frühen Quellen keine Unterscheidung zwischen Tal- und Höhenburg vorliege, was die baugeschichtliche Einordnung erheblich erschwerte. Auch die Verleihung der Stadtrechte an Urach ist nicht genau datierbar. Hingegen konnte Marstaller mit dendrochronologischen Untersuchungen in zwei Häusern ein genaues Fälldatum der verwendeten Bauhölzer von 1361/62 nachweisen. Ausführlich und höchst informativ geht er mit Fotos, Plänen und Tabellen auf die Baugeschichte des Schlosses ein, ein Leckerbissen für alle baugeschichtlich Interessierten. Auch seine Auslassungen zu den aktuellen Forschungen zum „Haus am Gorisbrunnen“ werfen neue Fragen auf, die weitere Untersuchungen bedingen. Ulrich Knapp bleibt es überlassen, die Stiftskirche St. Amandus in den Rahmen zeitgenössischer Baukonzepte zu stellen. Außerordentlich hilfreich für seinen Beitrag sind zudem die im hinteren Umschlag eingelegten baugeschichtlichen Pläne mit Grundrissen und Steinmetzzeichen, gerade auch zur Verdeutlichung von Unterschieden und Ähnlichkeiten zwischen der Uracher Amandus- und der Stuttgarter Stiftskirche. Einige neue architekturhistorische Erkenntnisse liefert Knapp mit der Gegenüberstellung der Uracher mit der Leonberger Stadtpfarrkirche St. Johannes der Täufer. Detailliert fasst er die Untersuchungen aus verschiedenen Disziplinen in einem Kapitel zusammen, indem er den genauen Bauablauf rekonstruiert sowie die Datierung der einzelnen Bauabschnitte erläutert. Sehr hilfreich für weitere Forschungen sind auch seine Hinweise auf die verwendeten Steinmetzzeichen

in Urach sowie in der Stuttgarter Stiftskirche. Ellen Pietrus beschäftigt sich mit der Restaurierung der Amanduskirche (1896–1901) durch den Architekten Heinrich Dolmetsch und erläutert sehr schön den Gesinnungswandel innerhalb der Denkmalpflege gegen Ende des 19. Jahrhunderts, was den Erhalt bzw. die Wiederherstellung von verloren gegangener Bausubstanz betrifft. Interessant ist hierbei der in Teilen publizierte Schriftwechsel von Dolmetsch, in dem er seine Vorgehensweise begründet und erläutert. Gerade auch seine Überlegungen hinsichtlich einer verbesserten Akustik und eine veränderte Aufstellung von Kanzel, Altar und Kirchenbänken zeigen, wie weitreichend seine Eingriffe waren. Die Frage der Akustik verweist hier auch auf die Reutlinger Marienkirche, die ebenfalls von Dolmetsch restauriert wurde und in der sein Patent einer „Wandverkleidung aus Kork zur Beseitigung gebeugter Schallwellen (Echos) in großen Räumen“ verwirklicht wurde. Von großer Bedeutung für Dolmetsch war auch die Ausmalung der Amanduskirche. Hier weist Pietrus nach, dass sich Dolmetsch so weit als möglich an vorgefundenen Vorbildern orientierte – und kommt zusammenfassend zum Schluss, dass Dolmetsch in seiner Restaurierungsarbeit dem 19. Jahrhundert treu bleibt, in Ansätzen aber schon auf Ansichten des 20. Jahrhunderts verweist. Kirstin Mannhardt widmet sich dem kunstgeschichtlich herausragenden, nach wie vor aber wenig erforschten Heiligen Grab in der Reutlinger Marienkirche. Verwertbares Quellenmaterial lässt sich in der Hauptsache erst in Bezug zur Restaurierung durch Dolmetsch (1893–1901) finden. Mannhardt weist die wechselvolle Baugeschichte des Heiligen Grabes akribisch – teils mit historischen Fotos aus dem Reutlinger Stadtarchiv – nach und stellt dies sehr schön in Bezug zu anderen Heilig-Grab-Darstellungen. Mannhardt gelangt anhand der Skulpturen und Ornamentformen zu der Auffassung, dass es enge Beziehungen zwischen den in Reutlingen, Blaubeuren, Tübingen und Urach tätigen Handwerkern gegeben hat. Der Name Joseph Schmid ruft vermutlich – auch unter Fachleuten – zuerst einmal kein allzu großes Echo hervor, so bleibt es Julia Sukiennik überlassen, kenntnisreich auf diesen fast in Vergessenheit geratenen Bildhauer der Renaissance einzugehen. Bereits 1877 begannen Forschungen zu seinem Wirken, heute können ihm 30 Werke, hauptsächlich Grabdenkmäler, sicher zugewiesen werden; die Quellenlage zu seinem Leben und Wirken ist erfreulicherweise grundsätzlich gut. Auch das Grabdenkmal für den 1549 verstorbenen Nikolaus Müller sowie der ehemalige Kanzelaufsatz (heute Leseputz im Chor) in der Uracher Amanduskirche stammen von ihm. Nach Sukiennik könnten die Reliefs am Portal von Schloss Hohentübingen für ein neues Kapitel in Schmid's Werkkanon stehen. Alma-Mara Brandenburg beschäftigt sich ebenfalls mit einem „dekorativen“ Thema, indem sie das „Uracher Prunkbett“ aus dem 16. Jahrhundert, das als eines der wenigen originalen Einrichtungsgegenstände im Uracher Schloss gilt, kunsthistorisch bewertet und einordnet. Dabei gelangt Brandenburg zu der Schlussfolgerung, dass die Annahme, das Prunkbett gehöre zum originalen Inventar des Schlos-

ses, ebenso zweifelhaft ist wie die Zuschreibung der Arbeit an den Schreiner Hans Rottenburger d. J. Brandenburg illustriert die hohe Wertigkeit, mit der das Bett anlässlich der am 10. Mai 1585 gefeierten Hochzeit von Herzog Ludwig von Württemberg (reg. 1568–1593) mit Ursula von Pfalz-Veldenz-Lützelstein gefertigt worden war, und gibt einen kleinen Einblick in die Gesamtentwicklung der Möbelkunst gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Mit der weiteren Geschichte des Schlosses im 18. und 19. Jahrhundert beschäftigt sich Patricia Peschel, die vor allem auf dessen Nutzung als Refugium für Jagdaufenthalte durch Herzog Carl-Eugen (1728–1793) hinweist. Peschel kann belegen, dass es nicht, wie bisher angenommen, eine, sondern zwei Umbauphasen gegeben hat. Urach konnte so als repräsentativer Sitz auch für größere herzogliche Jagdgesellschaften bestens genutzt werden. Interessante Hinweise für die Nutzung insgesamt ergeben sich auch durch die von Peschel angeführten Inventarlisten. Bis in das Jahr 1826 wurde Urach gern als privates Absteigequartier der königlichen Familie genutzt und gehört damit in die Reihe von Jagd- und Lustschlössern, wie sie württembergische Regenten üblicherweise unterhielten – hier jedoch stets in besonderer Erinnerung an den bedeutenden Ahnherrn des Hauses, Herzog Eberhard im Bart. Den letzten, ganz aktuellen Aspekt dieser umfangreichen Urach-Geschichte liefert Stefanie Leisentritt, die von den Diskussionen der 1950er-Jahre berichtet, das Uracher Schloss komplett abzureißen und an seiner Stelle ein neues Schulgebäude zu errichten. Im 19. Jahrhundert war das Schloss vom Uracher Dekan und Stadtpfarrer sowie teilweise vom Geschichts- und Altertumsverein genutzt, nur einzelne Räume waren der Öffentlichkeit bereits zugänglich. Leisentritt legt dabei den erstaunlichen Tatbestand offen, dass das Schloss, nachdem man von den Abrissplänen abgerückt war, zwar ab 1960 über acht Jahre für 2,3 Mio. DM renoviert worden ist, die Dokumentation der Bauarbeiten aber außerordentlich dürftig ist. Es gibt kaum aufschlussreiches Material über die doch sehr erheblichen Eingriffe in und die Veränderungen an der historischen Bausubstanz des Schlosses sowie eine exakte Beschreibung des vorherigen Zustands.

Am Ende dieses Buches über die Geschichte von Stadt, Schloss und Residenz Urach sind viele Fragen beantwortet und einige neue Forschungsfelder eröffnet. Wer sich für die Geschichte unserer Nachbarstadt interessiert, ist mit diesem reich bebilderten Band bestens bedient.

*Barbara Krämer*



*Bildung in moderner Architektur. Georg-Goldstein-Schule, Kaufmännische Schule Bad Urach. Festschrift zur Einweihungs- und Namensgebungsfeier, hrsg. vom Landkreis Reutlingen. Redaktion Hans-Peter Kuhnle und Daniel Wesel. Druckerei Grammlich, Pliezhausen 2012. 110 S., zahlr., meist farbige Abb., 10,- Euro.*

Der von dem Reutlinger Atelier Dohse aufwendig und schön gestaltete Band hat zwei Hauptthemen. Einmal geht es um die Person Dr. Georg Goldsteins (19.10.1877–18.03.1943) und die Geschichte des von ihm angestoßenen Kaufmannserholungsheimes bei Bad Urach, dem heutigen „Haus auf der Alb.“ Sodann wird aus Anlass der Schulnamensgebung das berufliche Schulwesen in Bad Urach einst und heute geschildert.

Hans-Peter Kuhnle, selbst Lehrer an der Goldstein-Schule, stellt den Namensgeber vor. Goldstein wurde 1877 in Breslau geboren, übersiedelte dann nach Wiesbaden und erlitt nach seiner Deportation nach Theresienstadt 1943 dort den Tod. Lange Jahre Direktor der „Deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime“ (DGK), war er ein Pionier für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung. Es ist zu begrüßen, ihn auf diese Weise in Form der Namensgebung der Beruflichen Schule der Vergessenheit zu entreißen. Mit Urach verbindet Georg Goldstein seine Initiative zum Bau des 1930 eingeweihten „Hauses auf der Alb“. Das Haus diente der Erholung kaufmännischer Angestellter. Goldstein wurde als Jude 1933 abgesetzt, das Heim danach unter anderem „Kraft-durch-Freude-Heim“, später dann diente es für die Kinderlandverschickung, als Lazarett und schließlich als Flüchtlingsunterkunft. Georg Goldstein ist heute ein „Stolperstein“ vor dem heutigen Haus auf der Alb gewidmet.

Kreisarchivarin Irmtraud Betz-Wischnath schildert die Entwicklung der beruflichen Bildung in Urach und verfolgt anschaulich die Ergänzung der ursprünglich rein zünftischen Berufsbildung durch die gewerbliche Schulwesen im 19. Jahrhundert. Aufgearbeitet wird ebenso die Geschichte der Schulbauten in der ehemaligen Oberamtsstadt. Daniel Wesely führt dieses Thema mit seinem Beitrag zu den „Beruflichen Schulen in Bad Urach 1955–2012“ fort. Diese Zeit, von einigen „Schulreformen“ geprägt, erbrachte heute eine breite Palette beruflicher Bildungsabschlüsse. Dabei erfahren die Leser auch, weshalb unter dem Werkstattgebäude ein sogenannter Luftschutzraum – kurz Atombunker genannt – entstanden ist. „Lernen 2.0 – Der Neubau der Georg-Goldstein-Schule in Bad Urach“ ist der Beitrag von Eberhard Wurst überschrieben. Er befasst sich mit städtebaulichen Aspekten ebenso wie mit bauplanerischen Details des neuen Uracher Schulkomplexes, der zeitgemäßes Lernen unterstützen und Freiraum auch für kulturelle Veranstaltungen bieten soll. Den heutigen Stand beruflicher Schulen im Landkreis schildert außerdem ein einleitendes Kapitel „Der Landkreis Reutlingen als Schulträger“.

Die heutige Arbeit im Haus auf der Alb, einer Außenstelle der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, stellt dessen Leiter Markus Hug vor. Neben dem breiten Spektrum von Tagungs- und Seminarangeboten beeindrucken hier auch die Zahlen, die die Wirtschaftlichkeit des Hauses belegen und die zeigen, dass man sich bemüht, alle Potenziale zu erschließen.

Das Haus auf der Alb gilt heute neben der Stuttgarter Weißenhofsiedlung und dem Hafengebäude in Friedrichshafen als eines der wichtigsten Zeugnisse des Neuen Bauens in Württemberg. Die Idee des Gründers Georg Goldstein und der architektonische Entwurf von Adolf G. Schneck schildert der Architekt Hellmut Kuby ebenso wie die Geschichte der aufwendigen Renovierung des 1981 unter Denkmalschutz gestellten Hauses. Es ist für ihn „Ergebnis einer kongenialen Zusammenarbeit zwischen Bauherrn und Architekten“.

*Michael Koppi*

*Otmar Gotterbarm: Die Abgestürzten. Der Luftkrieg am 25. und 26. Februar 1944 über Augsburg und der Schwäbischen Alb. Gerhard Hess Verlag, Bad Schussenried 2013. 264 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Abb., 21,90 Euro.*

Mit reichlichem und oft unbekanntem Bildmaterial wird die Bombardierung Augsburgs und der Absturz dreier kanadischer Bomber auf ihrem Rückflug über die Schwäbische Alb beschrieben. Obwohl die Dörfer der Alb nur Überfluggebiet waren, bestimmten auch Luftangriffe den Alltag der Bewohner. Noch heute erzählen die Menschen von den Feinden, die mit ihren Bombern förmlich aus dem Himmel gefallen waren.

Zehn Jahre hat Gotterbarm recherchiert, um die Spuren der Abgestürzten aus England und Kanada zu verfolgen und um nachzuzeichnen, wie der Luftkrieg an Bord und am Boden erfahren wurde. Als großes Problem gestaltete sich die Befragung der Zeitzeugen, die im Verlauf des Entstehens buchstäblich wegstarben und den Verfasser unter Zeitdruck setzten. Und dennoch, über 100 befragte Personen gestatten einen Einblick in das seinerzeitige Denken und Fühlen. Das Leid der Menschen bringen die Berichte einer elsässischen Fremdarbeiterin nahe. Man erfährt von Angst und Not, von der Faszination des Krieges besonders bei den Jugendlichen der Zeit. Aber nicht nur die menschlichen Schicksale wissen zu fesseln auch flug- und flugzeugtechnisch Interessierte sind mit dem Buch angesprochen.

Den Rahmen der Handlung bildet die Geschichte eines bei Bad Urach-Seeburg gefundenen Schul-Siegelrings eines abgeschossenen kanadischen Fliegers, der 1958 am Absturzort gefunden wurde. Durch Gotterbarms beharrliche Recherche gelang es den Ring dem Neffen des betroffenen Fliegers zurückzugeben.

Geschichte vor Ort geschehen ist allemal spannend. Sie spiegelt die „große Politik“ im Kleinen und macht sie greifbar. Dies macht sich der Autor zunutze und gibt einen eindrücklichen Einblick in die Kriegsergebnisse auf der Alb.

Augenzeugenberichte verdeutlichen die Geschehnisse und die damit einhergehenden Ängste. Gotterbarms Schilderungen lassen dabei die Anteilnahme auch am Schicksal und dem Empfinden der ehemaligen Feinde, die sich retten konnten, deutlich werden. So spürte der Autor die Schicksale der Besatzungsmitglieder der feindlichen Bomber auf, teilweise bis hin zu ihren Gräbern. Es gelingt ihm durch die Individualisierung des Feindbegriffs zu verdeutlichen: Sobald sich Feinde gegenüber stehen, ein jeder in seiner Verletzlichkeit, vergessen sie Fremdheit und oft auch Feindschaft.

Otmar Gotterbarm hat sein Buch mit Herzblut geschrieben, es ist ihm zur Lebensaufgabe geworden und nicht zuletzt will er es auch als Zeichen der Versöhnung geschätzt wissen.

Ein sprachlich leicht zugängliches, in seiner Anschaulichkeit beeindruckendes und somit auch für die heute lebende Generation ein spannendes Geschichtsbuch.

*Harald Schneider*

*Sarah Kristin Kleinmann: Hier ist irgendwie ein großes Stillschweigen. Das kollektive Gedächtnis und die Zwangsarbeit in der Munitionsanstalt Haid in Engstingen (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 42). Verlag Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Tübingen 2011. 123 S., 12,00 Euro.*

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die 2009 abgeschlossene Magisterarbeit der Verfasserin, die an der Eberhard Karls Universität Tübingen Empirische Kulturwissenschaft, Politikwissenschaft sowie neuere und neueste Geschichte studiert hat.

Obwohl der Titel der Studie das Thema Zwangsarbeit deutlich anklingen lässt, spielt es als lokalhistorischer Untersuchungsgegenstand nur eine untergeordnete Rolle. Kleinmann begibt sich auf die Metaebene des kollektiven Gedächtnisses der Engstinger Bevölkerung und versucht den Erinnerungsspuren der in der „Muna Haid“ geleisteten Zwangsarbeit nachzugehen.

Das erscheint ambitioniert angesichts der von der Verfasserin selbst mehrfach konstatierten schlechten Quellenlage und noch ausstehender eingehender Lokalstudien zur Zwangsarbeit in der Muna Haid. Für eine fundierte Gewichtung, Interpretation und Bewertung der ermittelten Erinnerungsspuren und Vergangenheitsdeutungen wäre eine gesicherte Forschungsgrundlage jedoch wichtige Voraussetzung. Wenn sich für diesen Zweck auch vergleichbare Forschungsergebnisse zum Umgang mit dem Thema Zwangsarbeit heranziehen lassen, erwartet der Leser in einer explizit als Lokalstudie ausgewiesenen Untersuchung, in der die Verfasserin zudem die Frage des

künftigen öffentlichen Erinnerns aufwirft, doch eine konkretere Betrachtung der historischen Ausgangssituation vor Ort.

Kleinmanns Studie folgt einem zweigliedrigen Aufbau von Theorieteil und Feldforschung.

Im Theorieteil erörtert die Verfasserin zentrale Theoreme und Begriffe der Erinnerungsforschung, in deren Mittelpunkt das Konzept des „kollektiven Gedächtnisses“ des französischen Soziologen Maurice Halbwachs in seiner weiterentwickelten Form steht. Das „kollektive Gedächtnis“ lässt sich danach zum einen als „kommunikatives“, d. h. als lebendiges, erfahrungsgeprägtes Gedächtnis, wie es uns etwa in der Kommunikation mit Zeitzeugen entgegentritt, zum anderen als „kulturelles Gedächtnis“ begreifen, das mit zunehmender zeitlicher Distanz zu vergangenen Ereignissen auf deren mediale Vermittlung oder auch Erinnerungsorte angewiesen ist. Aktualität besitzt diese Konzeption gerade durch den Umstand, dass die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus sich an der Nahtstelle von „kommunikativem“ zu „kulturellem Gedächtnis“ befindet, und damit die Frage der Form künftigen Erinnerns, etwa auch an einem Ort wie der Muna Haid, aufgeworfen wird.

Diese Erörterungen konkretisiert Kleinmann anhand eines kurzen Kapitels zur öffentlichen Erinnerungskultur in der Bundesrepublik, die stets auch von gesellschaftlichen Kontroversen begleitet war und ist.

Das Thema Zwangsarbeit im Nationalsozialismus als historischer Hintergrund der Untersuchung wird schließlich noch in allgemeiner und regionaler Perspektive sowie anhand von drei Fallbeispielen aus anderen Munitionsanstalten erläutert.

Im zweiten Teil ihrer Arbeit widmet sich Kleinmann dann der Feldforschung, die im Wesentlichen aus Interviews, Ortsbegehungen und einer Auswertung von Literatur und Presseartikeln zur Muna Haid besteht. Neben 12 Interviews führte die Verfasserin auch zwei Schüler-Gruppendiskussionen. Acht der insgesamt 15 interviewten Personen entstammen der Zeitzeugen-Generation.

Mit großer Offenheit reflektiert die Verfasserin ihre eigene Rolle als „Forscherin im Feld“ und offenbart die Schwierigkeiten, mit denen derartige Untersuchungen im dörflichen Mikrokosmos behaftet sind, in dem etwa der Austausch über belastete Vergangenheitserfahrungen lediglich innerhalb der Familie oder derselben Generation, weitestgehend unzugänglich für Außenstehende, stattfindet. Diese Offenheit birgt aber zugleich die Gefahr ins Anekdotische abzugleiten, wenn Kleinmann beispielsweise berichtet, wie sie bei ihrem ersten Interview mit sieben Gläsern selbst gekochter Marmelade beschenkt wurde.

Angesichts der dünnen Quellenlage wirken manche Situationsbeschreibungen zu bedeutungsaufgeladen und spiegeln eher eine gewisse Erwartungshaltung der Forscherin. Gerade wenn man sich im spekulativen Bereich bewegt, sollten wertende Begrifflichkeiten möglichst vermieden werden. Die

Schilderung der Zufallsbegegnung mit einer jungen Frau auf dem Muna-Gelände verdeutlicht die Problematik: „Sie meint, sie wisse ‚jetzt auch nicht‘, weshalb hier Munition geräumt werde. [...] Vielleicht ist ihr Nichtwissen auch Ausdruck einer Weigerung, ‚das kollektive Versagen derer, die hier Heimat hatten‘, anzuerkennen.“

Für die Auswertung der wenigen zur Verfügung stehenden Literatur wurden insbesondere das 2008 von der Gemeinde Engstingen herausgegebene „Engstinger Heimatbuch“ sowie die zwei vor allem auf den Bundeswehrstandort Haid fokussierten Monographien von Jan Rolf Friederichs (2004) und Joachim Lenk (2006) herangezogen. Dabei kommt Kleinmann zum Ergebnis einer eher beschönigenden Vermittlung des Themas Zwangsarbeit, was wohl nicht zuletzt eine Folge des teilweise unreflektierten Sprachgebrauchs in diesen Darstellungen ist.

Als Resümee ihrer Untersuchung hält die Verfasserin „ein großes Stillschweigen als dominante Facette des kollektiven Gedächtnisses“ in der Thematisierung der Zwangsarbeit fest und schließt mit einem engagierten Appell zur Erinnerungsarbeit gegenüber diesem historischen Kapitel der Muna Haid. Offen bleibt die Frage, in welcher Form dies an einem sowohl historisch als auch baulich so stark überformten Ort, auf einer künftig sicherlich kaum breiteren Quellenbasis realisiert werden kann.

Wer einen Einblick in die Möglichkeiten und Hemmnisse empirischer Feldforschung im dörflichen Mikrokosmos gewinnen will, findet in der vorliegenden Studie eine Fülle an Material. Der Verfasserin gebührt das Verdienst, sich als Außenstehende in einer kleineren Gemeinde auf das immer noch schwierige Terrain des individuellen wie kollektiven Umgangs mit der NS-Vergangenheit begeben zu haben. Neue Erkenntnisse zur in der Muna Haid geleisteten Zwangsarbeit wird man in dieser Untersuchung allerdings vergeblich suchen.

*Stefan Spiller*

## Autoren und Rezensenten

Wolfgang Alber M. A., Kulturwissenschaftler; Eschenweg 6/1, 72770 Reutlingen-Ohmenhausen

Dr. Ulrich Bausch, Leiter der Volkshochschule Reutlingen; Spendhausstraße 6, 72764 Reutlingen

Dr. Roland Deigendesch, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor i. R.; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Antonia Jeismann M. A., Kultur- und Religionswissenschaftlerin sowie Historikerin; Reutlingen

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Harald Schneider, Studiendirektor i. R.; Steinenbolstraße 33, 72793 Pfullingen

Matthias Slunitschek, Doktorand der Deutschen Philologie; Neustetter Straße 23, 74523 Schwäbisch Hall

Kilian Spiethoff M. A., Doktorand der Geschichte; Am Kreuzweg 6, 83435 Bad Reichenhall.

Dipl.-Archivar Stefan Spiller M. A., Stadtarchivar; Marktplatz 2/2, 72793 Pfullingen

Prof. Dr. Hans-Georg Wehling, Politikwissenschaftler; Vochezenholzstraße 62, 72762 Reutlingen

Dr. med. Martin Widmann, Arzt; Aspenweg 7, 72127 Kusterdingen

Prof. Dr. Roland Wolf, Studiendirektor; Moselstraße 18, 72768 Reutlingen

## Abbildungsnachweise

- S. 11: StadtA Rt., A 2 Nr. 1621.  
 S. 12: Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 384 fol. 96v.  
 S. 15: Heimatmuseum Reutlingen (HMR), Inv.-Nr. 1991/0682.  
 S. 18: StadtA Rt., A 2 Nr. 1633.  
 S. 20: Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Mus. I 2°63 fol. 31v.  
 S. 23: Bayerische Staatsbibliothek München, Res/4 Chir. 89 (Titelblatt).  
 S. 25: StadtA Rt., A 2 Nr. 320.  
 S. 29: StadtA Rt., A 2 Nr. 4382.  
 S. 32–33: HMR, Inv.-Nr. 788.  
 S. 35 *links*: Universitätsbibliothek Tübingen, L XV 500.  
 S. 35 *rechts*: Universitätsbibliothek Basel, Sign. Diss 15:52.  
 S. 40: Universitätsbibliothek Basel, Sign. Diss 14:42.  
 S. 41: Foto: Haus der Stadtgeschichte – StadtA Ulm.  
 S. 42: Stadtbibl. Rt., FD 1419.  
 S. 44: StadtA Rt., A 2 Nr. 5152.  
 S. 45: Stadtbibl. Rt., FD 1097.  
 S. 46 *links*: Bayerische Staatsbibliothek München, 4 Astr.p. 73 (Titelblatt).  
 S. 46 *rechts*: HMR Inv.-Nr. 2009/0016.  
 S. 48: Stadtbibl. Rt., FD 296.  
 S. 52: Wellcome Library, London, ICV Nr. 4173 (Copyright: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>).  
 S. 53: Stadtbibl. Rt., FD 1894.  
 S. 54: StadtA Rt., A 2 Nr. 8177.  
 S. 60: HMR, Inv.-Nr. 625.  
 S. 64 *links*: Staatsarchiv des Kantons Bern, T.C 17.  
 S. 64 *rechts*: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, R 4 Nr. 15395 UF.  
 S. 66: Staatsarchiv Basel-Stadt, Bild Wack. D 17.  
 S. 69: International Institute of Social History, Amsterdam, Inv.-Nr. 2006/8379.  
 S. 70: Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 703 C 4.1, C 4.2.  
 S. 72 *links*: aus: Argovia 34 (1911), S. XXII.  
 S. 72 *rechts*: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, R 4 Nr. 15662.  
 S. 77: T. Elsasser: Aarauer Stadtbilder aus fünf Jahrhunderten, 1983, S. 19.  
 S. 80: Foto: K. Spiethoff.  
 S. 86: J. G. Krünitz: Ökonomisch-technologische Encyclopädie, Bd. 148, 1828.  
 S. 89: Bayerische Staatsbibliothek München, 4 Eph.pol. 70 – 1823.  
 S. 97: Archives Service Center at the University of Pittsburgh, Collection Wesley Pickard, PGHPRINT 041.  
 S. 99 *links*: Galerie de la presse, de la littérature et des beaux-arts 2 (1840).  
 S. 99 *Mitte*: Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg, NIM.23980.  
 S. 99 *rechts*: Bibliothèque nationale de France, Paris, Collection Michel Hennin. Estampes relatives à l'Histoire de France, Bd. 167 (1833–1836), Nr. 14617.  
 S. 110: HMR, Inv.-Nr. 1988/351.  
 S. 112: Archiv des Evang. Stifts Tübingen, K VIII F 47, 2 (313).  
 S. 113: Haus der Stadtgeschichte – StadtA Ulm, F 4 Bildnis 600.  
 S. 115: HMR, Inv.-Nr. 1988/360.  
 S. 124: StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a (Titelbl.).  
 S. 132: StadtA Rt., Graph. Slg. Nr. 473.  
 S. 141: StadtA Rt., GA Rommelsbach Nr. 579 a, S. 3.  
 S. 145: Landesarchiv Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, H 107/18 Bd. 52 Bl. 24.  
 S. 153: StadtA Rt., S 105/5 (Foto Dohm) Nr. 10564.  
 S. 168: Universität Tübingen, Inst. für Ur- u. Frühgeschichte u. Archäologie des Mittelalters. Foto: H. Jensen.  
 S. 176: StadtA Rt., S 103 Nr. 840.  
 S. 182: StadtA Rt., Flurkarten Nr. 57.  
 S. 202: StadtA Rt., Graph. Slg. Nr. 408 (Ausschnitt).  
 S. 226: Privatbesitz Fam. Goerlich.  
 S. 228: Privatbesitz Fam. Goerlich.  
 S. 229: StadtA Rt., N 76 Nr. 8.  
 S. 237: StadtA Rt., N 76 Nr. 2.  
 S. 241: StadtA Rt., N 76 Nr. 13.  
 S. 242: StadtA Rt., N 76 Nr. 11.  
 S. 244: StadtA Rt., N 76 Nr. 12.